

II. Übergang zur Vaterschaft als Triangulierungsprozess

1. Theoretische Grundlegung 1

1.1 Familienmodell: Das Modell der ödipalen Triade

Einleitung

Für die nähere Bestimmung der Dynamik des Übergangs zur Vaterschaft benötigen wir ein ausreichendes Verständnis der grundlegenden Strukturen der familialen Interaktion. Ulrich Oevermann hat hierzu in stellenweiser Anknüpfung an Freuds Entwicklungstheorie ein *Modell der ödipalen Triade* entwickelt, das den Strukturkern von Familie als sozialisatorischer Praxis darstellt. Im Unterschied zu psychoanalytischen Ansätzen handelt es sich dabei aber um eine *soziologisch-strukturanalytische Rekonstruktion* des Strukturkerns von Familie: „Denn das Gebilde, das als „ödipale Triade“ bezeichnet wird [...] wird hier als soziale Struktur mit einer sozialen Dynamik begriffen, die unabhängig von den konkreten psychischen Formationen der Beteiligten eigengesetzlich operiert.“ (Oevermann 2001a, 84)

Im Folgenden soll dieses für die vorliegende Untersuchung grundlegende Modell zunächst kurz skizziert werden. Hier soll deutlich werden, dass Oevermann die Rekonstruktion und Grundlegung der Strukturodynamik der ödipalen Triade aus zwei Perspektiven vornimmt: einer *synchronen*, in der alle Positionen der Triade tendenziell als gleich angesehen werden, und einer *asynchronen*, die die Unterschiede zwischen der Gatten- und der Eltern-Kind-Beziehung herausarbeitet. Dabei räumt Oevermann der synchronen Perspektive eindeutig einen Primat ein, indem er in dieser die zentrale Dynamik der ödipalen Triade verortet. In einem zweiten Schritt soll dann gezeigt werden, dass die synchrone Perspektive mit der asynchronen nicht ohne weiteres kompatibel ist bzw. letztere die erstere in ihrer Gültigkeit erheblich einschränkt, so dass unklar bleibt, wie sich beide Perspektiven zueinander verhalten. Dieses Klärungsproblem lässt sich an der Frage festmachen, ob der für die Gattenbeziehung bzw. überhaupt für diffuse Sozialbeziehungen konstitutive wechselseitige Ausschließlichkeitsanspruch im gleichen Sinne auch für die Eltern-Kind-Beziehung gilt, ob also das, was Oe-

vermann die „Generalisierung des Monogamie-Arguments“ nennt, der Strukturlogik der Eltern-Kind-Beziehung gerecht wird. Dieser Frage wird in einem dritten Schritt nachgegangen. Dabei soll herausgearbeitet werden, dass Gatten- und Eltern-Kind-Beziehung in Bezug auf den Umgang mit dem jeweiligen Dritten jeweils einer unterschiedlichen bzw. gegensätzlichen Strukturlogik folgen. Dies erlaubt es, in einem vierten Schritt genauer zu bestimmen, worin die sogenannte Triangulierungsaufgabe der Gatten bzw. Eltern in der Praxis der familialen Interaktion besteht. Damit erhalten wir gleichzeitig eine Antwort auf die Frage, was – gleichzeitig zu bzw. entgegen der für diffuse Sozialbeziehungen konstitutiven Tendenz, einen Dritten auszuschließen – die ödipale Triade als Ganzes zusammenhält. Dies führt schließlich in einem fünften Schritt zu der Schlussfolgerung, dass die zentrale Strukturlogik der ödipalen Triade sich nicht in der synchronen Perspektive auf die Triade verorten bzw. aus ihr heraus sich rekonstruieren lässt, sondern dass die *widersprüchliche Einheit*, als die Oevermann das Strukturgebilde Familie in seinem Kern bestimmt und aus der heraus die zentrale Entwicklungsdynamik hervorgeht, in der spezifischen Verzahnung der beiden Dyadentypen – also der Gatten- und der Eltern-Kind-Beziehung – gesehen werden muss, so wie es auch die Rekonstruktion der Strukturlogik von Oevermann aus der asynchronen Perspektive nahelegt.

Oevermanns Modell der ödipalen Triade

Das Gebilde, das Oevermann als „ödipale Triade“ bezeichnet und das den Strukturkern der Familie als sozialisatorischer Praxis ausmacht, „besteht aus zwei verschiedenen Strukturtypen von Dyaden: der Gattenbeziehung und der Eltern-Kind-Beziehung, die sich ihrerseits in zwei Untertypen differenziert: die Mutter-Kind-Beziehung und die Vater-Kind-Beziehung.“ (ebenda 85) Diese Beziehungen sind laut Oevermann zugleich die Prototypen von diffusen Sozialbeziehungen im Unterschied zu spezifischen Sozialbeziehungen.

Die Struktureigenschaft *diffuser Sozialbeziehungen* lässt sich in vier Dimensionen zerlegen, die zugleich die strukturellen Gemeinsamkeiten der die ödipale Triade konstituierenden Dyaden beschreiben: (1) *Unkündbarkeit*: alle familialen Dyaden sind – im Unterschied bspw. zu Vertragsbeziehungen – auf Unbefristetheit hin angelegt; das heißt, selbst im Falle ihrer faktischen Trennung ist damit nicht ihre strukturelle Unkündbarkeit aufgehoben; (2) *Körperbasis*: „Für diese Dyaden ist eine Körperbasis konstitutiv und für deren Gelingen, dass dieses Konstitutionsverhältnis von den Beteiligten anerkannt ist“; (3) *Vertrauensbildung auf der Grundlage der Bedingungslosigkeit durch praktischen Vollzug*: „Vertrauen stellt sich in diffusen Sozialbeziehungen dadurch her, dass es bedingungslos vollzogen wird“; und (4) *generalisierte wechselseitige Affektbesetzung*:

„Die wechselseitige Bindung in diesen Beziehungen beruht auf einer generalisierten wechselseitigen Affektbesetzung, die lange Zeiten der Trennung überdauert“ (ebenda 88).

„Diese vier Struktureigenschaften fügen sich zu dem zusammen, was man die Nicht-Substituierbarkeit des Personals in diffusen Sozialbeziehungen nennen kann“ (ebenda) und was genau den Unterschied zu *spezifischen Sozialbeziehungen* markiert, in denen sich Personen als Rollenträger, Vertragspartner oder Marktteilnehmer begegnen. In diesen Funktionen sind sie nämlich prinzipiell austauschbar.

Jenseits dieser strukturellen Gemeinsamkeiten

„... gliedern sich die drei Ausprägungen von familialen Dyaden in zwei grundsätzlich nicht nur verschiedene, sondern gegensätzliche Typen. Für den ersten Typ, die Gattenbeziehung, ist konstitutiv, dass die Körperbasis eine sexualisierte sein muss in dem Sinne, dass die libidinöse Reziprozität des Sexualverkehrs darin die vorherrschende Praxis sein sollte. Für den anderen Typus, die Eltern-Kind-Beziehung, ist das Gegenteil der Fall, jegliche sexuelle Praxis gilt als Missbrauch und ist tabu. Die Partner dieser Beziehung sind die Inzestuösen und dem Inzest-Tabu Unterliegenden ersten Grades.“ [...]

„Diese strukturelle Gegensätzlichkeit bei eng geführter struktureller Gemeinsamkeit ist zugleich die strukturelle Voraussetzung für die spezifische Verzahnung dieser beiden Beziehungstypen in der Strukturgesetzlichkeit der ödipalen Triade. Aufgrund der Gemeinsamkeit der Diffusität gilt generell, dass jede Position in dieser Triade in einer dreifachen, jeweils eigenständigen und nicht auf die beiden anderen Modi rückführbaren Weise sich in der Wechselbeziehung zu den beiden anderen Positionen in einer Spannung der sich widersprechenden Ausschließlichkeit befindet, aus der eine nicht stillstellbare Dynamik entborgen wird.“ (ebenda 88f.)

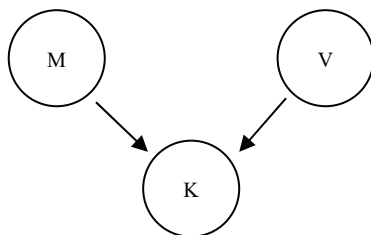
Dies lässt sich nach Oevermann in den folgenden drei verschiedenen Strukturkonstellationen veranschaulichen. Dabei ergibt sich die grundlegende Spannung innerhalb jeder Strukturkonstellation aufgrund des allgemeinen Umstandes, „dass jede einzelne Dyade aufgrund der Struktureigenschaft der Diffusität so geartet ist, dass die Partner jeweils aufeinander einen Ausschließlichkeitsanspruch erheben, mit dem sich die Beziehung zu einem Dritten nicht mehr verträgt.“ (ebenda 89) Die *graphische* Darstellung der drei Strukturkonstellationen erfolgt hier auch – wie bei Oevermann – aus der positionalen Perspektive des Kindes:



„Jede Position befindet sich in der Situation, diesen Ausschließkeitsanspruch auf den Inhaber einer der beiden anderen Positionen mit einem Dritten teilen zu müssen.“ (ebenda)

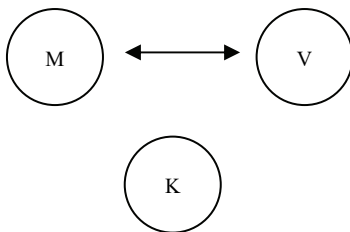
Abb. 1: Strukturkonstellation 1a

Strukturkonstellation 1b



„Jede Position befindet sich in der Situation, die beiden sich widersprechenden Ausschließkeitsansprüche der Inhaber der beiden anderen Positionen gleichzeitig auf sich zu ziehen und nicht abweisen zu können.“ (ebenda)

Abb. 2: Strukturkonstellation 2



„Jede Position befindet sich in der Situation, aus der Dyade mit Ausschließkeitsanspruch, die die Inhaber der beiden anderen Positionen miteinander haben, ausgeschlossen zu sein.“ (ebenda)

Abb. 3: Strukturkonstellation 3

Obwohl laut Oevermann die drei beschriebenen Strukturkonstellationen prinzipiell für alle drei Positionen der ödipalen Triade gelten, ergibt sich eine entscheidende Differenz zwischen der Position des Kindes und den Positionen der Eltern:

„Nur für das Kind gilt, dass es nicht nur aus einer dritten Dyade ausgeschlossen ist, sondern mit dieser dritten Dyade zugleich aus einem ganzen Typus von Dyade, dem Typus nämlich, der auf der Grundlage der Nicht-Inzestuosität der Partner durch sexualisierte Liebe geprägt ist. [...] Für die Eltern dagegen bedeutet der Ausschluss aus der „dritten“ Dyade nur, dass die gegengeschlechtliche Ausprägung desselben Typs von Dyade, den man schon selbst mit dem Kind unterhält, unbesetzt bleibt, jedoch beide verschiedenen Grundtypen von Dyaden praktiziert werden.“ (ebenda 91)

Nur das Kind ist also *dauerhaft* von einem Dyadentyp ausgeschlossen. Es ist *dieser* Ausschluss, der auch nach Oevermann eine wesentliche Entwicklungsdynamik für das Kind in Gang setzt:

„Daraus erwächst die enorme Antriebsspannung, diesen Ausschluss, der in seiner Dialektik bedeutet, dass die geliebten Eltern, die zugleich die Mächtigen sind, etwas miteinander teilen, was offensichtlich begehrenswert ist, was aber dem angeblich geliebten Kind grundsätzlich verschlossen bleibt, so schnell wie möglich zu überwinden. Er lässt sich aber nicht regressiv aufgrund der Durchbrechung der Generationenschanke überwinden, sondern nur dadurch, dass das Kind seinerseits in sinnlogischer Vorwegnahme auf der Basis der inneren Ablösung von den Eltern als zukünftiger Erwachsener sich auf die Aufnahme einer Beziehung mit einem heterosexuellen Partner vorbereitet.“ (ebenda)

Bereits an diesem Punkt der Darstellung sind *zwei verschiedene Perspektiven* zu erkennen, unter denen Oevermann eine Rekonstruktion und Grundlegung der Strukturlogik und -dynamik der ödipalen Triade durchführt: Auf der einen Seite hebt er die grundlegende Bedeutung des für *alle* diffusen Sozialbeziehungen – und damit für alle (!) familialen Dyaden geltenden – konstitutiven *Ausschließlichkeitsanspruchs* hervor. Dies entspricht einer *synchronen Perspektive* auf die ödipale Triade, weil hier einem *allen drei familialen Dyaden gemeinsamen* Merkmal eine zentrale Bedeutung hinsichtlich der Konstituierung und In-Gang-Setzung der Strukturdynamik beigemessen wird. Auf der anderen Seite betont Oevermann gleichzeitig den *Unterschied* zwischen dem *Ausgeschlossenensein des Kindes aus der Paarbeziehung* und dem *Ausgeschlossenensein eines Elternteils* aus einer aktuell praktizierten Dyade des Kindes mit dem anderen Elternteil, die insofern nur einen relativen bzw. temporären Ausschluss bedeutet, als hier der ausgeschlossene Elternteil über die Reaktivierung der Gattenbeziehung jederzeit wieder in eine Dyade mit dem Kind eintreten kann:

„Nur aus der dargestellten Perspektive von der Position K [in Strukturkonstellation 3; Anm. d. Verf.] ergibt sich die ödipal relevante Konstellation, in der ein Dritter, das Kind, aus der Gattenbeziehungs-Dyade ausgeschlossen wird. In den anderen beiden Fällen ist ein Elternteil, der zugleich Gatte ist, aus einer Eltern-Kind-Dyade ausgeschlossen, die er aber für sich im Prinzip jederzeit wiederherstellen kann, wenn er den anderen Elternteil bzw. seinen Gatten als Konkurrenten wieder „aus dem Felde geschlagen“ hat. Das ist eine ganz andere Konstellation für das sich Wieder-Einschließen in eine der beiden möglichen Dyaden als sie für K existiert. K hat nur die Möglichkeit, wenn er wieder in eine Dyade eingeschlossen sein will, einen Elternteil aus der Gattenbeziehung „herauszubrechen“. Dagegen kann ein Elternteil, wenn er aus der Isolation heraus will, immer etwas einsetzen, was dem Kind nicht zur Verfügung steht: die Sexualität der Gattenbeziehung. Denn selbst wenn der isolierte Elternteil in eine aktualisierte Dyade mit dem Kind eintreten möchte, steht ihm als „Waffe“ dafür jederzeit die Durchgangsphase durch die aktualisierte Gattenbeziehung (Strukturkonstellation 3) zur Verfügung, durch die man den Gatten zurückholen kann, um dann von da aus, d.h. ohne praktisch mit ihm um die Liebe des Kindes zu konkurrieren, eine dyadische Beziehung zum Kind aufnehmen zu können, aus der dann der andere Elternteil ausgeschlossen ist.“ (ebenda 93f.)

Das heißt, aus dieser Perspektive heraus – die man als *asynchrone* bezeichnen kann, weil sie auf die *Unterschiede* zwischen der Gatten- und der Eltern-Kind-Beziehung fokussiert – wird der Ausschluss des nicht in eine aktualisierte Eltern-Kind-Dyade involvierten Elternteils, der ja aufgrund des für *alle* familialen Dyaden behaupteten wechselseitigen Ausschließlichkeitsanspruchs zustande kommt, in *zweifacher Hinsicht* relativiert: *Erstens* weil die „Isolation“ des aus einer praktizierten Eltern-Kind-Dyade ausgeschlossenen Elternteils jederzeit (!) und von diesem selbst (!) aufgehoben werden kann und insofern allenfalls temporär ist, im Unterschied zum dauerhaften Ausschluss des Kindes aus der Gattenbeziehung. *Zweitens* ist darüber hinaus die Konkurrenz zwischen den beiden Eltern bezüglich ihrer jeweiligen Beziehung zum Kind laut Oevermann praktisch aufgehoben bzw. stark abgemildert, wenn der jeweils ausgeschlossene Elternteil sich über die Aktualisierung der Gattenbeziehung an das Kind wendet. Gerade dem letzten Punkt räumt Oevermann eine zentrale Bedeutung für die Entfaltung der Strukturodynamik der ödipalen Triade und damit für die Entwicklung des Kindes ein:

„Von hierher gesehen wird die Bedeutung der affektiven Solidarität zwischen den Gatten für die Sozialisation des Kindes drastisch deutlich. Es macht nämlich einen Unterschied ums Ganze [!]²², ob man sich als Elternteil in eine praktizierte Dyade zwischen dem Kind und dem Gatten, respektive anderen Elternteil hineindrängt, ohne die Gattenbeziehung mobilisiert zu haben, oder vermittelt über die Aktualisierung der Gattenbeziehung. Das ist genau der Unterschied zwischen einer Familiendyna-

22 Die in Klammern gesetzten Ausrufezeichen sind vom Verfasser eingefügt worden.

mik, in der die Eltern sich gewissermaßen mit der Munitionskiste der gelungenen Beziehung zum Kind bekriegen, und einer Familiendynamik, in der die Eltern sich den Kindern immer auf dem Hintergrund der Erfahrung einer lebendigen Gattenbeziehung, also ödipal unter der Bedingung *der Markierung der Potentialität der Gattenbeziehung gegenüber dem Kind* [Kurs. Herv. v. Verf.] – und das heißt: in lebendig gehaltener Gattenaffektivität – auch dyadisch zuwenden. Im ersten Fall konkurrieren die Eltern als Eltern miteinander, ohne sich als Gatten thematisieren zu können, im zweiten Fall sehen sie sich, wenn sie mit den Kindern interagieren, nicht nur als Eltern, sondern immer auch zugleich [!] als Gatten.“ (ebenda 94)

Die hier von Oevermann vorgenommene Differenzierung bringt in sehr prägnanter Weise den Unterschied zwischen einer vollständig ausgebildeten und einer nur fragmentiert vorhandenen ödipalen Strukturdynamik zum Ausdruck. Im letzteren Fall – so würde ich es formulieren – verselbständigt sich die Ausschließlichkeitslogik, so dass die familiäre Triade in einzelne Dyaden zerfällt, die *nur noch* untereinander konkurrieren.²³ An die Stelle der für diffuse Sozialbeziehungen konstitutiven *Eifersucht* tritt damit – aus Sicht des Kindes – der *Loyalitätskonflikt* mit seiner Logik des Verrats. Das fehlende Beziehungsband zwischen den Eltern führt dann dazu, dass das Kind stets um die Beziehung zum jeweils anderen, vorübergehend ausgeschlossenen Elternteil fürchten muss, wenn es eine Eltern-Kind-Dyade aktualisiert.

An dieser Stelle räumt Oevermann also einer funktionierenden, lebendigen Gattenbeziehung eine ganz, wenn nicht *die* entscheidende Funktion hinsichtlich des Zusammenhalts des familialen Dreiecks ein. Denn bricht die auf Sexualität beruhende Gattendyade weg bzw. wird sie nicht mehr gefüllt, entsteht eine starke Tendenz, das Kind zum Partnerersatz für die Eltern werden zu lassen und es für ihre Konflikte auf der Gattenebene zu instrumentalisieren.

Die zentrale Funktion der Gattenbeziehung lässt sich auch an den drei von Oevermann herausgearbeiteten Strukturkonstellationen aufzeigen. Entsprechend diesen drei Konstellationen kann man – sehr komprimiert – *drei Strukturdynamiken* innerhalb der ödipalen Triade unterscheiden, die die Entwicklung des Kindes hin zu seiner Autonomie vorwärtstreiben: Die *erste* Dynamik entspringt aus der Erfahrung des Kindes, den jeweils präferierten Elternteil mit dem anderen Elternteil teilen zu müssen (Strukturkonstellation 1). Diese Konstellation erzwingt aus der Sicht des Kindes eine Ablösungsdynamik bzw. verhindert, dass das Kind im symbiotischen Beziehungsmodus verharret. Die *zweite* Dynamik entsteht, weil das Kind mit den widersprüchlichen, weil jeweils einen Ausschließlichkeitsan-

23 Zwar kann in diesem Fall die Triade nicht in *zwei voneinander unabhängige* Eltern-Kind-Dyaden zerfallen, da beide Elternteile sich auf das selbe Kind beziehen, um eine Dyade zu bilden. Dennoch erwächst allein aus der Konkurrenz zwischen den Eltern um das Kind keine Spannung, die die Entwicklung des Kindes hin zur Autonomie nach vorne treibt.

spruch erhebenden Anforderungen „des weiblichen und mütterlichen Praxismodells einerseits und des männlichen und väterlichen Modells andererseits konfrontiert“ wird (Strukturkonstellation 2). Dadurch entsteht für das Kind ein unausweichlicher Entscheidungskonflikt, weil diese Entscheidung „tendenziell mit einer Abkehr von einem geliebten „Objekt“ in einer der beiden Dyaden verbunden ist und deshalb auch Schuld mit sich bringt.“ (ebenda 98) Die subjektive Aneignung dieser Schuld ist einer der ersten Schritte zu einem verantwortlichen und eigenständigen Handeln. Schließlich entwickelt sich die *dritte* Dynamik aus der Erfahrung des Kindes, aus der Gattenbeziehung gänzlich ausgeschlossen zu sein. Um so lebendiger das Kind dabei die affektive Solidarität und das sexuelle Begehren in der Gattenbeziehung erfährt, um so schmerzhafter muss es diesen Ausschluss einerseits erleben. Andererseits verfügt es damit gleichzeitig über ein um so deutlicher konturiertes und attraktiveres Vorbild dafür, wie es später als Erwachsener selbst eine Beziehung mit einem heterosexuellen Partner leben kann. Dadurch entsteht ein großer Anreiz für das Kind, erwachsen zu werden.

Man sieht nun sehr schnell, dass jede der drei genannten Strukturkonstellationen ihre Dynamik nur entfalten kann, wenn es nicht zu einer *Verfestigung* der wechselseitigen Ausschließlichkeitsansprüche *innerhalb einer praktizierten Dyade* kommt. Das bedeutet, eine praktizierte Dyade muss sich auch immer wieder relativ leicht von dem jeweils ausgeschlossenen Dritten stören lassen bzw. muss für diesen Dritten offengehalten werden, ansonsten wäre dieser Dritte sehr schnell von einem *permanenten* Ausschluss bedroht. So kann sich die Dynamik der Strukturkonstellation 1 (a und b) und damit die Erfahrung des Kindes²⁴, einen geliebten Elternteil mit dem jeweils anderen Elternteil teilen zu müssen, nur dann einstellen, wenn *nicht* einer der beiden Eltern in einer praktizierten Dyade mit dem Kind versucht, *von sich aus* – eben aufgrund einer gestörten Paarbeziehung – den Partner aus der Eltern-Kind-Beziehung auszuschließen und eine Exklusiv-Beziehung zu dem Kind aufzubauen, in dem dieses zum Partnerersatz wird. Ebenso kann die in Strukturkonstellation 2 dargestellte Entscheidungssituation ihre für das Kind autonomiefördernde Dynamik nur dann entfalten, wenn das Kind von den Eltern *nicht* – wie es häufig im Falle einer bevorstehenden Scheidung vorkommt – in die tendenziell traumatisierende Situation gebracht wird, sich *wirklich* zwischen einem Elternteil entscheiden zu müssen. Vielmehr müssen die im Laufe der Entwicklung des Kindes von seiner Seite ausgebildeten und auch wechselnden Präferenzen für jeweils einen Elternteil gleichzeitig *von Seiten beider Eltern* von deren unkündbaren Hingabe an das Kind begleitet bzw. getragen sein. Das heißt, der vom Kind etwas vernachlässigte Elternteil darf sich

24 Ich betrachte die drei Strukturkonstellationen zunächst nur von der Position des Kindes aus, weil die weitere Argumentation zeigen wird, dass – entgegen der Auffassung von Oevermann – diese Konstellationen für die Elternpositionen nur eingeschränkt Gültigkeit haben.

deshalb nicht seinerseits vom Kind abwenden, da das Kind sonst in eine zu große Abhängigkeit zum bevorzugten Elternteil geraten oder in Loyalitätskonflikte gebracht würde. Dies ist aber nur auf der Grundlage einer funktionierenden Gattenbeziehung möglich, da ansonsten die Eltern anfangen, untereinander um die Zuneigung des Kindes zu konkurrieren und dabei jeweils den anderen Elternteil gegenüber dem Kind abzuwerten. Ebenso kann die den Ausschluss des Kindes aus der Gattenbeziehung darstellende Strukturkonstellation 3 nur dann ihre Dynamik vollgültig entfalten, wenn diese Gattenbeziehung durch Praxis so gefüllt bzw. lebendig ist, dass sie den Versuchen *von Seiten des Kindes* – vor allem in der manifesten ödipalen Phase –, den gegengeschlechtlichen Elternteil vor dem Hintergrund sexueller Phantasien für sich zu gewinnen, keine Angriffsfläche bietet. Gleichzeitig muss natürlich mit diesem konsequenten Ausschluss des Kindes aus der auf Sexualität basierenden Paarbeziehung die bedingungslose Hinwendung beider Elternteile zum Kind auf der Ebene der Eltern-Kind-Beziehung einhergehen. Ansonsten hätte sich die familiäre Triade als solche noch gar nicht konstituiert bzw. hätte das Paar den Übergang zur Familie (noch) gar nicht vollzogen.

Alle drei Strukturkonstellationen können also ihre für das Kind autonomiefördernde Dynamik nur unter der Bedingung einer funktionierenden Gattenbeziehung entfalten. Dabei kommt der Gattenbeziehung die entscheidende Funktion zu, einer Verfestigung bzw. Verabsolutierung *einer* Eltern-Kind-Dyade entgegen zu wirken und damit ein Auseinanderfallen der familialen Triade zu verhindern. Diese Funktion wird erfüllt, wenn aufgrund einer lebendigen und durch Praxis gefüllten Gattenbeziehung die Eltern nicht um die Zuneigung des Kindes konkurrieren müssen und sie damit dem Kind gleichzeitig auch keine Angriffsfläche hinsichtlich seiner Versuche bieten, einen Elternteil im Sinne der Ausschließlichkeitslogik ganz für sich zu gewinnen.

Die bisherige Darstellung hat gezeigt, dass die Ausschließlichkeitslogik *in bzw. zwischen den beiden Eltern-Kind-Dyaden* erheblich abgemildert sein muss, damit sich innerhalb der ödipalen Triade die für das Kind autonomiefördernde Strukturdynamik vollständig entfalten kann. Dies wirft bezüglich des Modells von Oevermann mindestens zwei Fragen auf:

1. Kann auf dem Hintergrund der von Oevermann selbst formulierten Einschränkungen bzw. Relativierungen des wechselseitigen Ausschließlichkeitsanspruchs zwischen den beiden Eltern-Kind-Dyaden noch die aus der synchronen Perspektive auf die ödipale Triade formulierte Behauptung aufrechterhalten werden, dass dieser Ausschließlichkeitsanspruch und damit der Ausschluss des jeweiligen Dritten für *alle drei* Dyaden innerhalb des familiären Dreiecks gleichermaßen konstitutiv ist?

2. Wenn diese Abmilderung der Ausschließlichkeitslogik durch eine funktionierende Gattenbeziehung einen entscheidenden – oder vielleicht sogar den entscheidenden („Unterschied ums Ganze“) – Faktor dafür darstellt, ob sich in der Triade eine für das Kind tendenziell krankmachende Dynamik des Loyalitätskonflikts entwickelt – mit seinen ganzen Begleiterscheinungen der Parentifizierung des Kindes – oder ob die familiäre Triade aus sich heraus eine Dynamik erzeugt, die die Entwicklung der Autonomie des Kindes voran treibt, dann stellt sich die Frage, ob die *zentrale Struktur* der ödipalen Triade noch als Zusammenspiel dreier Dyaden, für die jeweils ein wechselseitiger Ausschließlichkeitsanspruch konstitutiv ist, angemessen beschrieben werden kann.

Es geht also bei den beiden Fragen um den Geltungsbereich bzw. die Reichweite und die Funktion des Ausschließlichkeitsparadigmas bei der Bestimmung der zentralen Struktur der ödipalen Triade.

Zur Reichweite des wechselseitigen Ausschließlichkeitsanspruchs

Nachdem Oevermann die oben dargestellten Unterschiede zwischen dem Ausschluss des Kindes aus der Gattenbeziehung und dem Ausschluss eines Elternteils aus einer aktualisierten Eltern-Kind-Dyade herausgearbeitet hat, betont er dennoch die grundlegende Bedeutung des wechselseitigen Ausschließlichkeitsanspruchs für *alle* Dyaden der ödipalen Triade:

„Es sollte noch einmal die zentrale Prämisse über den Ausschließlichkeitsanspruch diffuser Dyaden betont werden, die hinter dieser ganzen Argumentation steht. Sie impliziert eine Art Generalisierung des „Monogamie“-Arguments: Dyaden erfüllen ihr zufolge ihre Funktion und ihr Strukturmodell idealtypisch immer nur dann, wenn sie einen Dritten aus der aktuellen Reziprozität ihres Vollzugs ausschließen. Das ist bei den basalen Aktualisierungen der beiden Grundtypen von Dyaden, der Eltern-Kind-Beziehung und der Gattenbeziehung auch tatsächlich der Fall: In den jeweils ganz anderen Verschmelzungen der akuten Symbiose und der akuten Verliebtheit.“ (97)

Ich halte diese Ausweitung des Monogamie-Arguments von der Gattenbeziehung auf die Eltern-Kind-Beziehung für problematisch, und zwar aus mehreren Gründen:

1. Zunächst lässt sich ein *symbiotischer* Beziehungsmodus zwischen dem Kind und einem Elternteil – in diesem Fall natürlich der Mutter oder einer anderen, diese Strukturposition einnehmenden Person – allenfalls für die ersten Lebensmonate des Kindes feststellen. Spätestens danach beginnt sich

- im konstitutionslogischen Normalfall – eine eigenständige Beziehung zwischen dem Kind und dem Vater zu entwickeln, auch wenn natürlich zur Mutter eine besondere Bindung bestehen bleibt. Das heißt, auch wenn der Vater ganz am Anfang sich noch verstärkt über die Mutter, also seine Frau, an das Kind wendet, bzw. diese aus der Symbiose mit dem Kind heraus holt, indem er sie als seine Gattin anspricht, besteht eine wesentliche Funktion des Vaters innerhalb der ödipalen Triade sehr bald darin, das Kind aus dem symbiotischen Beziehungsmodus zur Mutter zu lösen, indem er dem Kind ein eigenständiges, zur Mutter alternatives Beziehungsangebot macht (siehe auch Strukturkonstellation 2). Spätestens ab diesem Zeitpunkt kann man nicht mehr von einer symbiotischen Eltern-Kind-Dyade sprechen bzw. würde die weitere Aufrechterhaltung eines symbiotischen Beziehungsmodus Störungen der kindlichen Entwicklung nach sich ziehen. Zudem verweist die Tatsache, dass nur die Mutter – oder eine vergleichbare Person – eine symbiotische Beziehung zum Kind unterhalten kann, auf die generelle Notwendigkeit, innerhalb der ödipalen Triade nicht nur zwischen den beiden verschiedenen Dyadentypen, nämlich der Gatten- und der Eltern-Kind-Dyade, genau zu unterscheiden, sondern auch zwischen den drei Strukturpositionen Vater, Mutter, Kind. Ich werde darauf weiter unten noch mehrfach eingehen.
2. Während *für die Gattenbeziehung* das Hinzukommen eines Dritten auf der Gattenebene – also einer zweiten auf Sexualität beruhenden Beziehung – tendenziell Ausdruck eines Scheiterns der Gattenbeziehung ist, gilt dies im Falle, dass dieser Dritte ein eigenes Kind ist, gerade *nicht*. Hier ist die Erweiterung des familialen Personals – also auf der Kindebene – im konstitutionslogischen Normalfall vielmehr Ausdruck einer gelungenen Paar- bzw. Gattenbeziehung. Denn das Kind ist immer *auch* – wie Hegel schreibt – Ausdruck der Gattenliebe: „Die Mutter liebt im Kinde den Gatten, dieser darin die Gattin; beide haben in ihm ihre Liebe vor sich.“ (Grundlinien der Rechtsphilosophie § 173, 1970, S. 328)
 3. Die Eltern-Kind-Beziehung beruht – im Gegensatz zur Gattenbeziehung – auf einem asymmetrischen Reziprozitätsverhältnis. Wie Oevermann selbst sagt, ist die generationelle Differenz gepaart mit der grundlegenden Asymmetrie der Fürsorge. „Damit kontrastiert scharf das ganz andere Modell der wechselseitigen Hingabe in der Gattenbeziehung auf der Basis der wechselseitigen Anerkennung von sexueller Verschiedenheit einerseits und der Gleichheit von Autonomie andererseits.“ (99) Das heißt, die Asymmetrie der Eltern-Kind-Beziehung macht von vornherein die Struktur eines *wechselseitigen* Ausschließlichkeitsanspruches unmöglich. Denn dieser wechselseitige Anspruch kann nur auf der Basis zweier selbstständiger Subjekte

formuliert bzw. konstituiert werden. Oder anders formuliert: Der Ausschluss des Dritten aus der Paar- bzw. Gattenbeziehung folgt einer gänzlich anderen Logik als der Ausschluss eines Elternteils aus einer Eltern-Kind-Dyade. Denn während im ersten Fall zwei völlig autonome Personen sich vorbehaltlos aneinanderbinden und damit sich gegenseitig signalisieren, dass sie aus ihrer Sicht den optimalen Partner gefunden haben und von daher die Hinwendung zu oder die Suche nach einem weiteren Partner überflüssig wird bzw. diese Vorbehaltlosigkeit konterkarieren würde, beruht die – anfänglich – ausschließliche Bindung des Kindes an einen Elternteil auf seiner starken Abhängigkeit. Gleichzeitig ist die Eltern-Kind-Beziehung – ebenfalls im Gegensatz zur Gattenbeziehung – von vornherein auf eine Dreiheit verwiesen, da das Kind immer von *zwei* Eltern gezeugt worden ist.²⁵ Hier würde der *permanente* Ausschluss eines Dritten, also der Versuch eines Elternteils, durch den Aufbau einer Exklusivbeziehung zum Kind den anderen Elternteil dauerhaft auszuschließen, die Verleugnung des Akts der *gemeinsamen* Zeugung bedeuten. Damit würde also nicht nur dem Kind gegenüber der Versuch unternommen, ihm einen Elternteil sozusagen vorzu-enthalten, auf den es durch die grundlegende Frage nach seiner Herkunft („Woher komme ich?“) von vornherein verwiesen ist und den es für einen gelungenen Sozialisationsprozess auch notwendig braucht, sondern auch die für die Gattenbeziehung konstitutive wechselseitige Anerkennung wäre verletzt bzw. die gemeinsame sozialisatorische Praxis als Paar wäre massiv in Frage gestellt.

Auch hier zeigt sich also, dass es notwendig ist, in der aktualisierten Eltern-Kind-Dyade zwischen der Position des Kindes und der des einen Elternteils zu unterscheiden. Denn selbst wenn es für das Kind im konstitutionslogischen Sinne zunächst normal ist, eine ausschließliche Bindung an das Primärobjekt zu suchen, so kann letzteres nicht in der gleichen Ausschließlichkeitslogik wie das Kind handeln, ohne damit die Gattenbeziehung und natürlich die Entwicklung des Kindes hin zu einem autonomen Subjekt zu gefährden.

4. Nur in Verbindung mit Sexualität hat die Ausschließlichkeitslogik Vorbilder in der Natur. Während es bei den Säugetieren zahlreiche Beispiele für Konkurrenzverhalten bezüglich der Möglichkeit zur sexuellen Reproduktion gibt, findet man ein konkurrentes Verhalten der Eltern um die eigenen

25 Für die Rekonstruktion der Strukturdynamik von Familie ist es deshalb immer notwendig, die *Position* des hinzukommenden oder ausgeschlossenen Dritten zu bestimmen. Über eine Strukturanalyse, die bei der allgemeinen Rede von einem Dritten verbleibt – wie bspw. eine zu eng an Simmels Untersuchung der Dreiergruppe angelehnte Familiensoziologie –, lässt sich nach meiner Auffassung die zentrale Familiendynamik nicht erschließen.

Jungen – wenn überhaupt – nur in Ausnahmefällen. Und nur die Gattenbeziehung beruht auf Sexualität.

Für den engen Zusammenhang von wechselseitigem Ausschließlichkeitsanspruch und Sexualität spricht auch, dass das Kind vor allem in der manifest ödipalen Phase am ausgeprägtesten im Sinne der Ausschließlichkeitslogik handelt. Also gerade in bzw. ab dem Moment, in dem es die Eltern vor allem unter dem Blickwinkel ihrer sexuellen Differenz wahrnimmt, entwickelt das Kind deutliche Bestrebungen, den anderen Elternteil aus der Interaktion mit dem gegengeschlechtlichen Elternteil auszuschließen.

Hinsichtlich des Ausschlusses des jeweiligen Dritten gibt es also zwischen den beiden Dyadentypen der ödipalen Triade gravierende Unterschiede. Beide Formen des Ausschlusses folgen und sind begründet in einer jeweils anderen Logik. Während der Ausschluss des Kindes aus der Gattendyade darauf beruht, dass die auf Sexualität beruhende Paarbeziehung *allgemein* einen Dritten *auf der Paarebene* grundsätzlich nicht verträgt bzw. diesen von ihrem Selbstverständnis her von vornherein ausschließt und darauf, dass *im Speziellen* dieser Dritte – aufgrund des Inzesttabus, das jegliche sexuelle Praxis zwischen Eltern und Kindern als Missbrauch definiert – schon gar nicht das Kind sein kann, ist dagegen die Eltern-Kind-Beziehung von vornherein auf eine Dreierheit verwiesen, da das Kind immer von zwei Eltern gezeugt worden ist. Hier ist der Ausschluss eines Elternteils aus einer aktualisierten Eltern-Kind-Dyade allein darin begründet, dass sich zwei diffuse Dyaden nicht gleichzeitig *aktualisieren* lassen. Das heißt, hier gilt der Ausschluss des Dritten bzw. des anderen Elternteils nur für die Phase des *aktuellen Vollzugs*²⁶ einer diffusen Dyade, und zwar deshalb, weil für diffuse Sozialbeziehungen konstitutiv ist, dass man sich als ganze Menschen begegnet und nicht als Rollenträger und von daher diese Begegnungen bzw. Aktualisierungen unteilbar sind. In *diesem* Sinne gilt das von Oevermann aufgestellte Ausschließlichkeitsparadigma, dass diffuse Dyaden *generell* „einen Dritten aus der aktuellen Reziprozität ihres Vollzugs ausschließen“ (ebenda 97), natürlich auch für die Aktualisierung der Gattenbeziehung. Denn die Eltern können ihre

26 Oevermann führt an einer Stelle auch die Notwendigkeit ein, „in der Dauerpraxis einer Dyade Phasen der Aktualisierung und der bloßen Potentialität“ (92) zu unterscheiden. Allerdings bezieht er diese Unterscheidung auf die „Differenz zwischen einem Zustand, in dem eine Dyade von einer Position aus aktualisiert werden soll, und dem Zustand, in dem durch wechselseitige Aktualisierung die Dyade reziprok vollzogen wird, so dass tatsächlich die dritte Position im Vollzug ausgeschlossen ist.“ (92) Das heißt, er bezieht den Begriff der Potentialität hier nicht auf die *Strukturbedingungen*, die notwendig sind, um eben diese Potentialität in Form der Möglichkeit, eine diffuse Dyade „jederzeit und prinzipiell unbegrenzt zum Vollzug“ (92) öffnen zu können, aufrecht zu erhalten, sondern lediglich auf die *Phase der Anbahnung* einer Aktualisierung der Dyade.

Gattenbeziehung auch nur aktualisieren, wenn sie die Eltern-Kind-Beziehung für diesen Moment still stellen, also das Kind aus dieser Aktualisierung ausschließen. Doch ist dieser Ausschluss in der Hinsicht ein vorübergehender, als das Kind davon ausgehen kann, dass die Eltern irgendwann wieder aus der Aktualisierung der Gattenbeziehung heraustreten und sich dem Kind *als Eltern* zuwenden, also mit dem Kind eine neue Eltern-Kind-Dyade eingehen bzw. diese aktualisieren. Dennoch besteht – im konstitutionslogischen Normalfall – für das Kind keinerlei Aussicht, jemals in eine partnerschaftliche Dyade mit einem Elternteil involviert zu sein. Die Permanenz *dieses* Ausschlusses wird deshalb durch die Aktualisierung einer Eltern-Kind-Dyade nicht wirklich aufgehoben, sondern tritt nur in den Hintergrund, während bei einem Wechsel von einer Eltern-Kind-Dyade zur anderen Eltern-Kind-Dyade tatsächlich der Ausschluss des einen Elternteils aufgehoben ist.

Da das Kind noch nicht stabil zwischen der Liebe der Gatten- und der Liebe der Eltern-Kind-Beziehung unterscheiden kann, muss die strukturlogische Differenz zwischen beiden Ausschlüssen von den Eltern gegenüber dem Kind auch deutlich gemacht werden. Das heißt, der Ausschluss eines Elternteils aus einer aktualisierten Eltern-Kind-Dyade ist nicht nur *objektiv* ein zeitlich begrenzter, sondern er muss als solcher von dem jeweils in die aktualisierte Dyade involvierten Elternteil auch markiert werden. Das bedeutet, dieser Elternteil muss die Beziehung zu dem Kind nach dem Grundsatz gestalten, dass er die jederzeit mögliche Aktualisierung der *anderen Eltern-Kind-Dyade* sowohl von Seiten des Kindes als auch von Seiten des anderen Elternteils als zulässig bzw. legitim betrachtet. Genau diese *Bedingung der prinzipiellen Akzeptanz gegenüber der jederzeit möglichen Aktualisierung der anderen Dyade innerhalb der ödipalen Triade* gilt in zweifacher Hinsicht eben nicht für die Gattenbeziehung: In der ersten Hinsicht bzw. Möglichkeit – auf der Ebene einer sexualisierten Beziehung zu einem Dritten (also auch zum Kind) – ist dies offensichtlich. Aber auch hinsichtlich der zweiten Möglichkeit, nämlich der Aktualisierung der Eltern-Kind-Beziehung *aus einer aktualisierten Gattenbeziehung heraus*, zeigt sich ein deutlicher Unterschied zu einem einfachen Wechsel der Aktualisierung zwischen zwei verschiedenen Eltern-Kind-Dyaden. Denn da das Kind aufgrund seiner Abhängigkeit von den Eltern tendenziell diesen keinen eigenen Raum für die Praxis ihrer Gattenbeziehung von sich aus zugestehen wird, müssen die Eltern hier aktiv eine Abgrenzungsleistung vollbringen. Das heißt, sie müssen den Versuchen des Kindes, die Eltern oder einen Elternteil ganz für sich zu gewinnen, die Aktualisierung ihrer Gattenbeziehung entgegensetzen und diese vor den Usurpations- oder Störversuchen des Kindes schützen. Hier würde also die Befolgung des obigen Grundsatzes der prinzipiellen Akzeptanz tendenziell auf eine Auflösung der Gattenbeziehung hinauslaufen. Oder anders formuliert: Gerade die Aufrecht-

erhaltung der Generationendifferenz macht es erforderlich, dass der in eine aktualisierte Eltern-Kind-Dyade involvierte Elternteil den anderen Elternteil als für das Kind genauso zuständigen und möglichen Interaktionspartner immer präsent hält, eben damit die Aktualisierung der Eltern-Kind-Dyade – auch in der Wahrnehmung des Kindes – nicht unterschwellig der Ausschließlichkeitslogik der Gattenbeziehung folgt und das Kind damit tendenziell in die Position eines (Ersatz-)Partners für einen Elternteil gerückt wird.

Formal lassen sich die genannten Unterschiede auch so zusammenfassen, dass es prinzipiell leichter ist, aus einer aktualisierten Dyade heraus eine neue zu aktualisieren, wenn beide Dyaden dem gleichen Typ angehören, also von einer Eltern-Kind-Dyade zu der anderen Eltern-Kind-Dyade. Findet dagegen eine Aktualisierung von einer Eltern-Kind-Dyade zu einer Gattendyade oder umgekehrt statt, ist dies mit viel mehr Problemen bzw. Risiken verbunden, weil dann zum Tragen kommt, dass die Gatten- und die Eltern-Kind-Beziehung sich in der Praxis gegenseitig ausschließen, auch wenn sie natürlich notwendig aufeinander verwiesen sind. Diese Ausschließlichkeit gilt nicht in der gleichen Weise für das Verhältnis zwischen den beiden Eltern-Kind-Dyaden, weil „es für das Kind tendenziell normal [ist], sich gleichzeitig an beide Eltern zu wenden, um die Reziprozität der Dyaden mit ihnen zu aktualisieren. Denn als Elternteil sind sie tatsächlich tendenziell substituierbar bzw. zur erzieherisch einheitlichen Praxis aufgerufen.“ (ebenda 96) Kommunikationstheoretisch ausgedrückt kann man auch sagen, dass Themen, die in *einer* aktualisierten Eltern-Kind-Dyade verhandelt werden, genauso Gegenstand in der *anderen* Eltern-Kind-Dyade sein und auch zwischen den Eltern untereinander besprochen werden können. Dagegen sind Themen der Gattenbeziehung nur dieser vorbehalten und nicht in der Eltern-Kind-Beziehung verhandelbar bzw. würde dies tendenziell einen Missbrauch des Kindes bedeuten.

Wir haben es also in der Dynamik der ödipalen Triade mit zwei strukturlogisch unterschiedlichen Formen des Ausschlusses zu tun, die sich zudem sowohl hinsichtlich ihrer zeitlichen Dauer als auch hinsichtlich ihrer prinzipiellen Offenheit gegenüber dem Dritten erheblich unterscheiden. Da sich *generell* nicht zwei oder mehrere diffuse Sozialbeziehungen *gleichzeitig aktualisieren* lassen, machen sich die strukturellen Unterschiede zwischen beiden Formen des Ausschlusses daran fest, wie schwer oder wie leicht ein *Wechsel* von einer Dyade zur anderen strukturell möglich ist. Das bedeutet, dass die Schwierigkeiten, in der Aktualisierung zwischen den beiden Dyadentypen innerhalb der ödipalen Triade zu wechseln, *nicht* vorrangig dem allgemeinen Ausschließlichkeitsparadigma geschuldet sind, nach dem sich zwei diffuse Dyaden nicht gleichzeitig *aktualisieren* lassen, sondern dem *grundlegenden Ausschlussverhältnis*, das die auf Sexualität beruhende *Gattenbeziehung* gegenüber einem Dritten konstituiert. Der

wechselseitige *Ausschließlichkeitsanspruch der Gattenbeziehung* hat also – sowohl zeitlich als auch personell – eine wesentlich größere Reichweite und damit Wirkung als der für alle diffusen Sozialbeziehungen geltende Ausschließlichkeitsanspruch.

Diese grundlegende Differenz wird in der synchronen Perspektive auf die ödipale Triade verdeckt bzw. eingeebnet, so dass sich die Frage stellt, ob aus dieser Perspektive heraus die zentrale Strukturodynamik der ödipalen Triade angemessen rekonstruiert werden kann.

Zur zentralen Strukturodynamik der ödipalen Triade

Oevermann bestimmt bzw. rekonstruiert die *zentrale* Strukturodynamik der ödipalen Triade aus einer *synchronen* Perspektive auf die Interaktionstriade Vater-Mutter-Kind. Zum Beleg und für die weitere Auseinandersetzung soll deshalb die bereits oben angeführte Textstelle noch mal wiedergegeben werden:

„Diese strukturelle Gegensätzlichkeit bei eng geführter struktureller Gemeinsamkeit ist zugleich die strukturelle Voraussetzung für die spezifische Verzahnung dieser beiden Beziehungstypen [Eltern-Kind- und Gattendyade; Anm. d. Verf.] in der Strukturgesetzlichkeit der ödipalen Triade. Aufgrund der Gemeinsamkeit der Diffusität gilt generell, dass jede [!] Position in dieser Triade in einer dreifachen, jeweils eigenständigen und nicht auf die beiden anderen Modi rückführbaren Weise sich in der Wechselbeziehung zu den beiden anderen Positionen in einer Spannung der sich widersprechenden Ausschließlichkeit befindet, aus der eine nicht stillstellbare Dynamik entborgen wird.“ (ebenda 89)

Auch wenn Oevermann hier zunächst auf die widersprüchliche Einheit bzw. „Verzahnung“ von Gatten- und Eltern-Kind-Dyade eingeht, betont er die Gemeinsamkeit der Diffusität *aller drei* Dyaden (Generalisierung des Monogamie-Arguments), um dann aus dem für alle drei Dyaden behaupteten wechselseitigen Ausschließlichkeitsanspruch die zentrale Strukturodynamik der ödipalen Triade herzuleiten. Diese Strukturodynamik ergibt sich nach Oevermann aus der widersprüchlichen Einheit von drei – aufgrund ihrer Diffusität – sich wechselseitig ausschließenden Dyaden: der Gattenbeziehung, der Mutter-Kind-Beziehung und der Vater-Kind-Beziehung. Oder, wie Oevermann in einem älteren Text feststellt:

„Die Logik dieser Beziehungsstruktur [diffuser Sozialbeziehungen; Anm. d. Verf.] konstituiert einen unteilbaren Anspruch auf den Beziehungspartner. Seine Doppelmitgliedschaft in einer weiteren Beziehung dieses Typs kann im Grunde nicht zugelassen werden. Genau das liegt aber in der entwickelten Interaktionstriade Mutter-Vater-Kind vor. Jedes Mitglied dieser Triade gehört somit zwei konkurrierenden Beziehungen mit der Struktur der Nicht-Substituierbarkeit des Personals an, so daß

das sozialisatorische Interaktionssystem als widersprüchliche Einheit dargestellt werden kann“. (Oevermann 1979b, 162f.)

Da Oevermann in dem vorliegenden Text nicht *explizit* auf die Frage eingeht, was angesichts dieser konkurrierenden Ausschließlichkeitsansprüche die Triade zusammenhält bzw. was verhindert, dass sich eine Dyade innerhalb dieses Beziehungsgefüges verfestigt bzw. verabsolutiert, zitiere ich aus einem älteren Text eine Passage, die genau auf diese Frage antwortet:

„Der Zusammenhalt des familialen Interaktionssystems ergibt sich [...] sowohl aus der affektiven Solidarität der jeweiligen Einzelbeziehungen als auch aus den kompensierenden Reaktionen auf die immanenten Spannungen: Die Verabsolutierung einer diffusen Einzelbeziehung ruft zwangsläufig die Gegenreaktion der anderen Beziehungen hervor, die mit gleichem Ausschließlichkeitsanspruch gefordert werden. Daher wird die Ausschließlichkeitstendenz jeder Einzelbeziehung durch jene der anderen Beziehungen automatisch eingegrenzt. Von widersprüchlicher Einheit, (der ein dynamisches Gleichgewicht entspricht,) können wir in diesem Zusammenhang also deshalb sprechen, weil einerseits die Gleichzeitigkeit der Mitgliedschaft in zwei Beziehungen dieser Struktur den konstitutiven Regeln solcher Beziehungsstrukturen widerspricht, andererseits gerade dieser Widerspruch die Familie als geschlossenes sozialisatorisches Interaktionssystem strukturell erst konstituiert“. (Oevermann/Konau 1980, 37)

Oevermann nennt also zwei Bedingungen, die für den Zusammenhalt der Interaktionstriade sorgen: *erstens* die generalisierte affektive Solidarität, wie sie für diffuse Sozialbeziehungen konstitutiv ist, und *zweitens* die Ausschließlichkeitslogik selbst, die aufgrund der gleichzeitigen gegenseitigen Verwiesenheit der drei Positionen der Triade aufeinander dafür sorgt, dass sich keine Dyade verabsolutieren und damit den Dritten dauerhaft ausschließen kann.

Aufgrund der ersten Bedingung lässt sich die *Struktur der widersprüchlichen Einheit*, als die Oevermann die ödipale Triade bestimmt und aus der heraus ihre zentrale Strukturdynamik hervorgeht, nun noch einmal explizit als die Gleichzeitigkeit von wechselseitigem Ausschließlichkeitsanspruch gegenüber einem Dritten und generalisierter affektiver Solidarität unter den Mitgliedern der ödipalen Triade formulieren. Das heißt, aufgrund des für alle diffusen Dyaden konstitutiven wechselseitigen Ausschließlichkeitsanspruchs entsteht eine Tendenz, den Dritten innerhalb der Triade auszuschließen. Dieser Tendenz – so das Modell – wird sozusagen durch die generalisierte affektive Solidarität unter den Mitgliedern der familialen Triade, die auch ein Merkmal diffuser Sozialbeziehungen ist, Einhalt geboten, bzw. sie sorgt dafür, dass sich eine Dyade nicht verfestigt, sondern offen bleibt für die Aktualisierung einer neuen Dyade. Oder anders gesagt: Die zentralen Struktureigenschaften diffuser Sozialbeziehungen wie die generalisierte wechselseitige Affektbesetzung – und hierzu gehört sicher

auch das Merkmal der Unkündbarkeit – auf der einen Seite und der wechselseitige Anspruch auf Ausschließlichkeit auf der anderen Seite treten in dem Moment in einen inneren Widerspruch zueinander, in dem das Paar den Übergang zur Familie vollzieht, sich also das familiäre Personal von zwei auf drei erweitert, weil dann beide Seiten bzw. Dimensionen diffuser Sozialbeziehungen nicht mehr – wie noch in der alleinigen Dyade der Paarbeziehung – einfach zur Deckung kommen. Durch das Hinzukommen des Kindes und damit zweier weiterer Dyaden entsteht eine widersprüchliche Einheit von drei sich gegenseitig ausschließenden Dyaden.

Diese Bestimmung der zentralen Strukturodynamik wirft nach meiner Auffassung einige Schwierigkeiten auf. Zunächst findet sich in ihr nicht mehr – wie oben bereits erwähnt – der von Oevermann selbst in seiner Bedeutung hervorgehobene und oben weiter ausgeführte Unterschied zwischen dem *permanenten* Ausschluss des Kindes aus der Gattenbeziehung und dem nur *vorübergehenden* Ausschluss eines Elternteils aus einer aktualisierten Eltern-Kind-Dyade wieder. Dieser Unterschied ist in der synchronen Betrachtungsweise auf die Triade sozusagen getilgt, weil hier alle drei Dyaden und alle drei Positionen als strukturgleich behandelt werden. Damit wird unterstellt, dass alle drei Dyaden der gleichen Ausschließlichkeitslogik folgen bzw. genauer, dass für alle drei Dyaden *gleichermaßen* ein wechselseitiges Konkurrenzverhältnis konstitutiv ist, also auch für das Verhältnis zwischen den beiden Eltern-Kind-Dyaden bzw. zwischen beiden Eltern. Wir hatten aber oben gesehen – und dies wurde auch in den entsprechenden Äußerungen von Oevermann deutlich –, dass die Dynamik der ödipalen Triade sich nur im vollgültigen und die Autonomie des Kindes befördernden Sinne entfalten kann, wenn die Eltern eben *nicht* um die Beziehung zum Kind untereinander konkurrieren. Denn „konkurrieren“ bedeutet hier, dass der Elternteil, der gerade eine aktualisierte Dyade mit dem Kind unterhält, versucht, den anderen Elternteil aus der Beziehung zum Kind auszuschließen bzw. – genauer – die Aktualisierung der anderen Eltern-Kind-Dyade zu verhindern. Ist dies der Fall, folgt die aktualisierte Eltern-Kind-Dyade aber bereits tendenziell der Ausschlusslogik einer Gattenbeziehung, weil dann (mindestens) ein Elternteil versucht, eine Exklusivbeziehung zum Kind zu etablieren, wie sie eigentlich nur für die Gattenbeziehung konstitutiv ist. Diese Exklusivität und die damit verbundene Abwertung der Gattenbeziehung²⁷ würde das Kind in seiner Phanta-

27 Der aktive Ausschluss des anderen Elternteils *als Elternteil* impliziert notwendig auch dessen Herabsetzung bzw. Ausgrenzung *als Gatte*. Es ist nicht möglich, auf der einen Seite dem Partner als Elternteil den Zugang zum Kind zu versagen bzw. dies zu versuchen *und gleichzeitig* auf der anderen Seite ihn auf der Gattenebene als gleichwertigen Partner anzuerkennen, weil der Versuch eines Elternteils, zum Kind eine dauerhafte Exklusivbeziehung aufzubauen, die Verleugnung der Tatsache bedeuten würde, dass das Kind *gemeinsam* von beiden Eltern gezeugt worden ist. Damit wäre ein elementarer Bestandteil der für die Gattenbeziehung konsti-

sie bzw. seinem Wunsch bestärken, an die Stelle des gleichgeschlechtlichen Elternteils in der Gattenbeziehung treten zu können.

Damit genau dies nicht passiert, muss der in einer aktualisierten Dyade mit dem Kind stehende Elternteil diesem gegenüber deutlich machen, dass zum einen dort ein Dritter ist, mit dem der gerade in die Beziehung zum Kind involvierte Elternteil eine Beziehung unterhält, aus der das Kind ausgeschlossen ist (*Markierung der Gattenbeziehung*), und dass zum anderen dieser Dritte genauso Ansprechpartner für das Kind und zuständig für dessen Belange ist, wie der Elternteil, mit dem es gerade eine Dyade aktualisiert hat (*Markierung der anderen Eltern-Kind-Beziehung*). Erst dadurch wird die notwendige Markierung der Differenz zwischen dem *permanenten* Ausschluss des Kindes aus der Gattenbeziehung und dem nur *vorübergehenden* Ausschluss eines Elternteils aus einer aktualisierten Eltern-Kind-Dyade gegenüber dem Kind – und auch gegenüber dem ausgeschlossenen Gatten – vorgenommen. Anders gesagt: Gerade damit sich eine Familiendynamik, „in der die Eltern sich gewissermaßen mit der Munitionskiste der gelungenen Beziehung zum Kind bekriegen“, gar nicht erst entwickelt, ist die Markierung der Potentialität sowohl von der anderen, nur vorübergehend still gestellten Eltern-Kind-Dyade als auch der Gattenbeziehung durch den in eine aktualisierte Eltern-Kind-Dyade involvierten Elternteil notwendig.

Es wird nun deutlicher, dass die Entfaltung der Strukturdynamik der ödipalen Triade *von den Eltern* zwei entgegengesetzte Handlungsbewegungen erfordert, die gleichzeitig notwendig aufeinander verwiesen sind: Während die Eltern mit der *Aktualisierung ihrer Gattenbeziehung* eine *Abgrenzungsleistung* gegenüber dem Kind vollziehen müssen, erfordert die *Aktualisierung einer Eltern-Kind-Dyade* auf bzw. von Seiten des involvierten Elternteils gerade das Gegenteil, nämlich eine *Integrationsleistung*, in der der gerade ausgeschlossene Elternteil und Gatte als potentiell anderer Interaktionspartner markiert bzw. präsent gehalten wird. Beide Leistungen sind für die Aufrechterhaltung der Generationendifferenz als der zentralen Achse, an der entlang sich das Strukturgebilde Familie konstituiert, gleichermaßen notwendig. Denn folgen *alle drei* familialen Dyaden der *gleichen* bzw. nur einer der beiden Ausschließlichkeitslogiken, verlieren der Generationenunterschied und damit auch das mit ihm verschränkte Inzesttabu an notwendiger Prägnanz: Unterliegen alle Dyaden der Logik des bloß *temporären* Ausschlusses, der auf der Unmöglichkeit beruht, zwei Dyaden gleichzeitig zu aktualisieren, hat also die Gattenbeziehung tendenziell keinen eigenen Raum mehr innerhalb der Familie, kann das Kind nicht mehr die Erfahrung des permanenten Ausschlusses (aus der Gattenbeziehung) und damit die Erfahrung einer Differenz zwischen der Gatten- und der Eltern-Kind-Beziehung

tutiven Praxis und der für sie konstitutiven wechselseitigen Anerkennung von dem ausschließenden Elternteil massiv in Frage gestellt.

machen. Die Eltern können dann den Onnipotenzphantasien des Kindes und seinen Wünschen nach unbegrenzter Verfügbarkeit der Eltern kaum noch etwas entgegensetzen, weil die Gattenbeziehung immer mehr verblasst. Ebenso – nur sozusagen von der anderen Seite her – tritt eine Parentifizierung und damit eine Verwischung des Generationenunterschieds ein, wenn die Eltern-Kind-Dyaden der Logik des *permanenten* Ausschlusses, wie sie für die Gattenbeziehung konstitutiv ist, folgen. In diesem Fall wird sich das Kind darin bestärkt fühlen, in der jeweiligen Aktualisierung einer Eltern-Kind-Dyade die Position des ausgeschlossenen Gatten einnehmen zu können. Gleichzeitig wird es von den untereinander konkurrierenden Eltern in Loyalitätskonflikte gestürzt, die trotz – oder gerade aufgrund – der übermäßigen Nähe, die die Eltern jeweils zum Kind suchen, zu einer unsicheren Bindungserfahrung auf Seiten des Kindes führen.

Ohne diese Integrations- und Abgrenzungsleistung von Seiten der Eltern kann sich also die autonomiefördernde Strukturpolitik der ödipalen Triade nicht voll entfalten. Aus der synchronen Perspektive heraus lassen sich aber die Notwendigkeit dieser beiden Leistungen der Eltern nicht formulieren bzw. rekonstruieren, weil hier sowohl die grundlegende Differenz zwischen dem Ausschluss aus der Gatten- und dem Ausschluss aus der Eltern-Kind-Beziehung als auch der Unterschied in der Aufgabenstellung für die Eltern auf der einen Seite und für das Kind auf der anderen Seite eingegeben sind.

Damit kommen wir zu einer weiteren Schwierigkeit des synchronen Modells der ödipalen Strukturpolitik. Im synchronen Modell ist nicht mehr das Kompetenzgefälle zwischen den Eltern auf der einen Seite und dem Kind auf der anderen Seite abgebildet. Während die Eltern im konstitutionslogischen Normalfall, also wenn sie sich die Struktur der ödipalen Triade in ihrem eigenen Sozialisationsprozess vollgültig aneignen konnten, stabil zwischen der Eltern-Kind-Liebe und der Gattenliebe unterscheiden können, ist es genau eine der zentralen Entwicklungsaufgaben für das Kind, sich diesen Unterschied auf der Handlungsebene anzueignen.²⁸ Das Kind kann zu Anfang noch nicht zwischen der Eltern-

28 Aus der synchronen Perspektive heraus lassen sich weder irgendwelche Entwicklungsperspektiven noch das Auftreten von pathologischen Entwicklungen in der familiären Dynamik herleiten, da aus dieser Sicht sich die Dynamik der ödipalen Triade in einem ständigen Wechsel aktualisierter Dyaden erschöpfen muss. Ebenso scheint die aus dieser Perspektive von Oevermann formulierte zweite Bedingung des Zusammenhalts der ödipalen Triade – dass die Verabsolutierung einer diffusen Einzelbeziehung zwangsläufig [!] die Gegenreaktion der anderen Beziehungen hervorruft – einen Automatismus nahezulegen, vor dessen Hintergrund sich die Frage, wie es dann zu einem Ungleichgewicht bzw. zu einer Störung innerhalb der familiären Triade kommen kann, nicht mehr beantworten lässt.

Man kann vielleicht sagen, die grundlegende Schwierigkeit der synchronen Perspektive auf die ödipale Triade besteht darin, dass hier sowohl die Herleitung des von den Mitgliedern der Triade zu bearbeitenden Strukturproblems als auch die Herleitung einer erfolgreichen Bearbeitung dieses Strukturproblems gleichermaßen aus der Definition diffuser Sozialbeziehungen er-

Kind- und der Gattenliebe unterscheiden. Der erste wichtige Schritt in diese Richtung ist die Entdeckung bzw. Wahrnehmung des Kindes, dass die Eltern eine *sexuelle* Beziehung miteinander haben, also das, was Freud unter dem Begriff der Urszene beschreibt. Aber mit dieser Entdeckung hat sich das Kind noch nicht den Unterschied zwischen beiden Liebesformen angeeignet. Vielmehr wird es sich zunächst in der manifest ödipalen Phase als Sexualpartner des gegengeschlechtlichen Elternteils phantasieren und um diesen mit dem anderen Elternteil rivalisieren. Erst wenn dann aufgrund einer lebendigen und durch Praxis gefüllten Gattenbeziehung das Kind der vollen Wahrnehmung der sexuellen Beziehung der Eltern, ihrer unterschiedlichen Anatomie und der eigenen körperlichen Unzulänglichkeit gegenüber dem begehrten Elternteil nicht mehr ausweichen kann, erkennt es den Unterschied zwischen der Beziehung der Eltern untereinander und der Beziehung, die es selbst zu den Eltern unterhält: Die Eltern haben eine genitale und prokreative Beziehung, während die Mutter- und Vater-Kind-Beziehung weder genital ist noch der Fortpflanzung dient. Es ist die gleichzeitige Erfahrung des Kindes, auf der einen Seite auf den gegengeschlechtlichen Elternteil als Sexualpartner verzichten zu müssen, ohne auf der anderen Seite die Eltern als Eltern zu verlieren, die also zur Aneignung des Unterschieds führt. Deshalb müssen die Eltern – eben um diese Aneignung dem Kind zu ermöglichen – einerseits das Kind klar und deutlich von der Gattenbeziehung ausschließen und andererseits gleichzeitig deutlich machen, dass damit kein Abbruch der Eltern-Kind-Beziehung verbunden ist. Das impliziert für die Gestaltung bzw. Aktualisierung der Eltern-Kind-Beziehung, dass hier der momentan ausgeschlossene Elternteil als ebenso möglicher wie zuständiger Interaktionspartner präsent gehalten wird, dass also der Ausschluss des anderen Elternteils und Gatten als ein nur vorübergehender markiert wird.

Diese Leistung der Eltern, die diese nur unter der Voraussetzung erbringen können, dass sie im Laufe ihrer eigenen Sozialisation die Struktur der ödipalen Triade annähernd vollständig verinnerlichen konnten, halte ich für einen zentralen Bestandteil dessen, was in der psychoanalytischen und teilweise systemischen Literatur unter dem Begriff „Triangulierung“ konzeptualisiert wird.

Es soll deshalb noch einmal etwas genauer auf die Triangulierungsleistung der Eltern eingegangen werden, bevor zum Abschluss der Darstellung und Auseinandersetzung mit dem Modell der ödipalen Triade kurz versucht wird, die Frage zu beantworten, worin – nach dieser Kritik an der Verortung der zentralen Strukturpolitik der ödipalen Triade in der synchronen Betrachtungsweise – denn dann die widersprüchliche Einheit, aus der heraus die zentrale Dynamik der familialen Triade erwächst, besteht.

folgt. Damit werden das Strukturproblem und dessen Lösung sozusagen in einem Atemzug abgehandelt.

Triangulierung und elterliches Handeln

Wir haben gesehen, dass bei einer asynchronen Perspektive auf die ödipale Triade nicht nur zwischen zwei Strukturtypen von Dyaden – nämlich der auf Sexualität beruhenden Gatten- und der diese Sexualität gerade ausschließenden Eltern-Kind-Beziehung – unterschieden werden muss, sondern dass sich auch hinsichtlich der *Handlungslogik der Eltern* und der *des Kindes* eine für die Strukturdynamik der ödipalen Triade entscheidende Differenz ergibt: Während das Kind noch weitgehend in einer Ausschließlichkeitslogik handelt, gilt dies für die Eltern hinsichtlich der Eltern-Kind-Beziehung gerade nicht. Für sie besteht die Aufgabe vielmehr darin, den Versuchen des Kindes, den jeweiligen Elternteil exklusiv für sich zu vereinnahmen, etwas entgegenzusetzen, ohne natürlich die fürsorgliche und liebevolle Beziehung zum Kind abbrechen zu müssen. Würden die Eltern dagegen derselben Ausschließlichkeits- bzw. Handlungslogik wie der des Kindes folgen, wäre die Entwicklung des Kindes – wie auch die klinische Literatur hinreichend belegt – erheblich gefährdet. Denn – um nur zwei markante Punkte zu benennen – zum einen würde das Kind dadurch in schwere Loyalitätskonflikte geraten und zum anderen wäre damit die Generationendifferenz als eine zentrale Achse, an der entlang sich das Strukturgebilde Familie konstituiert, in ihrer Gültigkeit erheblich eingeschränkt, mit all den daraus folgenden Konsequenzen.

Damit die ödipale Triade also hinsichtlich der von Oevermann herausgearbeiteten drei Strukturkonstellationen ihre für das Kind autonomiefördernde Dynamik entfalten kann, müssen die Eltern die folgenden zwei Strukturaufgaben bewältigen, muss also das Handeln der Eltern durch folgende zwei Bedingungen gekennzeichnet sein:

1. Die Eltern müssen die beiden familialen Beziehungsmodi der ödipalen Triade – die Gatten- und die Eltern-Kind-Dyade – trotz der Unmöglichkeit, beide gleichzeitig zu praktizieren, gleichermaßen vollgültig zur Ausprägung bringen. Das heißt, dass beide Eltern sich relativ souverän zwischen den beiden Dyadentypen hin und her bewegen und sie gleichzeitig stabil auseinanderhalten können müssen.
2. Der in einer aktualisierten Dyade mit dem Kind sich befindende Elternteil muss immer den temporär ausgeschlossenen anderen Elternteil als Gatten *und* als Elternteil mitrepräsentieren bzw. den *vorübergehenden* Charakter dieses Ausschlusses markieren.

Beide Bedingungen sind an eine funktionierende Gattenbeziehung gebunden. Sie sorgen dafür, dass neben der Konkurrenz-Dynamik *gleichzeitig* die *Einheit* der familialen Triade sicher gestellt ist. Oder anders formuliert: Ohne die Aufrecht-

erhaltung dieser beiden Bedingungen *durch die Eltern bzw. durch eine funktionierende Gattenbeziehung* entsteht innerhalb der familialen Triade eine starke Tendenz zur Verfestigung bzw. Verabsolutierung einzelner Dyaden mit der Folge des dauerhaften Ausschlusses des davon betroffenen Dritten.

Diese Fähigkeit der Eltern, in der jeweils aktualisierten Dyade mit dem Kind gleichzeitig die nur für diesen Moment still gestellte Gattenbeziehung als Hintergrund präsent zu halten, also deren – wie Oevermann sagt – Potentialität zu markieren, scheint mir der Schlüssel dafür zu sein, dass die familiale Triade – trotz der für diffuse Sozialbeziehungen konstitutiven Ausschließlichkeitslogik – zusammen gehalten wird. Dieser Schlüssel besteht aus einem *triangulierenden Moment* bzw. aus einer *Triangulierung(sleistung)* auf Seiten der Eltern. Denn die Konstellation, dass die Eltern sich nur unter der Bedingung der „Markierung der Potentialität der Gattenbeziehung“ dem Kind zuwenden, bedeutet nichts anderes, als dass der in eine aktualisierte Eltern-Kind-Dyade involvierte Elternteil in der Interaktion mit dem Kind den anderen Elternteil immer mit repräsentiert – und zwar als Gatte *und* als Elternteil²⁹ –, auch wenn dieser Elternteil gerade nicht anwesend ist. Das heißt, der in eine praktizierte Eltern-Kind-Dyade momentan *nicht* involvierte Elternteil wird durch den anderen Elternteil dennoch immer als *Dritter* der ödipalen Triade gegenüber dem Kind präsent gehalten, und das entspricht genau dem, was ich an dieser Stelle vorläufig als die *Kernstruktur von Triangulierung* bezeichnen möchte.

Aus den beiden oben genannten Bedingungen bzw. Strukturaufgaben geht nun hervor, dass es sich dabei um eine *zweifache, ineinander gelagerte Triangulierung* handelt, die die Eltern leisten müssen: Auf der *Ebene der Beziehungsmodi*, also der *Form* der Beziehung, muss jeder Elternteil sich zwischen der auf Sexualität beruhenden Gattenbeziehung und der diese Sexualität eben ausschließenden Eltern-Kind-Beziehung hin und her bewegen können (1. Bedingung), so dass *beide* Beziehungsformen vollgültig nebeneinander bzw. innerhalb des ödipalen Dreiecks ausgebildet werden. Denn können die Eltern oder ein Elternteil dies nicht leisten, wird einer der beiden Dyadentypen dominant, mit dem Ergebnis, dass die für die Entwicklung der Autonomie des Kindes konstitutive Spannung der Triade sich zu einem Pol hin auflöst und das Kind in übergroße Abhängigkeit zu einem Elternteil gerät. Ist beispielsweise die Mutter – trotz der Unterstützung von ihrem Mann – kaum noch oder gar nicht mehr in der Lage, in die Gattenposition zu wechseln, verblasst die Gattenbeziehung allmählich. Das Kind merkt dann, dass es die Mutter nicht mehr mit jemanden Dritten teilen muss, sondern ganz für sich hat. Dadurch verharrt es nicht nur in einem symbiotischen

29 Weiter unten werde ich erläutern, warum der ausgeschlossene Elternteil immer in *beiden* Funktionen mitrepräsentiert werden muss, damit sich die Strukturodynamik der ödipalen Triade *vollständig* entfalten kann.

Beziehungsmodus, sondern es fühlt sich auch ermutigt – und oft darin auch durch die Mutter unterstützt –, die Position des Vaters bzw. Gatten einzunehmen, mit all den Folgen, die eine Parentifizierung mit sich bringt. Die Fähigkeit der Eltern, von einem Dyadentyp zum anderen relativ problemlos wechseln zu können, impliziert, dass der jeweils gerade nicht aktualisierte Dyadentyp dennoch in seiner Potentialität mitrepräsentiert wird. Das heißt, dass im oben genannten Falle die Mutter in der Interaktion mit dem Kind immer wieder auch gegenüber dem Kind deutlich machen kann, dass sie nicht nur *Mutter*, sondern auch *Frau* des Mannes ist, der zugleich der Vater des gemeinsamen Kindes ist. Auf einer weiteren Ebene, nämlich der *Ebene des Beziehungspersonals*, ist in die Eltern-Kind-Beziehung selbst noch eine zweite Triangulierung eingelagert: Die Beziehungsaufnahme zum Kind muss von dem jeweiligen Elternteil so gestaltet werden, dass nicht nur die andere Beziehungsform, die bspw. die Mutter noch unterhält, präsent ist, sondern dass auch der andere Elternteil *als Elternteil* gegenüber dem Kind markiert wird. Erst dadurch schließt sich das familiäre Dreieck. Denn würde bspw. die Mutter in der Beziehung zum Kind den anderen Elternteil nur als Gatten repräsentieren, würde diesem von der Mutter der Status eines Liebhabers zugewiesen. Diese Konstellation tritt zum Beispiel häufiger in Familien mit einem Stiefvater auf oder wenn die Mutter – nach der Trennung vom leiblichen Vater des Kindes – einen neuen Mann kennenlernt. Durch die (zunächst) fehlende Beziehung zwischen dem Mann der Mutter und dem Kind wird zwischen beiden eine heftige Konkurrenz um die Mutter entstehen, weil in dieser Situation für beide die Hinwendung der Mutter zum jeweils anderen mit der Gefahr des permanenten Ausschlusses verbunden ist. Die sich ausschließenden Logiken von Paar- und Eltern-Kind-Beziehung treffen in diesem Fall unvermittelt in der Person der Mutter aufeinander. Das Kind muss dann ständig um den Erhalt der Beziehung zur Mutter kämpfen bzw. muss die Beziehung der Mutter zu dem neuen Mann bekämpfen, weil es fürchten muss, dass die Mutter nicht mehr aus der Paarbeziehung zurückkehrt.

Diese kurze Skizzierung einer Abweichung vom konstitutionslogischen Normalmodell der familialen Triade sollte noch einmal deutlich machen, welche zentrale Funktion – im Sinne der oben genannten zweiten Triangulierung – der Markierung des jeweils aus der aktualisierten Eltern-Kind-Dyade ausgeschlossenen Elternteils nicht nur als Gatte, sondern auch als *anderer Elternteil* zukommt: Diese Markierung signalisiert auf zweifache Weise dem Kind, dass mit dem Ausschluss aus der Gattenbeziehung nicht die Gefahr eines vollständigen Ausschlusses bzw. Beziehungsabbruchs von Seiten der Eltern besteht: Erstens indem die Mutter – wenn wir beispielsweise von einer aktualisierten Mutter-Kind-Dyade ausgehen – durch die Markierung des anderen Elternteils sowohl als Gatten als auch als Elternteil dem Kind deutlich macht, dass sie beide Beziehungs-

formen tendenziell als gleichrangig betrachtet und sich zwischen beiden souverän hin und her bewegen kann. Das heißt, um so souveräner die Mutter beide Dyadentypen innerhalb der familialen Triade vereinbaren bzw. gültig zur Ausprägung bringen kann, umso weniger muss das Kind fürchten, dass mit dem Ausschluss aus der Paarbeziehung ein Abbruch oder eine Störung der Mutter-Kind-Beziehung einhergeht. Zweitens signalisiert in diesem Fall die Mutter nicht nur, dass das Kind die Mutter mit jemanden Dritten – dem Gatten – teilen muss (Markierung der Gattenbeziehung), sondern dass dort ein Dritter ist, der *auch* für das Kind da ist bzw. dem sich das Kind – eben mit Erlaubnis der Mutter – zuwenden kann (Markierung als anderer Elternteil). Das schafft für das Kind eine wichtige Entlastung bezüglich der Abhängigkeit zur Mutter.

Die widersprüchliche Einheit von Gatten- und Eltern-Kind-Beziehung als zentrale Strukturodynamik der ödipalen Triade

Die obigen Überlegungen und Ausführungen sollten vor allem dreierlei zeigen: *Erstens*, dass die Frage danach, was die familiäre Interaktionstriade trotz der für die Strukturodynamik der ödipalen Triade konstitutiven Ausschließlichkeitslogiken letztlich zusammenhält, nicht ohne Rekurs auf irgendeine Form der Triangulierungsleistung auf Seiten der Eltern, die diesen strukturellen Ausschlichkeitstendenzen etwas entgegensetzt, ausreichend beantwortet werden kann. Anders gesagt: Die widersprüchliche Einheit der ödipalen Triade stellt die Eltern vor die strukturelle Aufgabe, Gatten- und Eltern-Kind-Beziehung trotz ihrer Widersprüchlichkeit gleichermaßen zur Ausprägung zu bringen. Dies können sie nur leisten, wenn sie im Laufe ihrer eigenen Sozialisation selbst einigermaßen vollständig die Struktur der ödipalen Triade verinnerlichen konnten. Denn dann haben sie sich die Fähigkeit erworben, diese Widersprüchlichkeit auszuhalten und zu gestalten, anstatt sie regressiv in einer tendenziell symbiotischen Beziehung entweder zum Gatten oder zum Kind aufzulösen. *Zweitens* sollte deutlich werden, dass die beiden die ödipale Triade konstituierenden Dyadentypen – die Gatten- und die Eltern-Kind-Dyade – in Bezug auf den jeweils ausgeschlossenen Dritten von zwei unterschiedlichen bzw. gegensätzlichen Handlungslogiken geprägt sind: Während die Gattenbeziehung für ihren Erhalt eine *Abgrenzung* gegenüber dem Dritten – also dem Kind – erfordert, muss in der aktualisierten Eltern-Kind-Dyade der momentan ausgeschlossene Dritte in seinen beiden Funktionen – also als Gatte und als anderer Elternteil – von dem involvierten Elternteil so *integriert* werden, dass er in dieser Dyade – auch bei personeller Abwesenheit – präsent ist. An die praktische Aufrechterhaltung der Differenz dieser beiden Handlungslogiken durch die Eltern – so war die weitere Argumentation – ist ganz wesentlich die Aufrechterhaltung der für die familiäre Triade konstituti-

ven Generationendifferenz gebunden. Anders gesagt: Die Diffusion dieser beiden Formen des Umgangs mit dem jeweiligen Dritten in den konkreten Interaktionen innerhalb der familialen Triade führt tendenziell zu einer Einebnung des Generationenunterschieds mit all seinen pathologischen Folgen für das Kind. Erst vor diesem Hintergrund ließ sich schließlich *drittens* die Triangulierungsaufgabe der Eltern in ihrer Grundstruktur genauer bestimmen, nämlich im Sinne der beiden oben genannten Strukturaufgaben.

Wenn nun die rekonstruierte Differenz zwischen Gatten- und Eltern-Kind-Dyade in der Behandlung des jeweiligen Dritten die oben dargestellte Bedeutung bzw. Funktion innerhalb der ödipalen Triade hat, dann lässt sich deren zentrale Strukturodynamik nicht mehr aus einer *synchronen* Betrachtungsweise der drei Dyaden des familialen Dreiecks heraus bestimmen, also konkret aus einer Betrachtungsweise, die für *alle* Dyaden des familialen Dreiecks unterstellt, dass sie letztlich der gleichen Logik des wechselseitigen Ausschließlichkeitsanspruchs folgen. Vielmehr erscheint es mir angemessener, in der, wie Oevermann sagt, „spezifischen Verzahnung“ der beiden Dyadentypen – also der Gatten- und der Eltern-Kind-Dyade – das Zentrum der Strukturodynamik der ödipalen Triade zu sehen. Diese Verzahnung entspricht der dialektischen Grundfigur der *widersprüchlichen Einheit*, die Oevermann im Anschluss an Hegel hier als Ausgangspunkt der familiären Entwicklung bestimmt: Aufgrund ihrer *inneren Widersprüchlichkeit* bringt die Struktur der ödipalen Triade aus sich heraus eine Entwicklungsdynamik hervor. Das Ineinandergreifen von Gatten- und Eltern-Kind-Beziehung lässt sich in seiner Grundstruktur deshalb als widersprüchliche Einheit bestimmen, weil es sich dabei um zwei sich ausschließende und gleichzeitig notwendig aufeinander verwiesene Beziehungstypen handelt.

Diese widersprüchliche Einheit ist schon in der inneren Ambivalenz der Gatten- bzw. Paarbeziehung angelegt. Denn zur Konstituierung und Erhaltung der Gattenbeziehung gehört einerseits notwendig der Ausschluss eines Dritten. Gleichzeitig verweist die Gattenbeziehung – schon von ihrer evolutionsgeschichtlichen Basis her – von Anfang an auf die Zeugung des Dritten, nämlich des Kindes, und findet darin auch, wie Hegel sagt, ihre Erfüllung. Mit der Geburt des Kindes veräußert bzw. manifestiert sich diese innere Ambivalenz als widersprüchliche Einheit in der äußeren Gestalt der ödipalen Triade, die aus sich heraus dann eine Entwicklungsdynamik hervorbringt. Diese widersprüchliche Einheit lässt sich nur deshalb als Einheit, als das Strukturgebilde Familie erhalten, weil aus Sicht der Eltern der Dritte aufgrund des Inzesttabus von vornherein keine Konkurrenz *auf der Ebene der auf Sexualität beruhenden Gattenbeziehung* darstellt. Das Inzesttabu sorgt also – neben seiner Funktion der Öffnung der biologischen Familie zur Gruppe hin und damit zur Konstituierung von Gesellschaft sowie seiner Funktion als Erneuerungsmechanismus bei der sexuellen

Paarung³⁰ – einhergehend mit der Familialisierung des Vaters dafür, dass die Familie als Ganzes erhalten bleibt, indem es verhindert, dass die Eltern sich selber mit der Zeugung eines Kindes einen Konkurrenten auf der Gattenbeziehungsebene schaffen.

Damit wird gleichzeitig deutlich, dass das Kind nicht – wie die synchrone Betrachtungsweise auf die ödipale Triade nahelegt – auf der *personellen Ebene* eine Konkurrenz für die Eltern ist, sondern auf der *strukturellen Ebene*, eben weil jede Aktualisierung einer Eltern-Kind-Dyade zwangsläufig die Stillstellung der Gattenbeziehung bedeutet. Das heißt, die für die Strukturodynamik der ödipalen Triade konstitutive Ausschließlichkeitslogik resultiert nicht aus einem für alle drei familialen Dyaden behaupteten wechselseitigen Ausschließlichkeitsanspruch aufeinander, also aus dem generellen Ausschluss des Dritten, sondern auf der strukturellen Unmöglichkeit, die Gattenbeziehung und eine Eltern-Kind-Beziehung *gleichzeitig* zu praktizieren. Diese Unmöglichkeit – und das wird durch das synchrone Triadenmodell verdeckt – geht von der *Ausschließlichkeitslogik der Gattenbeziehung* aus. Die Gattenbeziehung – und nicht die Eltern-Kind-Beziehung – konstituiert sich und kann nur praktiziert werden durch den Ausschluss eines jeglichen Dritten. Dagegen ist die Eltern-Kind-Beziehung, eben weil für sie das Inzesttabu konstitutiv ist, von vornherein auf den Dritten, also den anderen Elternteil verwiesen.

Diese notwendige Bezogenheit der Eltern-Kind-Beziehung auf den Dritten bzw. dessen notwendiger Einschluss lässt sich meiner Auffassung nach auch sehr deutlich an der Konstellation ablesen, wenn die familiäre Triade sich durch ein zweites Kind erweitert. Auch wenn, wie Oevermann sagt, jedes *Kind* eine eigene ödipale Triade mit den Eltern unterhält, so müssen die *Eltern* die Beziehung bzw. die aktualisierte Dyade zum einen Kind immer unter der Bedingung der Markierung der Potentialität der ödipalen Triade mit dem anderen Geschwisterkind aufnehmen, um zu verhindern, dass die Kinder sich in ihrem Wunsch, jeweils eine Exklusivbeziehung zu den Eltern zu unterhalten, bestärkt fühlen. Denn für die *Kinder* ist es im konstitutionslogischen Sinne normal, wenn sie untereinander um die Zuneigung der Eltern konkurrieren, also sich jeweils wünschen, das Lieblingskind der Eltern zu sein. Die *Eltern* müssen dagegen den Kindern glaubwürdig vermitteln, dass sie sie im selben Ausmaß lieben und keinem Kind den Vorzug geben. Anderenfalls kommt es entweder zu einer Traumatisierung eines der Kinder – wenn die Eltern dieses Kind mehr oder weniger offen spüren lassen, dass es nicht die gleiche affektive Zuwendung erhält wie das Geschwisterkind – oder die Eltern erzeugen eine strukturelle Verlogenheit im Umgang mit den Kindern. Dann nämlich, wenn sie in der aktualisierten Dyade

30 Siehe Oevermann 2001a, 80-84

mit einem Kind – bei gleichzeitiger Abwesenheit des anderen Kindes – den Versuchen des Kindes nachgeben, sich – gegenüber dem anderen Geschwisterkind – der besonderen Zuneigung der Eltern zu versichern, diese Versicherung aber – sobald das andere Kind wieder anwesend ist – aufgrund der Forderung nach Gleichbehandlung nicht aufrechterhalten können. So wie die Markierung der Potentialität der Gattenbeziehung bspw. durch die Mutter gegenüber dem Kind die Funktion hat, dessen Wunsch nach einer symbiotischen Beziehung zur Mutter zu desillusionieren, so hat auch die Markierung der Potentialität der ödipalen Triade mit dem jeweiligen Geschwisterkind die Funktion, das Kind in der aktualisierten Dyade auch deutlich zu machen, dass es die Zuneigung und Aufmerksamkeit der Eltern mit seinem Geschwister teilen muss.

Zusammenfassend kann man also sagen, dass sich aus der widersprüchlichen Einheit der ödipalen Triade, also aus der widersprüchlichen Einheit von Gatten- und Eltern-Kind-Beziehung für die Eltern als eine grundlegende Aufgabe ergibt, gegenüber den Kindern den Unterschied zwischen der Logik der Gattenbeziehung, die auf Sexualität und deshalb auf Ausschließlichkeit beruht, und der Logik der Eltern-Kind-Beziehung, die immer den Dritten bzw. dessen Repräsentation in der aktualisierten Dyade mit einschließt, deutlich zu markieren. Diese Repräsentation des Dritten läuft genauer betrachtet – sowohl im Falle der Markierung des anderen Elternteils und Gatten als auch im Falle des anderen Geschwisterkindes – auf die Repräsentation der *vollständigen Triade* hinaus. Denn der andere Elternteil, der momentan nicht in einer aktualisierten Beziehung zum Kind steht, soll ja nicht nur als Gatte *oder* als Elternteil mit präsent sein, sondern in *beiden* Funktionen, und das bedeutet, dass gleichzeitig auch die beiden Beziehungsmodi, die dieser Elternteil potentiell zu den anderen beiden Mitgliedern der ödipalen Triade unterhält, mit repräsentiert werden. Ebenso muss natürlich im Falle der Markierung des anderen Geschwisterkindes dem Kind gegenüber, das in die aktualisierte Dyade mit einem Elternteil involviert ist, die vollständige ödipale Triade, die das Geschwisterkind zu den Eltern unterhält, repräsentiert werden, um die Etablierung exklusiver Eltern-Kind-Bündnisse innerhalb der Familie zu verhindern.

1.2 Methodischer Zugang: Sequenzanalyse nach der Objektiven Hermeneutik

Da es in der vorliegenden Untersuchung zentral um die Rekonstruktion von Transformationsprozessen geht, stellt sich die wichtige Frage, wie sich Veränderungs-, also Lern- und Erfahrungsprozesse einer Lebenspraxis *methodisch* greifen lassen.

Im Folgenden sollen kurz die theoretischen Grundlagen und die Methode der Objektiven Hermeneutik³¹ skizziert werden, um zum einen das methodische Vorgehen in dieser Untersuchung darzustellen und um zum anderen deutlich zu machen, warum für die hier verfolgten Fragestellungen ein quantitativ-komparativer Ansatz als ungeeignet erscheint.

Zur Differenz von Natur und Kultur

Die Objektive Hermeneutik geht davon aus, dass sich der Gegenstand der Sozial-, Kultur- und Geisteswissenschaften auf der einen Seite in seiner Verfasstheit ganz grundlegend vom Gegenstand der Naturwissenschaften auf der anderen Seite unterscheidet. Für erstere ist der Gegenstand der disziplinären Orientierung die menschliche Lebenspraxis, für letztere Phänomene der Natur. Die Naturwissenschaften sind *empirisch* ausgerichtete Wissenschaften, die durch Beobachten, Messen und Analysieren vor allem *gesetzmäßige* Zusammenhänge in der Natur zu entdecken suchen. Diese Zusammenhänge beschreiben im klassischen Verständnis *kausale Ursache-Wirkungs-* bzw. *stochastische Zusammenhänge*, die aus Gründen der Exaktheit oft in *mathematischer Form* dargestellt werden. Im Unterschied dazu geht die Objektive Hermeneutik von der grundlegenden Feststellung aus, dass menschliches Handeln *sinnstrukturiert* ist und diese Sinnstrukturierung sich durch die *Regelgeleitetheit* sozialen Handelns konstituiert. Was das bedeutet, wird weiter unten noch näher erläutert. Die Abfolge bzw. *Sequenzialität* sozialer Handlungen beruht also aus Sicht der Objektiven Hermeneutik nicht auf einem Ursache-Wirkungs-Verhältnis, sondern geht auf „eine sinnlogische *Grund-Folge-Beziehung*“ (Oevermann 2000, 64) zurück. Deshalb muss für die Untersuchung von Phänomenen humaner Lebenspraxis ein *verstehender* und nicht ein kausal-erklärender Zugang gewählt werden.

Dass es sich bei der sinnstrukturierten Welt – im Unterschied zur kausalen bzw. stochastischen Welt der Naturphänomene – um eine Realitätsebene eigener Art handelt, lässt sich an folgenden Überlegungen verdeutlichen: Sinnstrukturen sind grundsätzlich *sinnlich* nicht wahrnehmbar. Sie können weder gesehen, gehört, gerochen, geschmeckt oder ertastet werden. Natürlich gibt es auch in der

31 Die Objektive Hermeneutik ist ein Forschungsansatz, der wesentlich von dem Soziologen Ulrich Oevermann im Rahmen eines Forschungsprojektes zum Thema „Elternhaus und Schule“ in den 70er-Jahren entwickelt und seitdem von ihm sowohl hinsichtlich seines methodischen Vorgehens als auch seiner theoretischen Grundlagen immer weiter ausdifferenziert worden ist. Er ist besonders dafür geeignet, „auf wenig erforschten Gebieten und bei neuen, noch wenig bekannten Entwicklungen und Phänomenen, die typischen, charakteristischen Strukturen dieser Erscheinungen zu entschlüsseln und die hinter den Erscheinungen operierenden Gesetzmäßigkeiten ans Licht zu bringen.“ (Oevermann 1996, 1)

Natur Phänomene, die wir mit unseren Sinnesorganen nicht direkt wahrnehmen können, weil sie beispielsweise außerhalb des für uns wahrnehmbaren Frequenzbereichs liegen und deshalb erst mit Hilfe eines eigens konstruierten Messapparates für uns wahrnehmbar werden. Hier erweitern wir sozusagen die Grenzen unserer Wahrnehmungsorgane mit Hilfe von in bestimmten Bereichen sensibler reagierenden Apparaten. Für Sinnstrukturen kann es dagegen kein eigenes Wahrnehmungsorgan geben, da diese *abstrakt* sind. Sie können deshalb nur *gelesen* bzw. *entziffert* werden. Das lässt sich beispielsweise daran verdeutlichen, dass für ein kleines Kind, das mit dem Lesen lernen noch nicht begonnen hat, die Buchstaben eines Textes einfach eine Ansammlung von schwarzen Mustern, Figuren oder ähnlichem sind. Die „darin steckenden“ Bedeutungsstrukturen kann es nicht erkennen, weil es noch nicht über das dafür notwendige sprachliche Regelwissen verfügt.

Gleichzeitig können wir abstrakte Bedeutungs- und Sinnstrukturen nur lesen, wenn sie uns in einer sogenannten *materialen Ausdrucksgestalt* vorliegen, also als geschriebener Text, als Schallwellen (der gesprochenen Sprache oder eines Musikstückes), als Bauwerk, Kunstwerk, gestaltete Landschaft etc. Als materiale Ausdrucksgestalten gelten dabei alle Materialisierungen menschlicher Praxis, also jede Spur, die menschliches Handeln hinterlässt.

Bedeutungen bzw. Sinnstrukturen sind also auf der einen Seite nur zugänglich, können also nur gelesen werden, wenn sie in einer *materialen* Ausdrucksgestalt vorliegen, auf der anderen Seite lassen sie sich aber nicht auf die *Materialität* der jeweiligen Ausdrucksgestalt reduzieren.³² Auch dies lässt sich sehr schnell daran veranschaulichen, dass wir – unter materialen Gesichtspunkten – mit einer sehr begrenzten Anzahl von sprachlichen Zeichen im Prinzip jeden, also unendlich viele Gedanken ausdrücken können.

Spuren humaner Lebenspraxis werden unter dem Aspekt ihrer ausdrucks-materialen Erscheinung in der Objektiven Hermeneutik als *Protokolle* bezeichnet und unter dem Aspekt ihrer Sinnstrukturiertheit als *Texte*. (vgl. Oevermann 2004, 429) Die Begriffe *Text* und *Protokoll* markieren also zwei Seiten einer Medaille: Während der Textbegriff auf die *abstrakten* Sinnstrukturen bzw. auf die sinnstrukturierte Verfasstheit der sozialen Welt verweist, zielt der Begriff des Protokolls auf die *materiale* Erscheinung, in der uns diese Sinnstrukturen gegenüber treten.

Der Unterschied zwischen der Welt der Naturphänomene und der sinnstrukturierten Welt humaner Lebenspraxis lässt sich auch daran erkennen, dass die *Wirkung* der Bedeutung bzw. Sinnstruktur von Ausdrucksgestalten sich nur entfaltet, wenn sie gelesen werden, während „natürliche Tatsachen“ auch dann wir-

32 Auf dieses wichtige Spannungsverhältnis wird noch näher im zweiten Teil eingegangen.

ken, wenn sie nicht beobachtet werden. (vgl. Loer 2015, 73) Das bedeutet aber nicht, dass das *Vorliegen*³³ von Bedeutungen beobachterabhängig ist, wie es beispielsweise der Konstruktivismus behauptet. Während ein geschriebener Text seine Wirkung nur entfalten kann, wenn er gelesen wird, liegen die darin enthaltenen Bedeutungen auch unabhängig davon vor. Anderenfalls müsste man ja davon ausgehen, dass Bedeutungen erst vom Leser in einen Text hineinprojiziert bzw. -gelegt werden, womit sie vollkommen willkürlich wären.

Die kausal determinierte bzw. stochastische Welt der Naturphänomene hat aber insofern eine Verbindung zur sinnstrukturierten Welt humaner Praxis, als sie zum einen natürlich zu den einflussreichen Realitätsbedingungen dieser Praxis (Oevermann 2004, 430) gehört und zum anderen dadurch, dass wir Erscheinungen der stochastischen Welt immer auch als prädierte, also vor dem Hintergrund der durch Sprache konstituierten Sinnstrukturen wahrnehmen, da es einen unmittelbaren bzw. zeichenfreien Zugang zu dieser Welt für uns nicht geben kann, wie im zweiten Teil noch näher aufgezeigt wird.

Zum Textbegriff

Aus den bisherigen Ausführungen sollte deutlich geworden sein, dass die Objektive Hermeneutik einen viel weiteren *Textbegriff* hat als die geisteswissenschaftliche Hermeneutik: als *Text* können alle Erscheinungsformen humaner Praxis gelesen werden. Anders als die lange Tradition der geisteswissenschaftlichen Hermeneutik, die sich vor allem mit der Auslegung und Interpretation von herausgehobenen Texten – wie beispielsweise der Bibel oder von Gesetzestexten – beschäftigt hat, versteht sich die Objektive Hermeneutik als eine Methode, um die soziale Wirklichkeit *empirisch* zu erschließen. Denn nach ihrer Auffassung ist die *soziale* Wirklichkeit textförmig. Die Objektive Hermeneutik ist also eine *erfahrungswissenschaftliche* Methode, mit deren Hilfe wir zu Aussagen über die soziale Wirklichkeit gelangen, die von dieser Wirklichkeit auch falsifiziert werden können. Das hat sie mit den Methoden der Naturwissenschaften gemeinsam, und das grenzt sie von der Tradition der geisteswissenschaftlichen Hermeneutik ab.

Von den naturwissenschaftlichen Methoden grenzt sie sich dagegen aufgrund ihres grundsätzlich anders verfassten Gegenstandes ab. Dieser ist – im Unterschied zu Naturphänomenen – *in sich* sinnstrukturiert. Das liegt an der für den Menschen konstitutiven Instinktreaktion. Mit dem Nachlassen der für das

33 Loer (2015) hält in seiner aufschlussreichen und insgesamt plausiblen Argumentation aus meiner Sicht nicht immer stringent die Unterscheidung zwischen *Vorliegen* einer Bedeutung und der Entfaltung von dessen *Wirkung* ein, was seine Argumentation angreifbar macht.

Tierreich kennzeichnenden engen Verknüpfung von Reiz und Reaktion eröffnen sich für Lebewesen auf der Ebene der Humangattung Entscheidungsspielräume. An die Stelle von Reiz-Reaktions-Ketten treten *Regeln*, die sich in der sozialen Interaktion herausgebildet haben und die gleichzeitig die Grundlage für Sprache und damit für Bedeutungsstrukturen darstellen.³⁴ Mit der Etablierung von Sprache eröffnet sich zum einen die Möglichkeit, die auf den aktuellen Moment beschränkte Gegenwart zu überschreiten und das eigene Handeln auf die Zeithorizonte der Zukunft und der Vergangenheit zu beziehen, zum anderen entsteht die Möglichkeit, das eigene Handeln aus der Perspektive eines anderen zu betrachten. Beides erlaubt also dem Menschen – im Unterschied zum Tier –, sich zu sich selbst zu verhalten. Helmuth Plessner (1892-1985) hat diesen Unterschied in den beiden Begriffen der *zentrischen Positionalität* und *exzentrischen Positionalität* gefasst: Mit Tieren (mit einem zentralen Nervensystem) teilt der Mensch eine *zentrische Positionalität*, also eine Mitte, auf die hin alle Reize und Reaktionen bezogen sind: „Das Tier lebt aus seiner Mitte heraus, in seine Mitte herein, aber es lebt nicht als Mitte.“ (Plessner 1975, 288) Letzteres ist dem Menschen vorbehalten und wird von Plessner mit dem Begriff der *exzentrischen Positionalität* gefasst. Anders als das Tier ist der Mensch in der Lage, sich von sich zu distanzieren und sich auf sein Erleben, auf seine Mitte zu beziehen, indem er sich von einem möglichen Blickpunkt der anderen aus betrachtet.

Deshalb kann sich die methodische Erschließung menschlicher Handlungspraxis nicht am deterministischen bzw. stochastischen Gesetzes- und Kausalitätsbegriff der Naturwissenschaften orientieren, sondern muss die Regelgeleitetheit sozialer Praxis zum Ausgangspunkt des methodischen Vorgehens machen.

Zur Sequenzialität bzw. Regelgeleitetheit humaner Lebenspraxis

Die Objektive Hermeneutik geht deshalb von der zentralen Prämisse aus,

„daß alle Erscheinungsformen von humaner Praxis durch Sequenziertheit strukturiert bzw. konstituiert sind. Darunter wird hier nicht die triviale Form der Temporalisierung im Sinne eines zeitlichen Nacheinanders verstanden, sondern der nicht-triviale Umstand, daß jegliches Handeln und seine kulturellen Objektivierungen qua Regelerzeugtheit soziales Handeln sind.“ (Oevermann 2000, 64)

„Soziales Handeln“ ist hier gleichbedeutend mit sinnstrukturiertem Handeln. Denn nach der theoretischen Grundlegung der Objektiven Hermeneutik konstituieren sich Sinn und Bedeutung nicht zuerst im Bewusstsein des Einzelnen, wie dies alle Hermeneutiken und qualitativen Methoden unterstellen, die ihren ver-

34 Näheres dazu im Kapitel 5.1

stehenden Zugang auf die Erschließung der *subjektiven Absichten* von handelnden Personen richten, sondern in der *sozialen Interaktion*. Damit ist gemeint, dass es Sprache als Grundlage für Sinnstrukturen, also Sprache in seiner *bedeutungskonstituierenden* Stellung³⁵, ohne Sozialität nicht geben könnte. Die in der sozialen Interaktion entstehenden bzw. entstandenen und die sie bestimmenden Regeln sind im konstitutionstheoretischen Sinne eine strukturelle Bedingung für Sprache, also für Sinnstrukturen überhaupt. Denn erst die Regelgeleitetheit verleiht einer Handlung Bedeutung:

„Der Geltungsanspruch, den die objektiv-hermeneutische Bedeutungsexplikation erhebt, gründet sich auf die Inanspruchnahme geltender Regeln. *Soziales Handeln konstituiert sich entlang dieser Regeln und die Interpretation der Protokolle dieses Handelns erfolgt unter Rückgriff auf unser Regelwissen* ... Das Konzept der Regelgeleitetheit geht davon aus, dass jede Handlung, jede soziale Praxis sich in einem Raum regerzeugter Möglichkeiten bewegt. Die fundamentale Bedeutung der Regelgeleitetheit ist in ihrer *Nichthintergebarkeit* zu sehen. Die Lebenspraxis kann sich ihr weder entziehen, noch kann sie die Regelgeltung außer Kraft setzen.“ (Wernet 2000a, 13)

Ludwig Wittgenstein (1889-1951) hat in den *Philosophischen Untersuchungen* gezeigt, dass eine Privatsprache nicht möglich ist, sondern dass Sprache und damit Sinnstrukturen überhaupt an Sozialität gebunden sind, weil man nicht *privat* einer Regel folgen kann:

„Ist, was wir ‚einer Regel folgen‘ nennen, etwas, was nur *ein* Mensch, nur *einmal* im Leben, tun könnte? – Und das ist natürlich eine Anmerkung zur *Grammatik* des Ausdrucks ‚der Regel folgen‘. Es kann nicht ein einziges Mal nur ein Mensch einer Regel gefolgt sein. Es kann nicht ein einziges Mal nur eine Mitteilung gemacht, ein Befehl gegeben, oder verstanden worden sein, etc. – Einer Regel folgen, eine Mitteilung machen, einen Befehl geben, eine Schachpartie spielen sind *Gepflogenheiten* (Gebräuche, Institutionen).“ (Wittgenstein 1984, §199)

„Darum ist ‚der Regel folgen‘ eine Praxis. Und der Regel zu folgen *glauben* ist nicht: der Regel folgen. Und darum kann man nicht der Regel ‚privatim‘ folgen,

35 Oevermann führt in diesem Zusammenhang eine Unterscheidung ein, die nicht genügend betont werden kann, da ihre Nichtbeachtung immer wieder zu Missverständnissen bzw. falschen Einwänden gegenüber der Objektiven Hermeneutik führt. Danach nimmt Sprache in der Humangattung, also im Bereich der Kultur eine doppelte Stellung ein: „Sprache konstituiert einerseits Bedeutung und Sinn, überführt naturgeschichtlich gesehen Natur in Kultur, Funktion in Sinn. Andererseits ist sie Sinn realisierendes Ausdrucksmaterial unter vielen anderen, nicht-sprachlichen.“ (Oevermann 2000, Fußnote S. 85). Sprache tritt also einmal in ihrer *bedeutungskonstituierenden* Stellung auf. In diesem Sinne ist sie die Grundlage für die sinnstrukturierte Welt. Ohne sie gäbe es überhaupt nicht Sinn und Bedeutungen. Zum anderen hat sie gleichzeitig eine *bedeutungsrealisierende* Stellung, nach der sie nur eine Ausdrucksmaterialität unter vielen anderen ist. Aus ihrer ersten, konstitutiven Stellung folgt, dass sich alle Bedeutungs- und Sinnzusammenhänge prinzipiell versprachlichen lassen.

weil sonst der Regel zu folgen glauben dasselbe wäre, wie der Regel folgen.“ (ebenda, §202)

Würden sprachliche Zeichen ihre Bedeutung erst durch das erhalten, was derjenige, der sie benutzt, ihnen an Bedeutung zuschreibt, wäre ihre Verwendung nicht regelhaft sondern beliebig. Dann könnte mit jeder Äußerung eines anderen Beliebigen gemeint und Beliebigen darunter verstanden werden. Und Beliebiges meinen und Beliebiges verstehen bedeutet „nichts meinen und nichts verstehen. Für jede Verständigung, für jede Interaktion ist es notwendig, daß die Handelnden über bestimmte Regeln verfügen, die intersubjektiv gültig sind und die es ihnen ermöglichen, sich verständlich zu machen und andere zu verstehen, d. h. sinnvolles, verstehbares Handeln muß immer regelgeleitetes Handeln sein.“ (Öhlschläger 1974, 97) Diese Regeln gründen deshalb in einer gemeinsamen sozialen Praxis.

Und John R. Searle hat durch die Unterscheidung zwischen *konstitutiven* und *regulativen*³⁶ Regeln gezeigt, dass Sprache grundsätzlich auf konstitutiven Regeln beruht und dass eine Sprache sprechen bedeutet, diesen Regeln zu folgen:

„Die semantische Struktur einer Sprache lässt sich als eine auf Konventionen beruhende Realisierung einer Serie von Gruppen zugrundeliegender konstitutiver Regeln begreifen; Sprechakte sind Akte, für die charakteristisch ist, daß sie dadurch vollzogen werden, daß in Übereinstimmung mit solchen Gruppen konstitutiver Regeln Ausdrücke geäußert werden.“ (ebenda, S.59)

Oevermann hat die Sequenzialität bzw. Regelgeleitetheit sozialer Praxis verschiedentlich am Beispiel der Begrüßungshandlung erläutert: Wenn beispielsweise ein Student im Vorübergehen einen Professor grüßen möchte, muss er dies – innerhalb eines gewissen Variationsspielraumes, der dabei möglich ist – in einer bestimmten Weise, also regelkonform tun, damit der andere seine Handlung als Gruß erkennen kann.

Doch die oben festgestellte Sequenziertheit humaner Praxis bedeutet darüber hinaus, dass

36 „Die regulativen Regeln können wir zunächst als Regeln charakterisieren, die bereits bestehende oder unabhängig von ihnen existierende Verhaltensformen regeln - zum Beispiel regeln viele Anstandsregeln zwischenmenschliche Beziehungen, die unabhängig von jenen Regeln existieren. Konstitutive Regeln dagegen regeln nicht nur, sondern erzeugen oder prägen auch neue Formen des Verhaltens. Die Regeln für Fußball oder Schach zum Beispiel regeln nicht nur das Fußball- oder Schachspiel, sondern sie schaffen überhaupt erst die Möglichkeit, solche Spiele zu spielen. [...] Regulative Regeln regeln eine bereits existierende Tätigkeit, eine Tätigkeit, deren Vorhandensein von den Regeln logisch unabhängig ist. Konstitutive Regeln konstituieren (und regeln damit) eine Tätigkeit, deren Vorhandensein von den Regeln logisch abhängig ist.“ (Searle 1971/1983, 54 f.)

„jedes scheinbare Einzel-Handeln sequentiell im Sinne wohlgeformter, regelhafter Verknüpfung an ein vorausgehendes Handeln angeschlossen worden (ist) und seinerseits einen Spielraum für wohlgeformte, regelmäßige Anschlüsse (eröffnet).“ (Oevermann 2000, 64)

Bezogen auf das Begrüßungsbeispiel bedeutet das, dass die Handlung des Studenten, den Professor zu grüßen, bereits eine Auswahl aus zwei Handlungsmöglichkeiten darstellt, die sich aufgrund sozialer Regeln aus der Situation ergeben – nämlich zu grüßen oder nicht zu grüßen. Nachdem der Student sich für das Grüßen entschieden hat, eröffnet er seinerseits für den Professor zwei Optionen, regelkonform mit einer eigenen Handlung an das Begrüßtwerden anzuschließen – nämlich zurück zu grüßen oder ohne Gruß an dem Studenten vorbeizugehen.

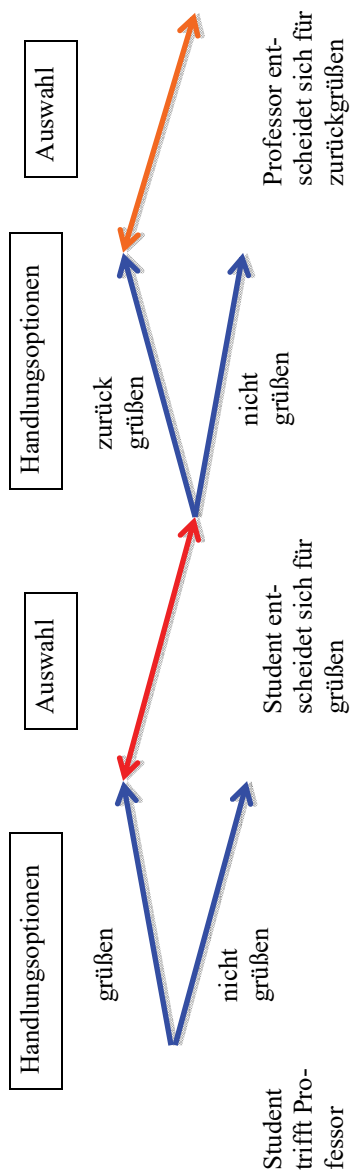


Abb. 4: Begrüßung
(Abbildung aus: Fertsch-Röver 2015, 268)

„An jeder Sequenzstelle eines Handlungsverlaufs wird also einerseits aus den Anschlussmöglichkeiten, die regelmäßig durch die vorausgehenden Sequenzstellen eröffnet wurden, eine schließende Auswahl getroffen und andererseits ein Spielraum zukünftiger Anschlussmöglichkeiten eröffnet.“ (Oevermann 2000, 64)

Eine im Rahmen der Objektiven Hermeneutik durchgeführte Sequenzanalyse rekonstruiert also eine Abfolge von Handlungen³⁷ als eine *Abfolge von Entscheidungen aus durch Regeln erzeugten Möglichkeiten*, wobei jede Entscheidung ihrerseits wieder bestimmte Anschlussmöglichkeiten für das weitere Handeln eröffnet. Bei dieser Rekonstruktion müssen grundsätzlich folgende *zwei Parameter* unterschieden werden:

(1) Einmal die *bedeutungserzeugenden, algorithmisch operierenden Regeln*, die die möglichen Handlungsanschlüsse an eine vorhergehende Handlung generieren. Im oben genannten Begrüßungsbeispiel sind das die Regeln, die auf das Begrüßtwerden im Grunde nur zwei sinnlogische Anschlüsse als Handlungsmöglichkeiten zulassen: das Zurückgrüßen oder die Verweigerung des Rückgrüßens. Auch das strategische Überhören bzw. Übersehen des Begrüßtwerdens ist dann nur eine Variante der zweiten Möglichkeit, die in sich natürlich noch einmal eine andere Bedeutung hat als das offene nicht Zurückgrüßen.

Bei den bedeutungserzeugenden Regeln haben wir es mit Regeln unterschiedlicher Reichweite – was deren Geltung betrifft – zu tun: Auf der einen Seite haben wir es mit den *universellen, nicht hintergehbaren Regeln* der sprachlichen, kommunikativen, kognitiven und moralischen Kompetenz zu tun. Nicht hintergeibar sind diese Regeln in dem Sinne, dass eine Kritik am materialen Gehalt dieser Regeln deren Geltung immer schon in Anspruch nehmen muss. Ich kann beispielsweise die Angemessenheit einer sprachlichen Aussage oder einer Textauslegung nur kritisieren, in dem ich dies sprachlich tue und dabei die sprachliche Regelgeltung in Anspruch nehme. Auf der anderen Seite haben wir *Regeln mit unterschiedlicher Geltungsreichweite* wie beispielsweise kulturspezifische, milieuspezifische, generationsspezifische oder familienspezifische Regeln. Während wir also bezüglich der universellen Regeln unterstellen können, dass jedes der Sprache mächtige Subjekt wenigstens intuitiv über diese Regeln verfügt, hängt die Kenntnis beispielsweise kulturspezifischer Regeln von der Vertrautheit mit dieser Kultur ab. Dies ist aber methodisch kein Problem, da zum einen sich die methodische Kontrolle der objektiv-hermeneutischen Textinterpretation vor allem auf die nicht hintergehbaren, universellen Regeln stützt.

37 Auch wenn ich „nur“ spreche, vollziehe ich Handlungen, wie wir spätestens seit der Sprechaktheorie wissen. Siehe hierzu Austin 1972 und Searle 1971/1983. Deshalb kann beispielsweise auch das in einem Interview Gesprochene als eine Abfolge von Handlungen bzw. Entscheidungen rekonstruiert werden.

(Wernet 2000, 14) Zum anderen kann im Falle einer das Handeln bestimmenden, nicht-universellen Regel deren Geltung am Text problematisiert und gegebenenfalls empirisch überprüft werden.

(2) Während die sequenzanalytische Rekonstruktion von Handlungsabfolgen auf der Ebene von Parameter I die Rekonstruktion der durch Regeln erzeugten Handlungsoptionen meint, zielt die Rekonstruktion auf der Ebene von Parameter II auf „die tatsächliche *Auswahl aus den durch Sequenzregeln eröffneten Möglichkeiten*“ (Oevermann 2000, 65).

„Dieser Parameter besteht aus dem *Ensemble von Dispositionsfaktoren*, die die Entscheidung einer konkreten Lebenspraxis, sei es einer Person, Gemeinschaft, Gruppe, Organisation, Regierung oder was auch immer beeinflussen: also aus den Faktoren, die die traditionelle handlungs- oder systemtheoretisch argumentierende Sozialwissenschaft als Motivationen, Wertorientierungen, Einstellungen, Weltbilder, Habitusformationen, Normen, Mentalitäten, Charakterstrukturen, Bewußtseinsstrukturen, unbewußte Wünsche u.a. schon immer thematisiert hat. Ich fasse das Ensemble dieser Faktoren, das in einer bestimmten Valenz die Entscheidungen einer konkreten Lebenspraxis auf wiedererkennbare, prägnante Weise systematisch strukturiert, als *Fallstruktur* zusammen.“ (ebenda)

Indem also die Sequenzanalyse die Abfolge von Entscheidungen einer Lebenspraxis vor dem Hintergrund der an jeder Sequenzstelle rekonstruierten Handlungsoptionen für eben diese Lebenspraxis nachzeichnet, erschließt sich durch sie die hinter diesen Entscheidungen/Auswahlen stehende Systematik, die als *Fallstruktur* bzw. *Fallstrukturgesetzlichkeit* bezeichnet wird.

Dabei darf die Rekonstruktion einer Fallstruktur „nicht verwechselt werden mit der Formulierung eines Gesetzes, aus dem sich dann deduktiv das soziale Handeln ableiten ließe.“ (Wernet 2000a, 15) Während naturwissenschaftliche *Gesetze* als falsifiziert gelten müssen, wenn in der Natur *ein* Fall auftritt, der dem formulierten Gesetz widerspricht, wird eine *Regel* nicht dadurch ungültig, dass von ihr abgewichen wird. Unmoralisches oder illegales Handeln Einzelner setzt nicht die Regeln der Moralität und Legalität außer Kraft. Vielmehr wird diese Abweichung erst vor dem Hintergrund der geltenden Regeln als Abweichung erkennbar. Anders als *Gesetze* bestimmen Regeln also nicht in deterministischer Weise unser Handeln.

Für die Methode der Sequenzanalyse ist deshalb zentral, dass sich die Individuiertheit einer autonomen Lebenspraxis – oder allgemeiner die Individuiertheit historisch-konkreter Gebilde – über die Abfolge von Entscheidungen³⁸

38 Eine personale Lebenspraxis konstituiert sich dabei sowohl über so alltägliche (Routine-) Entscheidungen wie morgens aufzustehen und zur Arbeit zu gehen als auch über herausgehobene Entscheidungen, wie beispielsweise die Entscheidung, ob man einen Partner heiratet.

für jeweils eine von mehreren Handlungsoptionen konstituiert. *Die Besonderheit einer je konkreten Lebenspraxis zeigt sich also in ihrer Selektivität.* (ebenda, 15) Diese Selektivität ist nicht zufällig, denn anderenfalls müssten wir annehmen, dass das Handeln von Personen ähnlich dem Mechanismus eines Zufallsgenerators funktioniert. Gleichzeitig ist diese Selektivität und damit das Handeln nicht determiniert, da die Fallstruktur sich an jeder Sequenz- bzw. Entscheidungsstelle transformieren kann. Auch die oben genannten Regeln determinieren nicht das Handeln, sondern verleihen ihm überhaupt erst Bedeutung. Der Student kann natürlich – statt den Professor zu grüßen oder nicht zu grüßen – auch etwas anderes machen, beispielsweise ihm mit der Faust drohen. Doch wird diese Handlung nur vor dem Hintergrund der beiden regelkonformen Handlungsoptionen des Grüßens oder Nicht Grüßens überhaupt erst verständlich.

Zu manifesten und latenten Sinnstrukturen

„Zentraler Gegenstand der Methodologie der objektiven Hermeneutik sind die latenten Sinnstrukturen und objektiven Bedeutungsstrukturen von Ausdrucksgestalten.“ (Oevermann 2002, 1) Der Begriff der *latenten Sinnstrukturen* zielt auf die *objektive* Bedeutung von Texten bzw. Ausdrucksgestalten in Abgrenzung zum subjektiv gemeinten Sinn. Oevermann benutzt den Begriff „objektive Bedeutungsstrukturen“ eher für den objektiven Sinn einzelner Sätze, während der Begriff der „latenten Sinnstrukturen“ sich eher auf den objektiven Sinn komplexer Sinngebilde bezieht.

Die Unterscheidung zwischen manifesten und latenten Sinnstrukturen knüpft begrifflich an die Freudsche Unterscheidung zwischen manifestem Trauminhalt und latentem Traumgedanken an.

„Diese Unterscheidung basiert auf der Annahme, dass in die Verfasstheit der sinnkonstituierten Welt sowohl Sinnbezüge eingehen, die den Handelnden als Intentionen, Handlungsmotive oder explizite Sinnentwürfe zur Verfügung stehen, als auch Sinn dimensionen, die den Handelnden verborgen bleiben und die gleichsam hinter dem Rücken ihres intentionalen Selbstverständnisses ein Eigenleben führen.“ (Wernet 2011, 3)

Die Objektive Hermeneutik begreift die Methode des Verstehens also nicht im Sinne des Nachvollzugs von subjektiven Absichten, Intentionen etc., sondern zielt auf die methodische Erschließung des *objektiven* Sinns von Ausdrucksgestalten einer Lebenspraxis. Grundlage dieser objektiven Erschließung ist die Tatsache, dass diese Sinnstrukturen durch Regeln erzeugt sind und nicht durch die

Welche Entscheidungen im jeweiligen Fall interessieren, hängt natürlich von der erkenntnisleitenden Fragestellung ab.

subjektiven Intentionen und Absichten der jeweiligen Lebenspraxis. Erst in einem zweiten Schritt kontrastiert die Methode der Objektiven Hermeneutik den rekonstruierten objektiven Sinn mit dem vom Sprecher bzw. Akteur gemeinten (manifesten) Sinn.

Zur sequenziellen Analyse von Transformationsprozessen (Vorgehensweise)

Wenn wir Erfahrungs- und Lernprozesse als Transformationsprozesse betrachten, meinen wir ja mehr, als die bloße Aneignung von neuem Wissen. Letzteres wäre nur die mehr oder minder additive Hinzufügung von bisher nicht Gewusstem zu bisherigem Wissen. Von Transformationsprozessen sprechen wir dagegen, wenn angesichts einer neuen Situation bzw. eines neuen Erfahrungsgegenstandes bisherige Einstellungen, Haltungen, Überzeugungen, Wahrnehmungsroutinen etc. – die der betreffenden Lebenspraxis nicht vollständig bewusst sein müssen – in eine Krise geraten, weil dieses Neue sich gegenüber den bisherigen Einstellungen und Routinen als widerständig erweist und von der betreffenden Lebenspraxis eine Transformation seiner bisherigen Wahrnehmungs- und Handlungsroutinen erfordert, um die neue Situation angemessen erfassen und bewältigen zu können.

Das ist auch der Grund, warum Erfahrungsprozesse – und Lernprozesse, bei denen es nicht um reine Wissensvermittlung geht – *unvertretbar* sind in dem Sinne, dass die im Zuge dieser Prozesse angeeigneten Kompetenzen von dem Erfahrenden nicht einfach ablösbar sind und weitergereicht werden können, wie dies bei der reinen Wissensvermittlung der Fall ist.

Um solche Veränderungen bzw. Transformationen feststellen zu können, müssen wir also in der vorliegenden Untersuchung zuerst von jedem interviewten Mann die bezüglich der Fragestellung interessierende spezifische Fallstruktur rekonstruieren, um dann in einem zweiten Schritt *nach* der Konfrontation mit dem krisenhaften Ereignis – der Geburt des Kindes – erneut eine Fallstrukturanalyse durchzuführen und zu schauen, ob und was sich eventuell an den Wahrnehmungs- und Handlungsstrukturen des Falles verändert hat.³⁹

Wie oben dargestellt rekonstruieren wir eine Fallstruktur einer Lebenspraxis durch die sequenzielle Analyse von Ausdrucksgestalten dieser Lebenspraxis. Im vorliegenden Fall sind diese Ausdrucksgestalten die Interviews, die mit den werdenden Vätern geführt worden sind. Um nun bezogen auf die Fragestellung die

39 Hier zeigt sich nebenbei auch ein wesentlicher Unterschied zu sogenannten *biographischen Methoden*, da bei diesen der methodische Zugang zu biographischen Krisen immer nur retrospektiv erfolgt. Hier haben wir dagegen ein «Vor» und ein «Nach» dem krisenhaften Ereignis und – wie sich anhand des Materials herausgestellt hat – auch ein «Mittendrin» in der Krise.

spezifische Fallstruktur eines Interviewten zu rekonstruieren, beginnt die Sequenzanalyse mit dem Anfang des jeweiligen Interviews. Das liegt zum einen darin begründet, dass keine willkürlichen Auslassungen bei der Materialanalyse vorgenommen werden dürfen, zum anderen handelt es sich bei Interview- bzw. Gesprächsanfängen fast immer um sehr verdichtete Ausdrucksgestalten, die einen hohen Informationswert haben. Dann analysiert man fortlaufend Sequenz für Sequenz, indem man zunächst die wörtliche(n) Bedeutung(en) einer Sequenz – ohne Einbeziehung des konkreten Kontextes – rekonstruiert. Dies erfolgt in der Weise, dass man – unter Rückgriff auf unser sprachliches Regelwissen – gedankenexperimentell passende Kontexte zu der entsprechenden Äußerung (Sequenz) formuliert, um die möglichen Bedeutungen einer Äußerung zu rekonstruieren. Die so rekonstruierten *objektiven* Bedeutungen einer Sequenz nennt man *Lesarten*. Die Bildung von Lesarten zu einer Sequenz sollte vollständig sein, damit sich keine Verzerrungen oder Fehler bei der Rekonstruktion einer Fallstruktur einschleichen. Dabei dürfen nur solche Lesarten gebildet werden, die ohne weitere Zusatzannahmen vom wörtlich genommenen Text erzwungen sind.

Dann erst erfolgt in einem zweiten Schritt die Einbeziehung des *subjektiv* gemeinten, also des *manifesten* Sinns der zu analysierenden Äußerung und des bisherigen Kontextwissens. Durch diese Konfrontation des subjektiv gemeinten Sinns mit den vorher rekonstruierten objektiven Bedeutungen einer Äußerung werden mögliche latente Sinnstrukturen, die das Handeln und Erleben des Interviewten bestimmen, sichtbar. Je stärker manifeste und latente Sinnstrukturen in ein Spannungsverhältnis geraten, umso stärker widerspricht das tatsächliche Handeln einer Lebenspraxis seinem eigenen Selbstverständnis von diesem Handeln. Man kann deshalb sagen, dass eine Lebenspraxis umso weniger individualisiert ist, je mehr manifeste und latente Motive ihres Handelns auseinanderfallen.

Mit der Rekonstruktion der möglichen Lesarten einer Sequenz hat man gleichzeitig die durch sie eröffneten Anschlussmöglichkeiten explizit gemacht. Vor diesem Hintergrund ist es nun für die Rekonstruktion der Fallstruktur entscheidend, an welche Lesart mit der nächsten Sequenz, der nächsten Äußerung angeschlossen wird. In dieser Entscheidung bzw. Auswahl einer Lebenspraxis für *eine* der in der vorherigen Sequenz eröffneten Anschlussmöglichkeiten zeigt sich das Fallspezifische dieser Lebenspraxis:

„[...] aus einer hinreichend langen lückenlosen Sequenz solcher Auswahlen läßt sich die Bestimmung einer fallspezifischen Auswahlgenerierungssystematik gewinnen, die dann die Bestimmung der Fallstruktur in ihrer inneren Gesetzmäßigkeit gewissermaßen als einer generativen Struktur erlaubt.“ (Overmann 2004, 462f.)

Dem Begriff der Fallstruktur liegt also nicht ein statisches Verständnis von Struktur – als die Gesamtheit und die Wechselwirkungen der Elemente eines

Systems – zugrunde, sondern diese Struktur zeigt sich nur im Prozess bzw. im Vollzug einer Lebenspraxis.

Die fortlaufende und zunächst lückenlose Sequenzanalyse wird so lange durchgeführt, bis eine (oder mehrere) materialhaltige und substanzielle Fallstrukturhypothese(n) formuliert werden kann (können) und bis die Sequenzanalyse an einen Punkt gelangt, an dem sich die bis dahin rekonstruierte Fallstrukturgesetzmäßigkeit zu wiederholen scheint. Dann werden gezielt im Text, also hier im Interview Stellen ausgewählt, die die bisherige Fallrekonstruktion sowohl falsifizieren als auch weiter anreichern können.⁴⁰

Zur Protokollqualität und einigen Einschränkungen quantitativer Methoden

Die bisherige Darstellung sowohl der sequenziellen Verfasstheit des Gegenstandes der Kultur-, Geistes und Sozialwissenschaften als auch der sich daraus ergebenden Notwendigkeit einer sequenzanalytischen Methode zur Erschließung dieses Gegenstandes lassen schon erkennen, warum für die hier vorliegende Untersuchung von Transformationsprozessen ein im Rahmen eines quantitativen Vorgehens *statisch-komparativer Ansatz* als nicht geeignet erscheint. Ein quantitativ-komparativer Ansatz würde vom Grundprinzip so vorgehen, dass er ein standardisiertes Erhebungsinstrument entwickelt, mit dem die Ausprägungen von zuvor festgelegten, für relevant gehaltenen und operationalisierten Merkmalen so gemessen werden, dass sie einem numerischen Relationssystem zugeordnet werden können. Diese Messungen würden dann zu verschiedenen Zeitpunkten durchgeführt, um eventuelle Veränderungen in den Ausprägungen der Messvariablen feststellen zu können. So könnte man – wie es in der Familienforschung schon häufiger getan worden ist – beispielsweise die Partnerschaftszufriedenheit anhand bestimmter Indexvariablen (Merkmale) messen, um dann zu sehen, wie diese sich beim Übergang zur Elternschaft hinsichtlich der Ausprägungen dieser Merkmale verändert.

40 Die hier dargestellte Vorgehensweise nach der Methode der Objektiven Hermeneutik wird in den hier durchgeführten Interviewanalysen nicht an jeder Sequenzstelle in dieser Ausführlichkeit durchgeführt. Das hat vor allem darstellungsökonomische Gründe. Eine an *jeder* Sequenzstelle erschöpfend durchgeführte und dargestellte Rekonstruktion von Lesarten würde auch einige Redundanzen erzeugen, die die Darstellung und damit den Lesefluss erschweren würden. Jeder nach dieser Methode vorgehende Forscher steht deshalb immer wieder vor der Frage, wie weit er Lesarten explizieren muss, ohne zu große Redundanzen zu erzeugen. Darin sehe ich aber aus zwei Gründen kein prinzipielles Problem: Zum einen kann der Leser jederzeit nachvollziehen, ob dem Autor im Zuge seiner Abkürzungsstrategie eine wichtige Information bzw. Lesart verlorengegangen ist. Zum anderen ist entscheidend, dass vor allem bei den Sequenzstellen, die sich als besonders bedeutsam für die Rekonstruktion der Fallstruktur erweisen, das oben beschriebene Verfahren stringent angewendet wird.

Diese kurze Beschreibung eines quantitativen und damit notwendig standardisierten Vorgehens ist ausreichend, um einige Beschränkungen deutlich zu machen, die dieser Ansatz für die Untersuchung von Transformationsprozessen mit sich bringen würde.

Erstens lässt sich auf diese Weise nicht die generative Struktur einer Lebenspraxis rekonstruieren, da diese – wie wir gesehen haben – erst in der durch die Sequenzanalyse freigelegten Auswahlssystematik sichtbar wird. Denn ein standardisiertes Vorgehen zerschneidet sozusagen bei der Datenerhebung die natürliche Sequenzialität einer Lebenspraxis und reduziert sie auf Merkmalsausprägungen und deren Zusammenhänge untereinander. Das quantitativ-standardisierte Vorgehen bringt sozusagen immer nur das *Ergebnis* – und dies auch nur in sehr eingeschränkten Ausschnitten – einer Fallstrukturgesetzmäßigkeit zum Vorschein, aber niemals diese Struktur selbst, die sich eben nur in der Rekonstruktion des sequenziellen Verlaufs einer Ausdrucksgestalt von dieser Lebenspraxis sichtbar machen lässt.

Damit kommen wir *zweitens* zur Protokollqualität eines quantitativen Ansatzes. Für alle Erfahrungswissenschaften – sowohl für die Naturwissenschaften als auch die Erfahrungswissenschaften von der sinnstrukturierten Welt – gilt, dass der jeweilige Gegenstand *methodisch kontrolliert* nicht direkt anhand einer unmittelbaren Beobachtungspraxis untersucht wird, sondern anhand von *Protokollen*, die diese Beobachtungen hinterlassen haben, da die untersuchte Wirklichkeit selbst flüchtig ist und sich deshalb nur anhand hinterlassener Protokolle beliebig oft und intersubjektiv überprüfbar die Richtigkeit einer Gesetzes- oder Fallstrukturhypothese überprüfen lässt. Von daher bemisst sich die Güte von Protokollen daran, wie gut sie die zu untersuchende Wirklichkeit objektiv bzw. authentisch festhalten oder – methodologisch betrachtet – wie gut sie sich dafür eignen, die über diese Wirklichkeit formulierten Hypothesen zu falsifizieren.

Unter diesem Gesichtspunkt wird deutlich, dass sich zum einen die Sequenzialität einer Lebenspraxis in den Protokollen der quantitativen Sozialforschung nicht abbilden kann. Zum anderen leidet, wie Oevermann (2004) gezeigt hat, die quantitativ vorgehende Forschung an einer prinzipiellen *Zirkularität* zwischen *Datenerhebung* und *Datenauswertung*. Denn:

„Für die Güte von Protokollen ist methodologisch zunächst ausschlaggebend, daß die Protokollierung möglichst frei von Einflüssen der späteren Datenauswertung ist. Je besser diese Unabhängigkeit der Datenerhebung von der Datenauswertung gesichert ist, desto größer die falsifikatorische Relevanz und die intersubjektive Gültigkeit der Daten.“ (Oevermann 2004, 432)

Die Objektive Hermeneutik unterscheidet deshalb zum einen, ob das zu analysierende Protokoll von der zu untersuchenden Lebenspraxis selbst – also quasi naturwüchsig – erzeugt oder ob es extra zu Zwecken der wissenschaftlich-metho-

dischen Untersuchung erstellt worden ist. Der erste Fall ist natürlich der günstigste, weil hier das Protokoll wirklich als Ausdrucksgestalt der zu untersuchenden Praxis gelesen werden kann. Im zweiten Fall müssen wir differenzieren zwischen einem *aufgezeichneten* und einem *beschreibenden bzw. gestalteten Protokoll*. Wenn wir soziale Interaktionsformen – wie beispielsweise eine Unterrichtsstunde oder ein Interview – mit einem Audio- oder Videogerät aufzeichnen, dann erhalten wir Protokolle, die frei sind von subjektiven Verzerrungen, da das aufzeichnende Gerät keine erkennende oder interpretierende Subjektivität besitzt. „Die Subjektivität eines Protokollanten ist hier nur bei der Bedienung und Ausrichtung des Geräts beteiligt und – primär als Fehlerquelle – bei der Notierung der rein technischen Aufzeichnung. Im Gegensatz dazu gehen beschreibende und/oder gestaltete Protokolle immer durch eine subjektive Wahrnehmung der protokollierten Wirklichkeit“ hindurch. (Oevermann 2000, 84) Solche Protokolle sind beispielsweise Beobachtungsnotizen, Gedächtnisprotokolle oder sogenannte dichte Beschreibungen⁴¹. Sie eignen sich deutlich weniger für den methodischen Zugriff auf das zu untersuchende Phänomen, weil hier *protokollierte Wirklichkeit* und *Protokollierungshandlung* miteinander vermengt sind.

Genau dies geschieht aber systematisch auch in der Anwendung quantitativer Forschungsmethoden. Denn aufgrund der notwendigen Standardisierung der zu erhebenden Daten bilden *Datenerhebung* und *Datenauswertung* von vornherein eine unauflösliche Einheit. Diese Zirkelhaftigkeit entsteht dadurch, dass bei der Entwicklung eines standardisierten Messinstruments auf mehreren Ebenen Interpretationsleistungen einfließen. Das beginnt bei der Formulierung der zu überprüfenden Forschungshypothese, geht weiter bei der Operationalisierung dieser Hypothese durch die Auswahl von Indikatorvariablen und endet nicht bei der Herstellung empirischer Relationssysteme und der Zuordnung von numerischen Relationssystemen zu diesen empirischen Relationssystemen.⁴² Kurz gesagt bedeutet dies, dass mit jedem Schritt zum Zwecke der Standardisierung der Daten nicht nur eine erhebliche Komplexitätsreduktion stattfindet, sondern diese Zurichtung der Daten stark theoriegeleitet ist. Und diese Theorie bestimmt dann auch die Datenauswertung. *Im Ergebnis liegt dann nicht mehr ein unabhängiges bzw. authentisches Protokoll der zu untersuchenden Lebenspraxis vor, an dem die Interpretation der Daten überprüft werden könnte, da in die standardisiert*

41 Dieser Begriff geht auf den Ethnologen Clifford Geertz zurück und benennt eine von ihm entwickelte und in der Ethnologie noch heute verbreitete Methode, nach der es Aufgabe eines Ethnologen sei, soziale bzw. kulturelle Phänomene über deren dichte Beschreibung zu erschließen. In diese Beschreibungen sollen ausdrücklich die *Interpretationen* von Daten eingehen, da Clifford der Auffassung ist, dass es keine „reinen“ bzw. objektiven Daten gebe.

42 Siehe ausführlich Oevermann 2004, 431f.

erhobenen Daten bereits mehrfache Reduktions- und Interpretationshandlungen eingegangen sind.

Diese Zirkularität hat auch zur Folge, dass aufgrund der stark theoriegeleiteten und damit sehr selektiven Datenerhebung letztlich nur das bereits vorhandene, in Hypothesen formulierte Wissen über den Untersuchungsgegenstand entweder bestätigt oder falsifiziert wird, nicht aber wirklich neue Zusammenhänge erschlossen werden können. Das ist natürlich gerade für die Untersuchung von Transformationsprozessen ein entscheidender Punkt.

Die Objektive Hermeneutik bevorzugt aus den genannten Gründen deshalb immer – soweit dies möglich ist – eine *gerätevermittelte* Protokollierung der zu untersuchenden Lebenspraxis, damit ein von theoretischen Annahmen und subjektiven Interpretationen freies Protokoll vorliegt, an dem die Geltung der rekonstruierten Hypothesen immer wieder überprüft werden kann.

Drittens soll noch kurz auf den gegenüber den sogenannten qualitativen Forschungsmethoden erhobenen Vorwurf der fehlenden *Repräsentativität* und der damit verbundenen fehlenden Aussagekraft ihrer Ergebnisse eingegangen werden, da auch in dieser Untersuchung „nur“ drei Fälle analysiert werden. Die Forderung nach Repräsentativität macht sich in der quantitativen Sozialforschung unter anderem an dem Nachweis relativ hoher Fallzahlen fest. Mit hohen Fallzahlen geht notwendig eine Reduktion an Detailliertheit und Prägnanz der Datenerhebung und -auswertung einher und führt zu dem Folgeproblem,

„daß die Stärke einer statistischen Assoziation und die Strenge der statistischen Signifikanz von beobachteten Zusammenhängen mit steigender Größe und damit Repräsentativität einer Stichprobe immer mehr auseinanderreten: Je größer eine Stichprobe, desto größer die statistische Signifikanz identischer statistischer Assoziationsstärken, so daß bei hinreichend großen Stichproben noch ganz geringfügige und im Grunde für eine Strukturkenntnis – im Unterschied zu Risikoabschätzungen – vernachlässigenswerte Assoziationsstärken hoch signifikant sind.“ (Oevermann 2004, 459)

Natürlich kann aufgrund der rekonstruktionslogischen Sequenzanalyse von Einzelfällen nicht auf die *Verteilung* von daraus erkennbaren Typen in der Gesamtpopulation geschlossen werden. Mit ihr lassen sich aber zum einen Typen⁴³ wesentlich genauer und differenzierter erschließen und zum anderen lassen sich mit

43 Die Rekonstruktion von Einzelfällen kann deshalb Grundlage für eine Typenbildung sein, weil jeder Einzelfall zwingend Allgemeines enthält bzw. auf Allgemeines oder Gesellschaftliches bezogen ist. Das lässt sich anschaulich an den Sprachhandlungen eines Einzelfalls, wie sie hier mit den Interviews vorliegen, aufzeigen: Jeder Interviewee hat eine eigene Sprechweise, die sich in jeweils unterschiedlichen Sprachstilen, Ausdrucksweisen und auch Inhalten ausdrückt. Gleichzeitig hat diese Sprechweise notwendig immer auch allgemeine Aspekte, anderenfalls könnten wir sie nicht verstehen.

dieser Methode durchaus die möglichen Fallstrukturausprägungen hinsichtlich der verfolgten Fragestellung explizieren. Dafür orientiert sich die Auswahl der zu analysierenden Fälle gerade nicht an der Logik der zufälligen Stichprobenziehung, sondern am *Kriterium der maximalen Kontrastierung*. (ebenda 460) Das bedeutet, dass man ausgehend vom ersten analysierten Fall nach einem dazu möglichst kontrastiven Fall sucht und so weiter, „bis der Grenznutzen neuer Fallstrukturkenntnis deutlich gegen Null geht“ (ebenda). In der hier vorliegenden Untersuchung hat sich im Laufe der Sequenzanalysen gezeigt, dass die drei in die Erhebung aufgenommenen Fälle sehr gut untereinander kontrastieren. Da es hier nicht um eine erschöpfende Rekonstruktion möglicher Fallstrukturausprägungen hinsichtlich der Bewältigung des Übergangs zur Vaterschaft geht, sondern um die beispielhafte Rekonstruktion von Erfahrungs- bzw. Transformationsprozessen, hat sich die Auswahl von drei kontrastiven Fällen als ausreichend erwiesen.

Methodische Prinzipien und methodisches Vorgehen im Rahmen der Objektiven Hermeneutik

Im Folgenden werden zum Abschluss kurz die fünf Prinzipien der objektiv-hermeneutischen Textinterpretation vorgestellt, die gleichzeitig konkrete Verfahrensregeln für die Auslegung von Texten bzw. Ausdrucksgestalten humaner Praxis darstellen.

1. Sequenzialität:

Wie wir oben gesehen haben, ist die sequenzielle Verfasstheit von Lebenspraxis zentral für die Objektive Hermeneutik. Für das methodische Vorgehen folgt daraus, dass die Interpretation bzw. die Rekonstruktion der Sinnstrukturen eines Textes *streng dem Verlauf des Textprotokolls folgt*. Das heißt, es ist nicht erlaubt, bei der Rekonstruktion zwischen verschiedenen Textstellen hin und her zu springen. Auch ist es nicht erlaubt, zur Interpretation einer Sequenzstelle nachfolgende Textstellen heranzuziehen. Erst wenn eine Fallstrukturgesetzmäßigkeit sichtbar geworden ist und diese sich im weiteren Textverlauf nur reproduziert, kann es sinnvoll sein, im Gesamttext gezielt nach Textsequenzen zu suchen, die die Fallstrukturhypothese entweder falsifizieren oder inhaltlich anreichern. Da Eröffnungssequenzen von sozialer Praxis sehr aussagekräftig sind, beginnt man in der Regel die Sequenzanalyse auch mit dem Anfang des Protokolls.

2. Kontextfreiheit:

Das Prinzip der Kontextfreiheit impliziert die zentrale Operation/Technik bei der Rekonstruktion der Bedeutungsstrukturen eines Textes. Im alltagspraktischen Verstehen beziehen wir den Kontext von Äußerungen/Handlungen immer schon in unser Verständnis mit ein, um möglichst schnell zu einer für uns stimmigen Interpretation zu kommen, auf die wir dann entsprechend reagieren können. Dabei glätten wir häufig nur latent wahrgenommene Brüche bzw. Unstimmigkeiten zwischen der wörtlichen Bedeutung einer Aussage/Handlung und dem Kontext, in dem sie gemacht wurde.⁴⁴ Im Vorgehen der Objektiven Hermeneutik wird die wörtliche Auslegung einer Textsequenz und die Einbeziehung des tatsächlichen Kontextes getrennt. Die im ersten Schritt erfolgende wörtliche Auslegung soll möglichst extensiv, also vollständig sein. Dazu werden gedankenexperimentell passende Kontexte formuliert, um so möglichst alle Bedeutungsaspekte, die in einer Äußerung stecken, zu explizieren. Die so gewonnenen Bedeutungsaspekte einer Sequenzstelle nennt man *Lesarten*. Erst dann wird in einem zweiten Schritt der tatsächliche Kontext herangezogen.

Diese Trennung und anschließende Kontrastierung von wörtlicher bzw. wörtlichen Bedeutung(en) und tatsächlichem Kontext hat zwei wichtige Funktionen: Zum einen erschließt sich uns im Falle einer Dissonanz zwischen kontextunspezifischer Bedeutung(en) und dem Äußerungskontext etwas über die Besonderheit des Falles und wie dessen Äußerung motiviert sein könnte. Denn indem wir gedankenexperimentell den passenden Kontext zu einer Äußerung finden, erschließt sich uns deren voller Bedeutungsgehalt und die darin enthaltene Motivierung. Zum anderen ist diese gedankenexperimentelle Explikation möglicher Bedeutungen notwendig, um zu sehen, an welche Lesart im weiteren Protokollverlauf angeschlossen wird. Denn nur so erschließt sich uns – wie oben beschrieben – die Sinnstruktur eines Interaktionsverlaufs bzw. die Fallstrukturgesetzlichkeit des zu untersuchenden Falles.

3. Wörtlichkeit:

Das Wörtlichkeitsprinzip ist die Grundlage für den oben genannten ersten Schritt – der Bildung von Lesarten, die sich aus der wörtlichen Bedeutung des Textes ergeben. Erst indem wir die einzelnen Sequenzstellen bei der Auslegung sozusagen auf

44 Wir merken das in der Praxis zum Beispiel daran, dass uns die Wortwahl von jemanden irritiert, weil diese scheinbar nicht ganz passend dafür ist, was derjenige aus unserem Verständnis heraus ausdrücken wollte. Wenn wir wohlwollend mit dieser Abweichung umgehen, führen wir diese im Alltag einfach auf eine „unglückliche Wortwahl“ zurück.

die Goldwaage legen, eröffnen sich Sinngehalte bzw. Bedeutungsschichten des Textes, die wir im alltagspraktischen Verstehen leicht überhören oder überlesen. „Das Prinzip der Wörtlichkeit eröffnet einen direkten interpretatorischen Zugang zur Explikation der Differenz zwischen manifesten Sinngehalten und latenten Sinnstrukturen eines Textes.“⁴⁵ (Wernet 2000a, 25)

4. Extensivität:

Das Prinzip der Extensivität besagt zum einen, dass kein Textelement unberücksichtigt gelassen werden kann. Es verpflichtet den Interpreten also auf *Vollständigkeit* bei der sequenzanalytischen Feinanalyse, da jeder Bestandteil einer Ausdrucksgestalt bzw. eines Textes als motiviert und nicht zufällig zu betrachten ist. Zum anderen gilt die Verpflichtung zur Vollständigkeit auch für die Bildung von Lesarten: „Die Interpretation beansprucht, sinnlogisch erschöpfend zu sein. Und das heißt wiederum, dass die gedankenexperimentellen Kontexte typologisch vollständig ausgeleuchtet werden müssen.“ (ebenda, 33)

5. Sparsamkeit:

Das Prinzip der Sparsamkeit schreibt vor, „dass nur solche Lesarten gebildet werden dürfen, die ohne weitere Zusatzannahmen über den Fall von dem zu interpretierenden Text erzwungen sind.“ (ebenda, 35) Das Sparsamkeitsprinzip soll verhindern, dass der Interpret Bedeutungen in den Text hineinlegt, die nur unter der Voraussetzung besonderer, nicht naheliegender Zusatzannahmen bezüglich des realen Kontextes Sinn machen. Denn damit würde die Sinnerschließung einen hoch spekulativen Charakter bekommen.

45 Die Differenz zwischen manifester und latenter Bedeutung eines Textes meint die Differenz zwischen dem *subjektiv gemeinten Sinn* – also dem, was der Sprecher/Akteur/Autor dieses Textes sagen bzw. ausdrücken wollte – und dem *objektiven Sinn*, also den Bedeutungsstrukturen, die er tatsächlich mit seiner Äußerung realisiert. Letztere werden von der Objektiven Hermeneutik als „latent“ bezeichnet, weil die subjektiv-intentionale Repräsentanz der Bedeutung(en) unserer Handlungen in der Alltagspraxis so gut wie nie alle objektiven Bedeutungsaspekte oder -schichten erfasst.

2. Fallanalysen

2.1 Analyse des ersten Interviews mit Herrn Maus

- (1-2) I: „* Ja.* (.) Okay, also mich würde halt sehr interessieren (.) was sich seit der Schwangerschaft beziehungsweise seit der Aussicht Vater zu werden für Sie bisher verändert hat?“⁴⁶

Da wir in diesem Fall wissen, dass es sich hier sowohl um den Beginn der Tonaufzeichnung als auch um den Beginn des Interviews (Eingangsfrage) handelt, markiert das „Okay, also ...“ hier einen Praxiswechsel⁴⁷: Es beschließt das im Rahmen der Begrüßung stattgefundene informelle Vorgespräch und eröffnet die – spätestens bei der Terminvereinbarung – bereits angekündigte Praxisform eines Interviews. Das „also“ zeigt immer eine Schlussfolgerung an. Da es hier am Anfang des Interviews steht, muss sich dieser Schluss auf das Vorgespräch beziehen. Dieser Schluss vollzieht sich hier sowohl auf einer semantischen als auch auf einer pragmatischen Ebene. Auf der pragmatischen Ebene zeigt das „also“ an, dass die Vorklärunen und technischen Vorbereitungen soweit abgeschlossen sind, dass der Interviewer mit dem Interview beginnen kann. Inhaltlich bedeutet die durch das „also“ eingeleitete Frage eine Spezifizierung des im Vorgespräch angedeuteten Forschungsinteresses.

Das vorherige „Ja“ ist leise und vom Tonfall her mehr für sich gesprochen. Von daher bezieht es sich wahrscheinlich auf die *technischen* Erfüllungsbedingungen des Interviews: Der Interviewer hat das Aufnahmegerät eingeschaltet und stellt in einer kurzen Überprüfung fest, dass das Gerät nun aufzeichnet. Würde sich das „Ja“ des Interviewers noch auf eine vorherige Äußerung des Interviewees beziehen, wäre dies in zweifacher Weise eine Verletzung der Authentizitätsregel von Seiten des Interviewers: Denn es würde zum einen bedeuten, dass der Interviewer das Aufnahmegerät einfach einschaltet, ohne sich vorher noch einmal explizit das Einverständnis bzw. eine Bereitschaft signalisierende Zustimmung des Interviewees dafür einzuholen. Eine solche Vorgehensweise wäre nur innerhalb einer Praxis angemessen, in der das Aufnehmen von Gesprächen einen Routinevorgang darstellt. Zum anderen würde in diesem Fall die

46 Notation der Interviews: (.) = einsekündige Pause (1 Punkt = 1 Sekunde); | = sehr kurze Pause, d.h. merkliche Unterbrechung des Sprechflusses; | | = gleichzeitig gesprochene Redeteile; (I: ...) = Vom Interviewer eingeschobene Bemerkung; () = nicht zu entziffernde Bandaufnahme; (Wort) = fragliche Entzifferung der Bandaufnahme; ---- = unterstrichen: vom Sprecher betontes Wort; ! ! = Anfang und Ende eines laut gesprochenen Redeteils; * * = Anfang und Ende eines leise gesprochenen Redeteils; wi- = Wortabbruch.

47 Eine ausführliche Rekonstruktion der Eingangsfrage wird nur für diesen ersten Fall vorgenommen, da in den beiden anderen Interviews die Eingangsfrage fast den gleichen Wortlaut hat.

Anfangssequenz des Protokolls „*Ja.* (.) Okay, also ...“ einen sehr abrupten Übergang vom informellen Gesprächsteil zum Interview darstellen, und zwar in dem Sinne, dass der Interviewer das Vorgespräch möglichst schnell beenden möchte, um mit dem „offiziellen“ Teil anfangen zu können. Damit würde er aber seinen Gesprächspartner tendenziell auf die Funktion eines Informationslieferanten reduzieren. Beide Aspekte würden der – für das Gelingen eines solchen Interviews notwendigen – Formulierung eines authentischen Interesses an der konkreten Person des Interviewee von vornherein zuwiderlaufen.

Mit der Formulierung „... *mich würde halt sehr interessieren* ...“ drückt der Interviewer zunächst ein starkes Interesse gegenüber dem Interviewee aus. Dabei bedeutet die Einfügung des „halt“, dass der Interviewer sein Interesse hierfür nicht weiter begründungsbedürftig hält. Dies ist insofern berechtigt, als der Interviewer sein Interesse bereits – wie anzunehmen ist – im Vorgespräch ausreichend erläutert hat und er sich an dieser Stelle mit dem „halt“ im Sinne eines „wie schon gesagt“ darauf beziehen kann. Dennoch schränkt der Interviewer mit dieser Einfügung die Formulierung eines authentischen Interesses etwas ein, da das „halt“ im Sinne von „wie schon gesagt“ auf eine Wiederholung und damit auf ein Stück Routine verweist. Ein authentisches Interesse zeichnet sich aber durch eine gegenüber dem Gegenstand sich maximal öffnende, unvoreingenommene – und von daher Routinen von vornherein ausschließende – Haltung aus.

Der Interviewer formuliert nun sein konkretes Interesse für das Interview: „... *was sich seit der Schwangerschaft beziehungsweise seit der Aussicht Vater zu werden für Sie bisher verändert hat?*“ Die Frage benennt mit der temporalen Einfügung „... *seit der Schwangerschaft* ...“ den Beginn der Krise des Vaterwerdens, also den Zeitpunkt, ab dem für den Vater eine Veränderung eintreten könnte. Diese Einfügung erhält durch die Formulierung „... *beziehungsweise seit der Aussicht Vater zu werden* ...“ eine Spezifizierung sowohl in zeitlicher als auch inhaltlicher Hinsicht. Denn während der mütterliche Organismus kontinuierlich mit dem heranwachsenden Fötus in Symbiose steht und so unmittelbar an der Transformation des neuen Lebens teilhat, reißt für den Vater nach dem Zeugungsakt die organische Basis ab. Und selbst diese punktuelle Verbindung bietet keinen Ansatz für eine mögliche konkrete Erfahrung, da für den Mann der zur Schwangerschaft führende Geschlechtsakt von anderen Geschlechtsakten nicht zu unterscheiden ist. Für den Vater kann deshalb die Krise erst mit der *Feststellung* der Schwangerschaft durch den Arzt oder durch einen Schwangerschaftstest beginnen, wobei er auch hier darauf angewiesen ist, dass die Frau ihm dies mitteilt bzw. mit ihm zusammen den Schwangerschaftstest durchführt. In diesem Sinne ist die Schwangerschaft für den Mann zunächst eine abstrakte bzw. sehr vermittelte Erfahrung. Von daher spezifiziert der Interviewer den Fokus seiner Fragestellung auf die „Aussicht Vater zu werden“, denn für den Mann ist – auf-

grund einer fehlenden leiblichen Basis – die Zeit der Schwangerschaft in erster Linie eine antizipierte Krise.

Der Interviewer zielt also mit seiner Frage auf mögliche eingetretene Veränderungen bzw. Erfahrungen im Erleben des werdenden Vaters von dem Zeitpunkt ab, an dem die Schwangerschaft festgestellt wurde, bis heute, also dem Zeitpunkt des Interviews. Indem der Interviewer hier ausdrücklich die Vergangenheitsform („bisher verändert hat“) wählt – bei gleichzeitigem Bezug auf den antizipatorischen Charakter der Krise –, sind in den Fokus der Eingangsfrage sowohl bisher *faktisch* eingetretene als auch vom Mann *antizipierte* Veränderungen eingeschlossen. Darin spiegelt sich die besondere Struktur des *Krisenschnitts* „Schwangerschaft“ innerhalb der gesamten Krise des Vaterwerdens für den Mann wider: Die Schwangerschaft ist für den werdenden Vater insofern eine *antizipierte* Krise, als das Kind noch nicht auf der Welt ist, die Krise also noch nicht eine leibliche Fundierung hat. Sie ist aber gleichzeitig in der Hinsicht eine *reale* Krise, als sich in ihr ein naturhafter Prozess vollzieht, der – zumindest zu diesem Zeitpunkt⁴⁸ – nicht mehr umkehrbar ist. Neben den Veränderungen vermittelt über die Frau bzw. über die Paarbeziehung ist diese Unumkehrbarkeit die einzige reale Basis für eine mögliche Krisenerfahrung des Mannes während der Schwangerschaft.

Die Eingangsfrage setzt also einen ausreichend klaren Stimulus, ohne dabei aber irgendwelche möglichen Antworten zu dem Thema des Vaterwerdens von vornherein auszuschließen. Indem in der Frage ausdrücklich auf die Sichtweise des Vaters rekurriert wird, also darauf, wie sich aus *seiner* Sicht („... für Sie ...“) bisherige mögliche Veränderungen darstellen, werden die Erfahrungen des Vaters in ihrer *Konkretion* angesprochen. Das heißt, der Interviewer bringt mit seiner Frage zum Ausdruck, dass, obwohl das Interview im Rahmen einer wissenschaftlichen Untersuchung stattfindet, er an den konkreten Erfahrungen des Interviewee interessiert ist und von diesem nicht eine – im Sinne einer Verallgemeinerung – bereits aufbereitete Repräsentationsform seiner Erfahrungen erwartet.

- (3) V: „Mhm (...) es is, äh, im Moment isses sag mal für mich noch schwer zu greifen einfach, ...“

Herr Maus antwortet auf die Eingangsfrage als erstes mit der Feststellung, dass es im Moment für ihn noch schwer zu greifen sei. Dabei wird das Subjekt des Satzes, also das, was schwer zu greifen ist, nicht direkt benannt. Insofern fungiert das unpersönliche Pronomen „es“ hier als Platzhalter für etwas, was noch expliziert werden muss. Bezieht man die Antwort direkt auf die Eingangsfrage,

48 Das Interview wurde vier Wochen vor dem errechneten Geburtstermin geführt. Insofern besteht zu diesem Zeitpunkt auch nicht mehr die Möglichkeit eines Schwangerschaftsabbruchs.

muss sich das „es“ auf das zentrale Thema dieser Frage beziehen, nämlich das *Vaterwerden*. Es ist hier also erst einmal allgemein das Vaterwerden – und die dadurch möglicherweise induzierten Veränderungen –, was für Herrn Maus noch schwer zu greifen ist. Dabei fügt die Präzisierung „schwer zu greifen“ der Bestimmung des Vaterwerdens wenig hinzu, indem sie gerade die Unbestimmbarkeit – das Nicht-Greifen-Können – zum Ausgangspunkt ihrer Bestimmung macht. Unsere Ausgangshypothese, dass die Schwangerschaft für den Mann eine abstrakte Fremderfahrung bleibt, erfährt also schon an dieser Stelle eine erste Bestätigung. Die Schwangerschaft der Frau erzeugt für den Mann kein sinnlich erfahrbares Datum („schwer zu greifen“), das ihn schon auf die Geburt des Kindes bzw. auf sein Vatersein vorbereiten würde. Selbst vier Wochen vor dem offiziellen Geburtstermin ist für diesen Interviewee das Vaterwerden noch nicht greifbar geworden. Aufgrund der dem Vater fehlenden leiblichen Erfahrungsbasis während der Schwangerschaft – so ist zu vermuten – konkretisiert sich für den Vater die Vaterschaft frühestens mit der Geburt.

Die Feststellung, dass das Vaterwerden noch schwer zu greifen ist, wird von Herrn Maus durch ein *deutliches Zögern*, das das anfängliche „Mhm“, die darauffolgende Pause von vier Sekunden und das gleich nach dem Ansetzen eines Formulierungsversuches eingeschobene „äh“ indizieren, eingeleitet. Dieses Zögern gleich zu Anfang verweist zunächst darauf, dass für den werdenden Vater prägnante Veränderungen im Zusammenhang mit der Schwangerschaft, die leicht abgerufen bzw. benannt werden könnten, anscheinend bisher nicht vorliegen. Insofern drückt sich bereits im Zögern die direkt danach vom Interviewee festgestellte *strukturelle* Abstraktheit des Vaterwerdens aus. Das Zögern kann hier aber auch *fallspezifisch* motiviert sein. Dann wäre das Zögern ein Hinweis darauf, dass Herr Maus die bisher erlebte Abstraktheit der Schwangerschaft seiner Frau nicht spontan und souverän äußern kann, weil dies nicht den Normvorstellungen entspricht, die er bezüglich eines werdenden Vaters im Kopf hat. Anders gesagt: Sein Zögern würde darauf hinweisen, dass er sein Erleben der Schwangerschaft in irgendeinem Sinne für begründungsbedürftig hält.

Vor diesem Hintergrund fällt es auf, dass Herr Maus die Feststellung des nicht richtig Greifenkönnens des Vaterwerdens mit *drei Relativierungen* versieht: „im Moment“, „sag mal“ und „für mich“. Die zeitliche Bestimmung „im Moment“ ist immer auf den kurzen Zeitpunkt der Gegenwart, auf das gegenwärtige Erleben, auf den Augenblick bezogen. Sie impliziert, dass es im nächsten Moment schon ganz anders sein kann. Das heißt, eine stärkere zeitliche Einschränkung bzw. Relativierung einer Aussage als durch die Zeitdeixis „im Moment“ ist nicht möglich. Diese zeitliche Einschränkung bzw. Eingrenzung der Nicht-Greifbarkeit des Vaterwerdens ist dem Interviewee wichtig, da er den ersten Versuch zu antworten nach „es ist“ nur deswegen abbricht, um das relati-

vierende „im Moment“ an den Anfang des Satzes zu stellen und es damit besonders zu betonen. Denn der Satz hätte vom Interviewee auch ohne diese Korrektur grammatisch richtig zu Ende geführt werden können: „Es ist im Moment sag mal für mich noch schwer zu greifen.“ Diese Relativierung macht aber angesichts des fortgeschrittenen Stadiums der Schwangerschaft in zweifacher Hinsicht zunächst keinen Sinn: *Einmal* weil der Interviewer sich mit seiner Frage nach möglichen Veränderungen explizit auf den Zeitraum von der Feststellung der Schwangerschaft bis zur aktuellen Gegenwart bezieht. Da das Interview vier Wochen vor dem offiziellen Geburtstermin stattfindet, kann man davon ausgehen, dass der Interviewee seit mindestens sechs Monaten weiß, dass er Vater werden wird. Diese Zeit wird aber durch die Einschränkung der Nicht-Greifbarkeit auf den aktuellen Moment ausgeblendet bzw. auf diesen Moment verkürzt. *Zum anderen* suggeriert der Interviewee mit der Relativierung „im Moment“, dass das Vaterwerden schon im nächsten Moment für ihn greifbarer werden könnte. Dann stellt sich aber die Frage, wodurch sich die Konkretisierung des Vaterwerdens plötzlich einstellen sollte, wenn dies auch nach acht bis neun Monaten Schwangerschaft für den Interviewee noch nicht der Fall ist. Die Einschränkung der erlebten Abstraktheit der Schwangerschaft auf den aktuellen Moment lässt sich also *nicht* aus der Sache selbst ableiten. Von daher muss die zeitliche Relativierung an dieser Stelle eine legitimatorische Funktion haben. Herr Maus muss die Abstraktheit, in der sich bisher die Schwangerschaft für ihn darstellt, zu einem kurzen Moment relativieren, weil dies anscheinend nicht seinen Normvorstellungen eines lebendigen und empathischen Vaters entspricht. Dabei hat die mit der Wendung „im Moment“ implizierte Behauptung, dass es im nächsten Moment schon anders sein kann, hier fast schon etwas Beschwörendes. Dies wird deutlicher, wenn man die Zeitdeixis „im Moment“ mit der dem hier vorliegenden Sachverhalt angemesseneren zeitlichen Präposition „bisher“ kontrastiert: „Bisher ist es für mich noch schwer zu greifen“. In dieser Formulierung wird auf den vergangenen, bis in die Gegenwart hineinreichenden Erfahrungszeitraum Bezug genommen. Für diesen Zeitraum wird eindeutig die Abstraktheit des Vaterwerdens festgestellt. Dabei wird aber gleichzeitig offengelassen, ob und wann sich die Konkretion des Vaterwerdens einstellen wird. Das heißt, die Verwendung der zeitlichen Präposition „bisher“ wäre hier Ausdruck einer souveränen Haltung gegenüber der offenen Zukunft. Denn die dadurch vorgenommene zeitliche Beschränkung der Gültigkeit der Aussage auf die Vergangenheit und aktuelle Gegenwart impliziert kehrseitig eine Offenheit für Unvorhergesehenes und Überraschendes in der Zukunft. Der Interviewee würde mit dieser Formulierung zum Ausdruck bringen, dass er sich ein Stück weit der Naturwüchsigkeit des Prozesses des Vaterwerdens überlässt. Dagegen erhält hier das relativierende „im Moment“ den Charakter der Selbstberuhigung angesichts einer bisher nicht erfüllten

Erwartung, indem es suggeriert, dass im nächsten Moment die Vaterschaft schon greifbarer sein kann.

Die zweite Relativierung „*sag mal*“ ist eine verkürzte Form für „*sag ich mal*“. Die ausdrückliche Explizierung der Grundform jeglichen Sprechhandelns, des Sagens, bedeutet zunächst eine Hervorhebung der Sprechhandlung, durch die diese etwas zusätzlich Verbindliches oder Beschwörendes erhält. Das gleich im Anschluss verwendete „mal“ – als Abkürzung für „einmal“ – hebt diese Verbindlichkeit aber wieder ein Stück weit auf, weil „einmal“ die Möglichkeit eines „anderen Mals“ präsupponiert und damit dem Vollzug des Sagens eine gewisse Willkür oder Beliebigkeit gibt. „Man kann [deshalb; der Verf.] sagen, dass durch das »mal« die Selbst-Explikation einer Sprechhandlung des »Sagens« den Charakter eines »Einen Vorschlag Machen« bzw. »Etwas Vorschlagen« erhält“ (Oevermann 1993, 145). Indem Herr Maus seiner Aussage sprachpragmatisch den Status eines Vorschlages zukommen lässt, schafft er sich die Möglichkeit, diese Aussage bei Bedarf – also im Falle eines mehr oder weniger großen Legitimationsdrucks – wieder zurück zu nehmen. Herr Maus spricht zwar eindeutig die Abstraktheit aus, in der sich bisher das Vaterwerden für ihn darstellt, doch durch das relativierende „*sag (ich) mal*“ signalisiert er gleichzeitig, dass er auf diese Aussage nicht verbindlich festgelegt werden möchte.

Aufgrund der bisherigen Rekonstruktion lässt sich nun sagen, dass für Herrn Maus die Abstraktheit, in der sich das Vaterwerden bisher für ihn darstellt, in irgendeinem Sinne *legitimationsbedürftig* ist, sonst würde er diese Feststellung nicht so zögerlich und mit einer zweifachen Relativierung⁴⁹ versehen vorbringen. Man kann deshalb vermuten, dass er unter der kulturspezifischen Erwartungshaltung steht, ein empathischer und lebendiger Vater zu sein und dies von sich auch schon während der Schwangerschaft erwartet. Die Abstraktheit, in der sich die Schwangerschaft seiner Frau für ihn bisher darstellt, muss er auf diesem Hintergrund als defizitär erleben. Von daher lässt sich als **erste Fallstrukturhypothese** formulieren:

Für Herrn Maus ist die Schwangerschaft seiner Frau auch vier Wochen vor dem erwarteten Geburtstermin noch eine abstrakte Fremderfahrung, die bei

49 Die Präposition „im Moment“ stellt dabei eine *zeitliche* Relativierung bzw. Einschränkung seiner Aussage dar, indem sie suggeriert, dass die Abstraktheit des Vaterwerdens jederzeit in eine Konkrektion umschlagen kann, während die sprachpragmatische Rahmung „*sag ich mal*“ eine *inhaltliche* Relativierung bedeutet, indem sie eine Revidierungsmöglichkeit einbaut. Die dritte Relativierung „für mich“ kann eher noch aus der Sache heraus motiviert sein, da die Eingangsfrage ja explizit auf die *persönlichen* Erfahrungen des Interviewee zielt. Sie ist daher aber auch gleichzeitig überflüssig, denn die Bewältigung der Krise des Vaterwerdens ist von vornherein an die Konkrektion der eigenen Person gebunden. Sie kann nicht unter Rückgriff auf Routinen oder Formen stellvertretender Krisenlösungen bewältigt werden.

ihm bisher zu keinem greifbaren Veränderungsprozess geführt hat. Gleichzeitig kann Herr Maus die Abstraktheit, in der sich die Schwangerschaft für ihn darstellt, nicht souverän feststellen, sondern hält sie aus irgendeinem Grund für legitimationsbedürftig.

Herr Maus beschließt nun seine Feststellung mit der Wendung „einfach“. Als adverbiale Bestimmung hat das „einfach“ hier die Bedeutung von „ganz einfach“ bzw. „kurzum“. Es soll anzeigen, dass die mit diesem Partikel versehene Aussage nicht weiter zerleg- bzw. analysierbar ist. Die Aussage erhält damit den Status einer basalen Begründung, die man nicht weiter hinterfragen kann bzw. muss. In dieser Bedeutung verweist das „einfach“ immer darauf, dass der Sprecher seine Aussage für nicht weiter begründungsbedürftig, sondern in irgendeinem Sinne für selbstevident hält. Man kann auch sagen, sprachpragmatisch hat das „einfach“ hier die Funktion, dem Hörer zu signalisieren, dass der Sprecher mit seiner Aussage den Anspruch erhebt, etwas *abschließend* auf den Punkt gebracht zu haben. Insofern hat das „einfach“ hier nicht eine *gesprächseröffnende*, sondern tendenziell eine *gesprächsabschließende* Funktion. Dies steht nun im merkwürdigen Widerspruch zu der oben rekonstruierten und deutlich erkennbaren Tendenz des Interviewees, sein Erleben der Schwangerschaft für begründungsbedürftig zu halten. Indem die vom Interviewee vorgenommenen Relativierungen seiner Aussage explizit den Status von etwas Vorläufigen geben, drücken sie ja einen Zweifel bzw. einen Vorbehalt gegenüber der eigenen Formulierung aus. Dagegen markiert der Interviewee mit der Verwendung des Partikels „einfach“ den Anspruch, die Frage des Interviewers klar und abschließend beantwortet zu haben. Wie ist dieser Widerspruch zu erklären?

Es fällt nun auf, dass das alle Zweifel ausschließende „einfach“ nicht *vor* dem Verb steht, wie dies der Satzaufbau fordern würde („Im Moment isses sag mal für mich einfach noch schwer zu greifen.“), sondern erst am Ende der Aussage, es also sozusagen nachgeschoben ist. Man kann von daher als vorläufige Hypothese formulieren, dass die Schwierigkeiten, die Herr Maus mit der Feststellung der Abstraktheit des Vaterwerdens hat und die in dem deutlichen Zögern gleich zu Beginn und in den vorgebrachten Relativierungen manifest werden, durch den nachgeschobenen Partikel „einfach“ nachträglich wieder relativiert bzw. rückgängig gemacht werden sollen. Anders gesagt: Der Interviewee versucht damit, seine Unsicherheit bezüglich des Erlebens der Schwangerschaft in eine souveräne Haltung umzustilisieren. Gleichzeitig gibt er seiner Aussage durch das nachgeschobene „einfach“ den Status einer selbstevidenten und nicht weiter begründungsbedürftigen Feststellung. Dem Interviewer wird damit signalisiert, es lohne sich nicht, diese Aussage weiter zu hinterfragen, da eine basalere Antwort vom Interviewee nicht zu erwarten sei.

V: „..., einfach deshalb, weil ...“

Herr Maus knüpft nun in Form einer Wiederholung direkt an das „einfach“ an und leitet damit eine Begründung für seine Feststellung ein. Dies ist an sich schon bemerkenswert, da ja das erste „einfach“ gerade zum Inhalt hatte, dass der Interviewee eine weitere Begründung für die Nichtgreifbarkeit des Vaterwerdens nicht für nötig hält. Indem Herr Maus also *direkt im Anschluss* an die behauptete Selbstevidenz seiner Aussage doch noch eine Begründung für diese Aussage nachliefert, relativiert er sofort wieder diesen Anspruch auf Selbstevidenz und zeigt sich in der Feststellung der Abstraktheit der Schwangerschaft doch nicht so souverän, wie es die Verwendung des „einfach“ suggerieren sollte. Es scheint fast so, als ob er sich der Selbstverständlichkeit bzw. Fraglosigkeit seiner Feststellung noch einmal vergewissern müsste. Unabhängig davon kündigt Herr Maus mit der obigen Formulierung nun einen offensichtlichen bzw. ganz basalen Grund dafür an, warum das Vaterwerden für ihn noch schwer zu greifen ist. Dieser Grund muss der Ankündigung zu Folge eine hohe Selbstevidenz in Anspruch nehmen können und für den Interviewer sofort nachvollziehbar sein. Er kann deshalb nicht auf die konkrete Lebensgeschichte des Interviewee rekurren, sondern muss sich auf ein allgemeines Strukturmerkmal der Krise des Vaterwerdens beziehen. Welcher Grund kann dafür in Frage kommen? Der mit Abstand zwingendste und plausibelste Grund für das Schwergreifenkönnen der Vaterschaft zu diesem Zeitpunkt wäre hier wohl die Tatsache, dass das Kind noch nicht geboren ist. Welchen Grund führt Herr Maus nun im Folgenden tatsächlich an?

V: „..., einfach deshalb, weil, äh, gestern Abend haben wir uns drüber unterhalten, dass es, auf der einen Seite ist die Schwangerschaft jetzt so ziemlich im letzten Stadium, ...“

Es folgt zunächst ein Zögern ausdrückendes „äh“ und dann ein vollständiger Abbruch des Satzes. Anstatt die Ankündigung, den sozusagen auf der Hand liegenden Grund zu nennen, einzulösen, leitet Herr Maus zu einer *Erzählung* ein, die sich auf ein Ereignis vom Vortage bezieht. Selbst wenn man annimmt, dass hier kein *thematischer* Wechsel erfolgt, sondern die eingeleitete Erzählung der besseren Illustration des angekündigten Grundes dienen soll, kann man allein schon aufgrund der Struktur der Äußerung sagen, dass die vom Interviewee behauptete Selbstevidenz der Nichtgreifbarkeit des Vaterwerdens spätestens hier vollständig konterkariert wird. Während nämlich schon das zögerliche „äh“ und der vollständige Satzabbruch der behaupteten Einfachheit bzw. Klarheit des angekündigten Grundes widersprechen, zeigt spätestens der Versuch, die vermeintlich klare und offensichtliche Begründung für die Abstraktheit des Vaterwerdens noch einmal durch eine weitschweifige Erzählung zu illustrieren, dass

diese Begründung für Herrn Maus in dieser Klarheit gar nicht vorliegt bzw. er große Schwierigkeiten hat, sie zu benennen.

Nach der Einleitung zu der Erzählung über das Gespräch vom Vorabend erfolgt wieder ein Abbruch. Stattdessen thematisiert Herr Maus die Schwangerschaft innerhalb der formalen Struktur einer *Pro-und-Kontra-Argumentation* (Adversativopposition: „Auf der einen Seite ...“). Bereits darin drückt sich eine Distanz zum Krisengeschehen aus, die über die – gleich zu Anfang festgestellte – strukturelogische Abstraktheit des Vaterwerdens hinausgeht. Denn der Interviewee gibt hier eine argumentative Ausführung über etwas, was ihm existenziell sehr nahegehen müsste. Diese Distanz findet sich auch in der Formulierung „... ist die Schwangerschaft jetzt so ziemlich im letzten Stadium⁵⁰ ...“ wieder. Hier nimmt der Interviewee gegenüber der Schwangerschaft seiner Frau tendenziell die objektivierende Perspektive des Arztes ein, der die Schwangerschaft allein unter dem Blickwinkel eines biologischen Entwicklungsprozesses betrachtet. Darüber hinaus erhält die Schwangerschaft durch die Wendung „im letzten Stadium“ eine negative Konnotation. „Im letzten Stadium“ muss sich immer auf einen Entwicklungsprozess beziehen, der *zum einen* einen erkennbaren Anfang und ein erkennbares Ende hat und in seiner Entwicklungsbewegung einer gewissen Eigenlogik folgt. Dies trifft auf die Schwangerschaft noch zu. *Zum anderen* weist diese Formulierung aber auf den *kurz bevorstehenden* und *endgültigen* (!) Abschluss dieser Entwicklung hin, denn eine Steigerungsform des Adjektivs „letzten“ gibt es nicht. Hinter dem „Letzten“ kann nicht noch ein anderes „Letztes“ kommen. Auch das „Allerletzte“ ist nur ein Pleonasmus, der die Endgültigkeit des Letzten noch einmal in dramatisch übersteigerter Form zum Ausdruck bringt, ohne ihr inhaltlich etwas Neues hinzuzufügen. *Innerhalb* der Sequenzialität des Lebens stellt der Abschluss eines Entwicklungsprozesses aber gleichzeitig immer auch einen Übergang zu etwas Neuem dar, was in dem hier vorliegenden Falle des Übergangs von der Schwangerschaft zur Geburt des Kindes ganz augenscheinlich ist. Dieses Neue ist nun in der Formulierung „im letzten Stadium“ in keiner Weise thematisch. Anders gesagt: Das Ende des Entwicklungsprozesses der Schwangerschaft wird hier nicht im Hinblick auf seine *zukunftsöffnende* Dimension thematisiert, vielmehr erscheint in dieser Formulierung die Zukunft endgültig *geschlossen*.⁵¹ Kontrastiv dazu wäre zum Beispiel

50 Das Wort *Stadium* (Lage, Entwicklungsabschnitt) kommt vom griechischen *stádion* und bedeutete zunächst „Laufbahn nach der Länge der Rennbahn in Olympia“, später dann auch „Sportstätte“. In der Übertragung auf den Verlauf von etwas ist es ins Deutsche im 18. Jahrhundert in der Medizin eingeführt worden und zwar vor allem als Entwicklungsstand einer Krankheit.

51 Das würde auch erklären, warum diese Wendung in erster Linie für die Beschreibung des Entwicklungsstandes einer *Krankheit* gebraucht wird. Siehe dazu: *Kluge, Etymologisches Wör-*

die Formulierung „Die Geburt steht kurz bevor“ denkbar. Hier wäre das Ende der Schwangerschaft im Hinblick auf das sich dadurch eröffnende Neue thematisiert, auf die Geburt des neuen Lebens, also auf das Eigentliche, worauf der Entwicklungsprozess der Schwangerschaft von vornherein verweist. Denn gerade für den Vater, dem im Unterschied zur Mutter die leibliche Anbindung an den Fötus während der Schwangerschaft fehlt, kann die Schwangerschaft nur eine notwendige *Vorphase* sein, mit deren Abschluss durch die Geburt das neue Leben eigentlich erst beginnt. In der Formulierung von Herrn Maus dagegen *schließt* sich mit dem Ende der Schwangerschaft bzw. mit der Geburt des Kindes die Zukunft. Endgültig wird die Zukunft einer Lebenspraxis mit deren Tod geschlossen. Die Sequenzialität des Lebens kommt hier zu ihrem Ende. Die Wendung „... *ist die Schwangerschaft jetzt so ziemlich im letzten Stadium, ...*“ deutet also daraufhin, dass Herr Maus die Geburt des Kindes – die basalste Form der Erzeugung des Neuen und damit der Eröffnung von Zukunft – als etwas Bedrohliches erlebt, was sich nicht abwenden lässt.

(5-6) V: „..., *die Tina kriegt jetzt ja im spätestens, ja, Mitte September das Baby,...*“

Herr Maus konkretisiert nun zeitlich seine Aussage hinsichtlich des letzten Stadiums der Schwangerschaft. Dabei fällt auf, dass in der Formulierung von Herrn Maus ausschließlich seine Frau das Baby bekommt. In dieser Formulierung ist in keiner Weise antizipiert, dass dieses Baby auch das Baby von Herrn Maus sein wird. Dies wird deutlicher, wenn man die Aussage mit anderen möglichen Formulierungen kontrastiert: Herr Maus hätte z.B. statt „die Tina“ „meine Frau“ sagen können. Dann wäre der Bezug zum Kind indirekt über die Gattenbeziehung hergestellt gewesen, ohne den Unterschied zu ignorieren, dass nur *die Frau* das Kind *gebären* kann. Oder der Interviewee hätte eine neutrale Formulierung wie „Das Kind soll spätestens Mitte September zur Welt kommen“ wählen können. Insofern drückt sich in der Form der Aussage auch hier eine gewisse Distanzierung Herrn Maus' zur Schwangerschaft seiner Frau aus.

Diese Distanzierung bezieht sich allerdings nicht direkt auf die Vater-Kind-Beziehung während der Schwangerschaft, sondern betrifft in erster Linie die Gattenbeziehung. Wir gelangen deshalb an dieser Stelle zu einigen wichtigen Unterscheidungen: Die Schwangerschaft betrifft immer sowohl die zukünftige *Elternschaft* als auch die *Gattenbeziehung*, letztere vor allem unter dem Gesichtspunkt der stark veränderten Bedingungen für wechselseitige Sexualität, erstere unter dem Gesichtspunkt des zukünftigen vollständigen Positionswechsels. Bei den Äußerungen des Interviewee zur Schwangerschaft muss von daher

unterschieden werden, ob die darin zum Ausdruck kommende Distanz die antizipierte Vater-Kind-Beziehung oder die Gattenbeziehung betrifft. Die *Vater-Kind-Beziehung*, dies hat die bisherige Rekonstruktion bestätigt, muss während der Schwangerschaft für den Vater – aufgrund der fehlenden leiblichen Anbindung – notwendig abstrakt bleiben. Der Vater kann die Schwangerschaft nur im Modus einer gegenüberliegenden Welt, einer Sache erfahren, und das bedeutet in sich eine abstrakte und keine konkrete Erfahrung. Diese Distanz ist dem *geschlechtsspezifischen* Unterschied zwischen dem Vater und der Mutter geschuldet. Gleichzeitig hat die bisherige Rekonstruktion ergeben, dass Herr Maus die auch von ihm erlebte Abstraktheit des Vaterwerdens für begründungsbedürftig hält bzw. Schwierigkeiten hat, diese offen einzugestehen, weil er unter der *kulturspezifischen* Erwartungshaltung steht, schon während der Schwangerschaft ein empathischer bzw. präparierter Vater zu sein. Dass er sich dieser Erwartungshaltung gegenüber nicht souverän verhalten kann, ist wiederum *fallspezifisch* motiviert. Fallspezifisch ist auch die hinsichtlich der *Gattenbeziehung* erkennbare Distanz. Denn eine über die Gattenbeziehung vermittelte lebendige Thematisierung der Schwangerschaft als Vorbereitung auf die zukünftige Elternschaft ist bisher nicht zu erkennen. Stattdessen finden sich in den Äußerungen von Herrn Maus Hinweise dafür, dass er die bevorstehende Geburt seines Kindes als Bedrohung erlebt. Wir können deshalb an dieser Stelle als **zweite Fallstrukturhypothese** formulieren:

Herr Maus kann auch nicht vermittelt über die Gattenbeziehung die Schwangerschaft zu einer lebendigen Erfahrung transformieren. Vielmehr erlebt er die bevorstehende Geburt tendenziell als Bedrohung. Insofern ist die Nichtgreifbarkeit der Schwangerschaft hier nicht nur geschlechtsspezifisch, sondern zusätzlich fallspezifisch motiviert.

Gleichzeitig müssen wir aufgrund der bisherigen Resultate für die weitere Rekonstruktion verschiedene Analyseebenen unterscheiden bzw. berücksichtigen: Auf einer *positionalen* Ebene muss – in Antizipation der Strukturlogik der ödipalen Triade – differenziert werden, ob der Interviewee sich mit seinen Äußerungen auf die Konkretion der Gattenbeziehung unter der Bedingung der Schwangerschaft bezieht oder auf die antizipierte Vater-Kind-Beziehung. Bei der Frage, warum die Doppelposition Gatte/Vater konkret so und nicht anders ausgefüllt wird, muss man *analytisch* zwischen strukturlogischen, geschlechtsspezifischen, kulturspezifischen und fallspezifischen Faktoren unterscheiden. Strukturlogische Faktoren sind Faktoren, die sich aus der Strukturposition des Vaters innerhalb der ödipalen Triade ergeben. Sie meinen die universellen Strukturen, die die Vaterposition bestimmen. Die geschlechtsspezifischen Faktoren gehören insofern zu diesen universellen Strukturen, als der biologische Geschlechterunter-

schied ganz wesentlich für die Zuordnung der Elternpositionen innerhalb der ödipalen Triade verantwortlich ist.

- (6-7) V: „... (I: Wann, wann ist der genaue Termin?) [der] genaue Termin ist, äh, momentan der 23.9. (I: * 23.9. *) * [ja] (.) ne, also* ...“

Der Interviewer unterbricht nun Herrn Maus, um nach dem genauen Geburtstermin zu fragen. Dies ist insofern etwas unscharf formuliert, als damit nur der *offizielle*, vom Arzt ausgerechnete Geburtstermin gemeint sein kann, denn nur dieser wird auf den Tag genau festgelegt. Herr Maus nennt daraufhin den offiziellen Geburtstermin unter der Einschränkung, dass diese Angabe nur „momentan“ gilt. Diese Einschränkung macht erst einmal keinen Sinn, weil so kurz vor der Geburt der offizielle Termin vom Arzt normalerweise nicht mehr geändert wird. Denn für die Festlegung des offiziellen Termins ist der Entwicklungsstand des Fötus entscheidend. Dieser ist aber einige Wochen vor der Geburt soweit fortgeschritten, dass hier eine überraschende Änderung nicht mehr eintreten kann.

- (7-8) V: „... ei- eigentlich sag ich mal sind 's, äh, ja, noch vier Wochen jetzt, die Ärzte sind aber der Meinung es wird en bisschen früher sein;“

Das „eigentlich“ kann hier zwei Bedeutungen haben: Entweder ist es im Sinne von »ursprünglich« oder im Sinne von »tatsächlich« bzw. »in Wirklichkeit« gemeint. In der ersten Bedeutung (»ursprünglich«) würde das „eigentlich“ zwar *inhaltlich* richtig anschließen, insofern Herr Maus sich damit auf den ursprünglich festgelegten Termin beziehen würde, aber die *temporale Form* des Präsens wäre mit dieser Lesart nicht kompatibel, weil dieser Termin durch die Aussage der Ärzte inzwischen hinfällig bzw. höchst unsicher geworden ist. Um an das »ursprünglich« regelgerecht anzuschließen, müsste hier die Vergangenheitsform gewählt werden: „Ursprünglich sollten es noch vier Wochen sein“ bzw. „Ursprünglich sollte es noch vier Wochen dauern“. Denn das »ursprünglich« verweist immer auf etwas in der Vergangenheit, das für die Gegenwart nicht mehr in der gleichen Form gilt. Geht man dagegen von der zweiten Bedeutung (»in Wirklichkeit«) aus, stellt die Präsensform zwar *grammatikalisch* einen regelgerechten Anschluss dar, *inhaltlich* ergibt sich aber eine merkwürdige Verkehrung zwischen dem Eigentlichen und dem Uneigentlichen bzw. Scheinbaren: Der ursprüngliche bzw. offizielle, aber inzwischen eher hinfällige Termin wird dann zum tatsächlichen, also in Wirklichkeit zu erwartenden Termin, während die aktuelle terminliche Korrektur der Ärzte damit als das Scheinhafte, also eher Trügerische hingestellt wird. Beide Lesarten – sowohl im Sinne von »ursprünglich« als auch im Sinne von »tatsächlich« – bergen also jeweils einen Widerspruch in sich. Wie lässt sich dieser Widerspruch auflösen?

Mit der Verwendung des „eigentlich“ wird die Unterscheidung zwischen einem Eigentlichen und einem Uneigentlichen eingeführt. Diese Unterscheidung kann sich entweder auf die *Wahrnehmung* der Wirklichkeit beziehen, dann ist mit dem Uneigentlichen der trügerische Schein bzw. die Täuschung gemeint, oder auf die normative *Bewertung* der Realität, dann bezeichnet das Uneigentliche die Ausnahme bzw. die Abweichung von der Regel. Im Sinne der richtigen Wahrnehmung kann das „eigentlich“ hier nicht gemeint sein, weil sonst der Interviewee behaupten würde, er könnte besser den Geburtstermin abschätzen als die Ärzte. Da Herr Maus keine medizinische Ausbildung hat, gibt es dafür keinen Anhaltspunkt. Erst wenn man unterstellt, dass Herr Maus den ursprünglich vom Arzt festgelegten Termin wie einen normativen Anspruch behandelt, bekommt der Satz einen Sinn. Dann wäre auch die Präsensform angemessen, weil ein normativer Anspruch auch dann bestehen bleibt, wenn ihm faktisch, also als Ausnahme, zuwider gehandelt wird.⁵² Den latenten Bedeutungsgehalt der Aussage müsste man dann etwa so formulieren: „Eigentlich stehen mir ja noch vier Wochen (als Vorbereitungszeit) bis zur Geburt zu, ...“. Herr Maus würde also nach dieser Rekonstruktion mit dem Satz – im Sinne einer Kompromissbildung – zum Ausdruck bringen, dass er Angst vor der bevorstehenden Geburt hat und deshalb diesen Termin gerne noch etwas hinausschieben würde. In diese Lesart würde sich auch das direkt nach dem „eigentlich“ folgende „sag ich mal“ einfügen, das ansonsten an dieser Stelle keinen Sinn macht. Denn, wie oben bereits gezeigt wurde, bekommt eine Aussage durch die eingefügte Formel „sag ich mal“ Vorschlagscharakter. Da aber die Zeitangabe „noch vier Wochen“ sich auf den *vom Arzt offiziell festgelegten Geburtstermin* bezieht, kann sie nicht Gegenstand eines (Formulierungs-)Vorschlages des Interviewees werden. Auch kann das „sag ich mal“ nicht im Sinne von »ungefähr« eine vom Interviewee vorgenommene Auf- oder Abrundung der verbleibenden Tage bis zur Geburt auf glatte vier Wochen anzeigen, da es sonst von der Satzstellung her direkt vor der Zeitangabe stehen müsste. Das „sag ich mal“ muss sich also auf das einen Einspruch einleitende „eigentlich“ beziehen. Dadurch bekommt die ganze Wendung den Charakter einer unverbindlichen bzw. formalen Einrede: Herr Maus möchte sozusagen wenigstens noch einmal darauf hingewiesen haben, dass ihm laut offiziellem Termin noch vier Wochen „zustehen“ würden, ohne daraus aber irgendeine Forderung ableiten zu können, da der Schwangerschaftsverlauf ein eigenlogischer Verlauf ist, über den sich nicht verfügen lässt.

52 Wenn beispielsweise bei zwei Geschwisterkindern das Jüngere öfter mit einem Spielzeug des Älteren spielt, also im *faktischen* Besitz dieses Spielzeugs ist, und das ältere Kind deshalb die Notwendigkeit verspürt, auf seinen *normativen* Eigentumsanspruch auf dieses Spielzeug hinzuweisen, könnte es sagen: „Eigentlich gehört das ja mir, aber Du kannst noch weiter damit spielen.“

Die Ausführungen zum voraussichtlichen Geburtstermin enthalten also einen weiteren Hinweis darauf, dass die bevorstehende Geburt und damit die Aussicht des Interviewee, Vater zu werden, große Ängste bei ihm auslösen. Diese Ängste werden aber von Herrn Maus nicht offen geäußert, sondern sind nur auf einer latenten Bedeutungsebene zu erkennen. Deshalb lässt sich als **dritte Fallstrukturhypothese** formulieren:

Die bisher in den Äußerungen zum Ausdruck kommende Distanz des Interviewee zur Schwangerschaft seiner Frau ist nicht nur auf die für den Mann strukturlogisch bzw. geschlechtsspezifisch bedingte Abstraktheit der Schwangerschaft zurückzuführen, sondern speist sich zu einem großen Teil auch aus Ängsten, die bei Herrn Maus durch die Aussicht, bald Vater zu werden, ausgelöst worden sind. Diese Ängste kann sich Herr Maus aber nicht offen eingestehen. Vielmehr sind die bei ihm ausgeprägte Distanz und Emotionslosigkeit gegenüber dem Schwangerschaftsprozess als ein Versuch der Abwehr dieser Ängste zu verstehen. Von daher erklärt sich auch ein Stück weit der Legitimationsdruck, unter den sich Herr Maus bezüglich seines Erlebens der Schwangerschaft stellt: Er spürt, dass die Abstraktheit, in der die Schwangerschaft für ihn verbleibt, auch mit seinen uneingestandenen Ängsten zusammenhängt und insofern nicht nur strukturell, sondern auch biographisch motiviert ist.

(9-10) V: „... aber sei es wie es sei, äh, das is für mich alles noch ein bisschen unwirklich, muss ich ganz, muss ich ganz ehrlich gestehn halt, ...“

Herr Maus kommt mit der Wendung „aber sei es wie es sei“ wieder auf den Ausgangspunkt seiner Ausführung zurück. Genauso, wie die bisherige Verwendung der Partikel „eigentlich“ und „einfach“, ist diese Wendung eine Formel, mit der Herr Maus der damit markierten Aussage den Status einer grundlegenden bzw. basalen und abschließenden Feststellung gibt. Dabei spricht er, wie gleich zu Beginn des Interviews, noch einmal das Nicht-Greifen-Können („unwirklich“) bzw. die Abstraktheit der Vaterschaft während der Schwangerschaft aus. Doch auch hier wird die angekündigte Basalität der Aussage wieder durch eine relativierende Einfügung („ein bisschen“) sozusagen entschärft. Die Abstraktheit der Schwangerschaft wird wiederum – trotz gegenteiliger Ankündigung – nicht einschränkungslos festgestellt, sondern diese Feststellung wird erneut mit einer Reserve versehen. Unabhängig vom konkreten Inhalt treffen wir hier zum wiederholten Male auf den Sachverhalt, dass der Interviewee eine basale Stellungnahme und damit eine klare Positionierung seinerseits *ankündigt*, diese Ankündigung aber *nicht einlöst*, sondern ihr eine relativierende Aussage folgen lässt. Das heißt, hier reproduziert sich im Akt des Sprechens zum wiederholten Male

die Struktur einer beschworenen, aber gleichzeitig immer wieder scheiternden Authentizität.

Diese Struktur kommt ganz prägnant in der Formulierung „muss ich ganz ehrlich gestehen halt“ zum Ausdruck. Aus der *Feststellung* der Abstraktheit der Schwangerschaft wird nun explizit ein *Geständnis*. Zunächst wird in dieser Wendung der bereits weiter oben rekonstruierte Legitimationszwang, unter dem der Interviewee steht, ganz manifest. Mit der Geständnisform einer Aussage nimmt der Sprecher gleichzeitig eine besonders gesteigerte Form der Authentizität für sich in Anspruch, die hier vom Interviewee durch die Beifügung „ganz ehrlich“ noch zusätzlich untermauert wird. Denn das Geständnis impliziert immer die Hoffnung auf Verzeihung oder Vergebung durch den Gegenüber. Das setzt aber voraus, dass die im Geständnis zugegebene Schuld authentisch als solche zum Ausdruck gebracht wird. Mit dieser für das Geständnis konstitutiven Authentizität kontrastiert auf das Schärfste der nachgeschobene Partikel „halt“. Denn die mit dem Geständnis explizit zum Ausdruck gebrachte bzw. wieder hergestellte selbstverpflichtende Bindung an eine Norm, gegen die der Geständige zuvor verstoßen hat, wird durch die – durch das „halt“ angezeigte – Berufung auf das Faktische – im Sinne von „Das ist bzw. mach ich *halt* so!“ – und damit der Abwehr von jeglichen Legitimationsfragen sogleich wieder konterkariert. Anders gesagt: Das Unverbindlichkeit anzeigende „halt“ – eben weil die Berufung auf das Faktische immer impliziert, dass es genauso gut anders sein könnte – steht in scharfem Gegensatz zur äußerste Verbindlichkeit fordernden Form des Geständnisses. Dies wird ganz augenscheinlich, wenn man den nachgeschobenen Partikel „halt“ in der Aussage an die grammatikalisch richtige Stelle einrückt: „... muss ich *halt* ganz ehrlich gestehen“. In dieser Formulierung wird der Widerspruch zwischen der einen Gewissens- und damit auch Legitimationskonflikt anzeigenden *Geständnisform* und dem genau diese Legitimationsfragen abwehrenden und sich auf das Faktische berufenden Partikel „halt“ besonders deutlich. Anders gesagt: Durch das nachgeschobene „halt“ wird die Authentizität bzw. Ernsthaftigkeit des Geständnisses sogleich wieder in Frage gestellt.

Diese hier zum wiederholten Male auftretende Struktur einer angekündigten Authentizität bzw. Positivität im Sinne einer gefüllten Lebenspraxis, die dann nicht eingelöst wird bzw. sich als nicht gefüllt erweist, deutet auf eine grundlegende Schwierigkeit des Interviewee, eine klare *Positionalität*⁵³ auszubilden, die über die aktuelle Krise des Vaterwerdens hinausgeht.

(10) V: „... denn, äh, auf der einen Seite isses so ...“

53 Der Begriff der Positionalität wird im vierten Teil der Arbeit erläutert. Dabei wird sich zeigen, dass er eine zentrale Rolle für das Verständnis von Erfahrungs- bzw. Transformationsprozessen spielt.

Herr Maus setzt nun zu einem neuen Anlauf an, die oben begonnene, aber durch die Zwischenfrage des Interviewers wieder abgebrochene Argumentationsfigur einer Adversativopposition zu entwickeln. Diese sollte oben, wie jetzt an dieser Stelle auch, die Begründung dafür liefern, warum für Herrn Maus die Vaterschaft bisher nicht zu greifen ist. Dass er diesen Begründungsversuch erneut aufgreift, obwohl er direkt vorher zum zweiten Mal *abschließend bzw. resümierend* („sei es wie es sei“) die Abstraktheit der Schwangerschaft festgestellt hat, zeigt, unter welchem starkem Legitimationsdruck er steht.

(10-13) V: „... mir kommts eigentlich vor wie gestern, dass wir uns überhaupt mit dem Thema beschäftigen mussten und sagen mussten, und wollten auch, äh: !Wir bekommen nen Baby, wir werden ne Familie halt einfach!“

„Es kommt mir vor wie gestern“ ist eine feststehende Redewendung, um die Zeiterfahrung auszudrücken, dass für den Sprecher ein weiter zurückliegendes Ereignis noch so präsent bzw. so lebendig in der Erinnerung ist, als ob es erst gestern geschehen wäre. Dieses Ereignis ist hier die durch irgendetwas *erzwungene* – denn sonst würde Herr Maus nicht „mussten“ sagen – Auseinandersetzung mit dem Thema »Kinder zu bekommen« bzw. »Eltern zu werden«. Das heißt, dieses Thema wurde nicht explizit als Wunsch von einem der beiden Partner in die Paarbeziehung eingeführt, sondern durch ein „brute fact“, aufgrund dessen sich die beiden mit der Thematik auseinandersetzen mussten. Dieses „brute fact“ kann eigentlich nur die faktisch eingetretene und dann festgestellte Schwangerschaft der Frau sein.

Die zeitliche Präposition „gestern“ bezieht sich dann auf den Zeitpunkt der *Feststellung* der Schwangerschaft. Herr Maus bringt mit seiner Aussage somit zum Ausdruck, dass sich für ihn die ganze bisherige Schwangerschaft – von ihrer Feststellung bis heute, also bis vier Wochen vor dem Geburtstermin – zu einem kurzen Intervall zusammenzieht. Das bedeutet zweierlei: Einmal, dass das krisenhafte Erschrecken angesichts der Feststellung der Schwangerschaft für den Interviewee noch lebendig ist und deshalb in seinem Erleben nicht weiter als gestern zurückliegt. Zum anderen kann man daraus schließen, dass sich für Herrn Maus während dieses Zeitintervalls wenig bis gar nichts Greifbares im Zusammenhang mit der Schwangerschaft ereignet hat, da er ansonsten diesen Zeitraum nicht als so verkürzt erleben würde. Man kann auch sagen, dass hier im Erleben von Herrn Maus eine *Verkürzung durch Inhaltslosigkeit* stattgefunden hat. Insofern erhalten wir damit erneut eine starke Bestätigung für die Abstraktheitsthese.

Zudem wird deutlich, dass die Schwangerschaft – zumindest aus der Sicht von Herrn Maus – von beiden Partnern nicht gewollt war. Das nachgeschobene „wollten“ stellt hier den offensichtlichen Versuch dar, die ungewollt eingetretene

Schwangerschaft *nachträglich* zu einem gewollten bzw. erwünschten Ereignis zu stilisieren. Der legitimatorische Charakter dieser Korrektur wird schon daran deutlich, dass der Satz keinen Sinn mehr macht, wenn man das "müssen" durch das „wollen“ einfach ersetzt.⁵⁴ Ebenso wenig Sinn macht der durch die nachgeschobene Korrektur entstehende Motivationszusammenhang „mussten und auch wollten“, denn beides *gleichzeitig* geht in diesem Fall nicht. Wenn die Schwangerschaft erwünscht war, wird sie von den Eltern selbst im Falle ihres ungeplanten Eintretens nicht als Zwang empfunden.

Ohne den eingeschobenen Korrekturversuch würde der zweite Teil der Aussage von Herrn Maus lauten: „... und sagen mussten: *!Wir bekommen nen Baby, wir werden ne Familie halt einfach!*“. Dadurch entsteht ein zunächst befremdlich wirkender Kontrast zwischen dem vom Interviewee konstatierten *Zwang zum Sprechen* („sagen mussten“) und der *Lebendigkeit des Gesprochenen* selbst, da dieses zum einen in der direkten Rede wiedergegeben wird und zum anderen die Form eines Ausrufes hat, was gleichzeitig immer auch den Vollzug einer Handlung im Sprechen, also einen performativen Sprechakt bedeutet. Der Ausruf „Wir bekommen ein Baby, wir werden eine Familie!“ drückt ja für sich genommen – wenn auch schon etwas stilisiert – Freude über die eingetretene Schwangerschaft aus. Diese Freude wird nicht einfach beschrieben, sondern *vollzieht* sich hier bzw. wird reaktualisiert im Akt des Sprechens. Das heißt, die *Sprechanweisung* „sagen mussten“ kontrastiert hier in maximalistischer Weise⁵⁵ mit der Form des Gesprochenen – des in direkter Rede wiedergegebenen Ausrufs –, die die besondere Authentizität des Gesprochenen verbürgen soll. Durch die explizite Anweisung zum Sprechen wird die Authentizität des Sprechaktes zu einer vorgetäuschten Authentizität, wie sie konstitutiv für das Theater ist. Man kann also sagen, dass der obige Satz von Herrn Maus die an sich selbst (und seine Frau) gerichtete Regieanweisung darstellt, ein sich über die Nachricht der Schwangerschaft freuendes Paar zu spielen. Da diesem Spiel bzw. dieser Vortäuschung im hier vorliegenden Fall kein strategisches Interesse zugrunde liegt, bedeutet dieser Satz tendenziell die Aufforderung zur Selbsttäuschung.

54 Dann würde der Satz lauten: „Mir kommts eigentlich vor wie gestern, dass wir uns überhaupt mit dem Thema beschäftigen wollten und sagen wollten: Wir bekommen nen Baby, wir werden ne Familie halt einfach.“ In Bezug auf das »Beschäftigen« ist dieser Satz sinnlos, weil damit ein Unterschied zwischen dem *Wunsch*, sich mit dem Kinderkriegen gedanklich zu beschäftigen und der gedanklichen Beschäftigung selbst behauptet wird, den es natürlich nicht gibt, weil schon der Wunsch nach gedanklicher Beschäftigung diese Beschäftigung selbst ist. In Bezug auf das »Sagen« ist die Sinnlosigkeit noch offensichtlicher, so dass diese nicht näher aufgezeigt werden muss.

55 Der Kontrast ist hier deshalb so scharf, weil sich die *Sprechanweisung* nicht auf die Wiederholung einer institutionalisierten und damit immer auch ein Stück weit formalisierten Sprechweise, wie beispielsweise bei einer Vereidigung, bezieht, sondern auf den authentischen Ausdruck eines Gefühls.

Die Selbstaufforderung, die – zumindest aus Sicht von Herrn Maus – unerwünschte Schwangerschaft zu einem Anlass der Freude umzudeuten, wird noch einmal – wiederum durch ein nachgeschobenes „halt“ – am Ende des Satzes relativiert bzw. erhält eine neue Bedeutung. Aus dem Freude ausdrückenden Ausruf „Wir werden eine Familie!“ wird durch das angehängte „halt einfach“⁵⁶ eine nüchterne Feststellung. Damit wird gleichzeitig suggeriert, dass der Übergang von der Paarbeziehung zur Familie bzw. zur Elternschaft ein ganz einfacher und geradezu routinemäßiger Vorgang ist. Die Selbstaufforderung („sagen mussten“) gerät dadurch zu einer Selbstberuhigung im Sinne von: „Wir mussten uns sagen, eine Familie zu werden ist ganz einfach.“ Der Interviewee oszilliert hier also zwischen der Stilisierung der Schwangerschaft zu einem Jubelanlass und ihrer selbstberuhigenden Versachlichung zu einem Routinevorgang. Dieses Schwanken bzw. diese mehrfache Brechung innerhalb einer Äußerung bringt das Fehlen einer positionalen Mitte bei Herrn Maus signifikant zum Ausdruck.

Gleichzeitig wird spätestens an dieser Stelle die Funktion der von Herrn Maus wiederholt gebrauchten Partikel „halt“, „mal“ und „einfach“ deutlich: Sie sollen das Krisenhafte, das Quelle der Beunruhigung ist, still stellen, indem sie es zum einen entdramatisieren („Das ist halt so!“) und zum anderen es als etwas markieren, was nicht weiter hinterfragt werden muss. Denn wie weiter oben bereits dargelegt wurde, zeigt der Gebrauch dieser Partikel in einer Aussage an, dass der Sprecher diese Aussage zunächst für nicht weiter begründungsbedürftig hält. Ihr Gebrauch hat also etwas Abschließendes. Aufgrund der auffälligen kontextuellen Unangemessenheit, in der diese Partikel bisher im Interview auftreten, erscheint bereits an dieser Stelle die Vermutung begründet, dass der Gebrauch dieser Partikel bei Herrn Maus bereits habitualisiert ist. Es lässt sich deshalb als **fünfte Fallstrukturhypothese** formulieren:

In der Redeweise von Herrn Maus drückt sich eine stark verinnerlichte, über die aktuelle Krise des Vaterwerdens hinausgehende Tendenz aus, Konflikte durch die Abwehr der durch sie hervorgerufenen Emotionen stillzustellen.

(13-14) V: „Auf der anderen Seite isses jetzt aber wie gesagt in spätestens vier Wochen wahrscheinlich schon geboren.“

Nach mehreren Anläufen formuliert Herr Maus doch noch den anderen Gesichtspunkt der von ihm eingeleiteten Adversativopposition. Dieser Gesichtspunkt fügt aber dem zuerst genannten („... mir kommts eigentlich vor wie gestern, ...“) inhaltlich nichts Neues hinzu. Vielmehr wird die Erfahrung Herrn

56 Das „einfach“ verstärkt das „halt“, fügt ihm aber keine neue Bedeutung hinzu. Beide Partikel lassen sich hier synonym verwenden.

Maus', dass die bisherige Dauer der Schwangerschaft sich für ihn zu einem kurzen, weil ereignislosen Zeitintervall verdichtet, durch den Verweis auf die bevorstehende Geburt noch einmal von der anderen Seite des Zeitintervalls »Schwangerschaft« her verdeutlicht bzw. zugespitzt: Obwohl die Schwangerschaft bereits kurz vor ihrem Ende steht, liegt ihr Beginn bzw. ihre Feststellung für Herrn Maus in der *unmittelbaren* Vergangenheit, ist der Beginn dieses Zeitabschnitts ihm also noch unmittelbar präsent. Wörtlich genommen zieht sich im Erleben von Herrn Maus der Zeitabschnitt von der Feststellung der Schwangerschaft bis zur bevorstehenden Geburt zu ein paar wenigen Tagen zusammen. Außer der erneuten *Feststellung* der Abstraktheit der Schwangerschaft erfolgt also auch an dieser Stelle nicht die zu Beginn vom Interviewee angekündigte *Begründung* für diese Abstraktheit.

Stattdessen nimmt hier der Verweis von Herrn Maus auf die bevorstehende Geburt mit der Formulierung „... in spätestens vier Wochen wahrscheinlich schon geboren“ eine merkwürdig ambivalente Form an. Die latente Sinnstruktur dieser Formulierung lässt sich nur entschlüsseln, wenn man den Bedeutungsgehalt der temporalen Partikel „schon“ und „spätestens“ genauer expliziert. Der Partikel „schon“ – und das dazu komplementäre „noch“ – sind nur entzifferbar im Hinblick auf ein Erwartungszentrum bzw. setzen ein solches voraus. Die Verwendung von „schon“ bedeutet dann, dass etwas von diesem Erwartungszentrum Gewünschtes oder – das wäre komplementär dazu logisch auch möglich – zu Befürchtendes *früher als erwartet* eintreten wird oder schon eingetreten ist. Dagegen drückt der Partikel „noch“ kehrseitig dazu aus, dass etwas *später als erwartet bzw. als gewünscht* eintreten wird. Geht man im Sinne der Positivität des Lebens davon aus, dass das Wünschen – gegenüber dem Befürchten – das Lebensdominante ist⁵⁷, dann drückt – bezogen auf den *Zeitpunkt* des Eintritts von etwas Herbeigewünschtem – der Partikel „schon“ eine freudige Überraschung und der Partikel „noch“ eine Enttäuschung aus. Die Irritation der obigen Formulierung geht nun von der *Kombination* des „schon“ mit dem temporalen Partikel „spätestens“ aus. Das „spätestens“ markiert ja den Termin, bis zu dem das erwartete Ereignis – soweit es sich überhaupt antizipieren lässt – auf jeden Fall eingetreten ist bzw. an dem es dann spätestens eintreten wird. Bezogen auf ein *gewünschtes* Ereignis ist dies also der denkbar ungünstigste Fall. Dagegen zeigt das „schon“ den günstigen Fall an, dass das gewünschte Ereignis *vor dem erwarteten* Termin eintreten wird oder schon eingetreten ist. Das heißt, der durch das „schon“ markierte Termin muss – rein logisch – immer *vor dem erwarteten* und dann erst recht *vor dem spätestens zu erwarteten* Termin liegen, anderenfalls

57 Dieses Prinzip drückt sich zum Beispiel auch in Freuds Konzeption des Traums aus, wenn er als Triebfeder des Traums konsequent die *Wunscherfüllung* und nicht die *Furchterfüllung* – wie es scheinbar der Albtraum nahelegt – ansieht.

könnte das Erwartungszentrum nicht positiv überrascht werden. In der Formulierung von Herrn Maus fallen aber beide Zeitpunkte – der durch das „schon“ und der durch das „spätestens“ markierte – zu *einem* Zeitpunkt zusammen, denn beide beziehen sich auf ein und denselben Zeitpunkt: „in vier Wochen“. Auf ein *gewünschtes* Ereignis bezogen macht dies aber keinen Sinn, weil dann die Formulierung „... in spätestens vier Wochen wahrscheinlich schon geboren“ in sich logisch widersprüchlich wäre: Derselbe Zeitpunkt würde damit von dem Erwartungszentrum *gleichzeitig* als günstiger *und* denkbar ungünstiger betrachtet werden. Geht man dagegen von einem *befürchteten* Ereignis aus, ist das Ineinanderausfallen beider Zeitpunkte in der obigen Formulierung schlüssig. Denn dann ist der „spätestens“ mögliche Termin gleichzeitig auch der denkbar günstigste Termin: Das befürchtete Ereignis soll so spät wie möglich eintreten. Kurz zusammengefasst ergibt also die Rekonstruktion des Bedeutungsgehalts der beiden temporalen Partikel „spätestens“ und „schon“ folgendes Ergebnis: Bezogen auf den erwarteten Eintrittstermin eines *gewünschten* Ereignisses schließen sich die beiden Partikel „spätestens“ und „schon“ gegenseitig aus. Ein gewünschter Termin kann nicht gleichzeitig als „spätestens in vier Wochen“ und als „schon in vier Wochen“ erwartet werden. Handelt es sich dagegen um ein *befürchtetes* Ereignis, schließen sich die beiden Partikel nicht nur nicht aus, sondern verstärkt das „spätestens“ den Bedeutungsgehalt des „schon“ bzw. wird dieser dadurch noch zugespitzt: Der Interviewee bringt damit zum Ausdruck, dass er selbst den spätestens zu erwartenden Geburtstermin noch als frühzeitig empfinden würde.

Es verbleibt aber in der obigen Formulierung eine weitere Irritation, die aufgeklärt werden muss, um den latenten Bedeutungsgehalt der Äußerung genau fassen zu können: Diese Irritation geht von der adverbialen Bestimmung „wahrscheinlich“ aus. Denn sie steht, indem sie ein gewisses Ausmaß an Ungewissheit zum Ausdruck bringt, im Widerspruch zum eine absolute zeitliche Grenze markierenden und damit vom Sprecher Verbindlichkeit beanspruchenden „spätestens“. Konkret auf die Aussage des Interviewee bezogen heißt das: Der bevorstehende Geburtstermin kann *nicht gleichzeitig* „in spätestens vier Wochen“ *und* „in wahrscheinlich vier Wochen“ erwartet werden, weil der mit dem temporalen Partikel „spätestens“ erhobene Anspruch auf Verbindlichkeit durch das „wahrscheinlich“ sofort wieder relativiert und somit aufgehoben wird. Wie ist dieser Widerspruch motiviert bzw. wie lässt sich die sofortige Relativierung der Verbindlichkeit beanspruchenden „spätestens“ erklären? Im Unterschied zu den Partikeln „schon“ und „noch“ drückt das „spätestens“ ja weniger eine bestimmte zeitliche *Erwartungshaltung* einer Person aus, sondern stellt vielmehr eine zeitliche *Zusicherung gegenüber der Erwartung einer anderen Person* dar.⁵⁸ Insofern

58 Ein klassisches Beispiel dafür ist das Versprechen: „Du bekommst das Geld spätestens am zurück!“

leitet der Interviewee hier das „spätestens“ aus der Aussage der Ärzte ab. Daraus geht für den Interviewee hervor, dass das Kind wahrscheinlich schon vor den laut offiziellem Geburtstermin noch verbleibenden vier Wochen geboren wird. Man kann aber davon ausgehen, dass die Ärzte dabei nicht die Formulierung gewählt haben, „*Spätestens* in vier Wochen ist das Kind geboren“. Denn eine durch das „spätestens“ angezeigte *verbindliche* Zusicherung, bis zu welchem Termin das Kind *auf jeden Fall* geboren sein wird, wäre zum einen mit der prinzipiellen *Unverfügbarkeit des Schwangerschaftsverlaufs* und zum anderen mit der prinzipiellen *Krisenhaftigkeit der Erzeugung neuen Lebens* nicht vereinbar. Das heißt, auch wenn der Arzt mit Hilfe moderner Untersuchungsmethoden den Geburtstermin relativ gut eingrenzen kann, würde er seine professionalisierte Praxis verlassen, wenn er sich zu einer verbindlichen terminlichen Zusicherung für etwas hinreißen lassen würde, worauf er objektiv keinen Einfluss hat. Dann würde er nämlich gegenüber dem Patienten tendenziell den Status eines allmächtigen Wunderdoktors beanspruchen, der die Risiken, die bis zur und auch noch während der Geburt bestehen, verleugnet. Diese Kontrastierung mit der professionalisierten ärztlichen Praxis soll noch einen weiteren Evidenzbeleg dafür liefern, dass das „spätestens“ in der Aussage des Interviewee der Sache nach unangemessen ist und deshalb auf fallspezifische Ängste und Befürchtungen des Interviewee verweist. Genau diese Unangemessenheit ist auch der Grund für das nachgeschobene und die Verbindlichkeit des „spätestens“ wieder aufhebende „wahrscheinlich“. Herr Maus merkt mehr oder weniger intuitiv, dass die Markierung des offiziellen Geburtstermins als den Termin, bis zu dem *auf jeden Fall* das Kind geboren ist, eine Anmaßung darstellt, die mit der prinzipiellen Unverfügbarkeit der Entstehung des neuen Lebens nicht vereinbar ist und schiebt deshalb das korrigierende, weil die Eigenlogik des Schwangerschaftsverlaufs offenhaltende, „wahrscheinlich“ nach. Wir erhalten also über die Rekonstruktion der Bedeutung bzw. Motivierung des „wahrscheinlich“ in der obigen Aussage einen erneuten Beleg dafür, dass das Erleben des Interviewee, das die bis zur Geburt noch verbleibende Zeit sehr kurz ist („... in spätestens vier Wochen schon geboren.“), nicht allein durch die Abstraktheit der Schwangerschaft (Verkürzung durch Inhaltslosigkeit) motiviert sein kann, sondern darüber hinaus deutlich auf mit der Geburt des Kindes verbundene Ängste und Befürchtungen des Interviewee verweist.

(14-15) V: „Ehm, (...) das heißt eigentlich konkret, was sich geändert hat, (.) äh, ich würd gar nicht mal unbedingt sagen sehr viel,...“

Der Interviewee nimmt hier mit der Formulierung „*das heißt eigentlich konkret, was sich geändert hat*“ noch einmal explizit die Eingangsfrage des Interviewers auf. *Inhaltlich* beantwortet er die Frage im Sinne der Abstraktheitshypothese,

nämlich dass sich bisher nicht viel geändert hat. Von der *Form* her ist die Aussage aber wieder mit vielfältigen Relativierungen versehen: Die erste Relativierung ist die Form des *Konjunktivs* (ich würde), in der der Interviewee die Frage beantwortet. Die zweite Relativierung stellt die *indirekte Form der Beantwortung* dar. Der Interviewee sagt nicht, was er *sagen* würde, sondern was er *nicht sagen* würde, was prinzipiell einen größeren Möglichkeitsraum offenlässt, wie der Sprecher sich in der betreffenden Frage letztlich positioniert. Eine weitere Relativierung erfährt die Aussage durch das eingefügte „mal“ im Sinne von „ich sag einmal“⁵⁹. Schließlich relativiert der Interviewee seine Antwort noch zusätzlich durch die adverbiale Bestimmung „nicht unbedingt“, weil er damit die Einschränkung macht, dass seine Aussage nicht bedingungslos gilt. Das heißt, Herr Maus versteht die Geltung seiner Antwort, dass sich in der Schwangerschaft nicht sehr viel verändert hat, mit einer vierfachen Einschränkung bzw. Relativierung. Von daher zeigt diese Sequenzstelle noch einmal sehr prägnant, wie wahnsinnig schwer es dem Interviewee fällt, die Abstraktheit der Schwangerschaft einfach festzustellen und sich damit klar zu positionieren.

(15-16) V: „...weil ich das Ganze sehr sehr locker angehe halt einfach ...“

Die hier folgende Begründung dafür, warum sich für den Interviewee während der Schwangerschaft bisher kaum etwas verändert hat, steht nun im scharfen Kontrast zu den bisher an zahlreichen Stellen rekonstruierten Ängsten und Unsicherheiten des Interviewees bezüglich der bevorstehenden Geburt des Kindes bzw. des Vaterwerdens. Die bereits vorher erkennbare Schwierigkeit Herrn Maus', sich diese Ängste offen eingestehen zu können, nimmt hier schon die Form einer Verleugnung an. Er entwirft an dieser Stelle ein Selbstbild, das im diametralen Gegensatz zu seinem wirklichen Erleben steht.

(16) V: „... und sage, ...“

Durch die ausdrückliche Explizierung der Grundform jeglichen Sprechhandelns („und sage“) erhält die darauffolgende Aussage des Interviewees den Charakter einer *expliziten* Stellungnahme bzw. offiziellen Verlautbarung. Denn die ausdrückliche Hervorhebung dieser Grundform – sofern sie eine Stellungnahme oder Meinungsäußerung einleitet – markiert einen Anspruch auf Verbindlichkeit, der nur bezogen auf irgendeine Form von Öffentlichkeit als Adressaten sinnvoll ist. Gleichzeitig impliziert dies, dass der Sprecher diese Stellungnahme bezogen

59 Der Vorschlagscharakter dieser Wendung wurde schon weiter oben rekonstruiert. Die relativierende Funktion des „mal“ wird deutlich, wenn man es in der obigen Formulierung – neben dem „unbedingt“, der vierten Relativierung – probenhalber weglässt: „Ich würde gar nicht sagen sehr viel.“ Dies ist insofern eine eindeutige Stellungnahme, als der Interviewee damit sagen würde, dass sich auf keinen Fall sehr viel verändert hat.

auf eine von ihm eingenommene Funktion oder Position abgibt: Also „Ich als Bundeskanzler sage ...“ oder „Ich als Sprecher des Verbandes sage ...“ usw. Es würde auf Befremden stoßen, wenn beispielsweise innerhalb eines familiären Kommunikationssystems ein Familienmitglied eine von einem anderen Familienmitglied eingeforderte Stellungnahme in derartiger Weise markieren würde, weil Familienmitglieder nicht als Statuspersonen – also rollenförmig – miteinander kommunizieren, sondern als ganze Personen. Die hier vom Interviewee gewählte Form der offiziellen Stellungnahme drückt zum einen eine starke Distanzierung zum Geschehen der Schwangerschaft aus, zum anderen wird daran sehr deutlich, dass es ihm in der folgenden Äußerung in erster Linie um eine korrekte Selbstdarstellung und nicht um die möglichst authentische Darstellung seines eigenen Erlebens geht. In diesen Versuch fügt sich auch die vorherige Sequenz, in der Herr Maus behauptet, das Ganze sehr, sehr locker anzugehen.

Die ausdrückliche Explizierung des Sagens lässt sich aber auch so lesen, dass der Adressat der darauffolgenden Äußerungen der Interviewee selbst ist, dass er hier also eine Art inneres Zwiegespräch – im Sinne von „und ich *mir* sage“ - wiedergibt, in dem die so markierte Stellungnahme eine Antwort auf eine selbstgestellte Frage darstellt. Dies widerspricht nicht dem Verlautbarungscharakter dieser Markierung, sondern bringt noch einen zusätzlichen Bedeutungsaspekt von ihr zum Vorschein: die explizite Selbstadressierung in der Form von „Ich sage mir“ hat dann hier – eben aufgrund der Luzidität des Sprechens bzw. der Sprache – die Funktion der Selbstberuhigung. Der Interviewee spricht – in der Anführung von scheinbar vernünftigen Gründen – beruhigend auf sich selbst ein. Insofern ist die nun folgende Äußerung des Interviewee auch als eigene Antwort auf seine Ängste und Befürchtungen bezüglich des Vaterwerdens zu verstehen:

(16-20) V: „..., das ist eine Situation über die man, oder über die !ich! mir schon, schon länger Gedanken gemacht habe, auch gemeinsam mit der Tina, ehm, und wir letztendlich zu dem Mm, ja beide eigentlich zu dem Mm Ergebnis gekommen sind, ja wenn 's passiert dann passiert 's halt [I: Mhm, mhm] einfach; und dann müssen wir eben im Grunde genommen diese ganze Sache erst mal auf uns zukommen lassen.“

Indem Herr Maus darauf verweist, dass er sich schon länger über das Kinderkriegen bzw. Vaterwerden Gedanken gemacht hat, stellt er sich als präparierter Vater dar, den die Schwangerschaft seiner Frau nicht unvorbereitet trifft. Dies impliziert die Annahme, dass man sich auf die Krise des Vaterwerdens gedanklich vorbereiten kann.

Irritierend ist hier der Begriff der *Situation*, den der Interviewee in diesem Zusammenhang verwendet, da dieser Begriff zum einen immer auf etwas Temporäres, Vorübergehendes verweist. Das Vatersein ist aber ein nicht mehr rück-

gänglich zu machender und bis an das Lebensende andauernder Status. Das heißt, für das Vatersein wäre der Begriff der Situation unangemessen. Deshalb könnte er sich in diesem Zusammenhang sinnvoll allenfalls auf das Vaterwerden als einen zeitlich eingegrenzten Übergangstatus beziehen. Doch in der Äußerung des Interviewee – „... das ist eine Situation über die man, oder über die l'ich! mir schon, schon länger Gedanken gemacht habe, ...“ – ist nicht die Schwangerschaft an sich thematisch, sondern in Bezug darauf, worauf sie verweist, nämlich auf das Vatersein bzw. darauf, eine Familie zu sein. Man muss deshalb hier aus der Verwendung des Begriffs der Situation schließen, dass Herr Maus noch ganz in der krisenauslösenden Feststellung der Schwangerschaft gefangen ist und das Vatersein über den Zeitpunkt der Geburt hinaus gedanklich nicht positiv füllen kann. Das Kommende, die Vaterschaft, wird zwar vom Interviewee gedanklich antizipiert, konkret wird sie für ihn aber nur negativ als Beunruhigung. Dies deckt sich mit der weiter oben rekonstruierten Hypothese, dass sich für Herrn Maus die Geburt des Kindes nicht als zukunftsöffnend, sondern als die Zukunft schließend darstellt. Zum anderen zeigt die Verwendung des Begriffs der Situation in diesem Kontext, wie passiv der Interviewee das Vaterwerden erlebt, denn der Begriff *Situation* verweist auf von außen vorgegebene Zustandsbedingungen – „Verhältnisse, Umstände, in denen sich jemand [augenblicklich] befindet“⁶⁰ –, mit denen ich konfrontiert werde.⁶¹ Das heißt, Herr Maus hat sich die Zeugung des Kindes – selbst vier Wochen vor der erwarteten Geburt – noch nicht als eigenes Tun angeeignet, sondern thematisiert sie tendenziell als Schicksalsschlag.

Die gesamte obige Äußerung zeigt in mehreren Hinsichten, dass der Interviewee versucht, die Kinder- bzw. Vaterschaftsfrage abstrakt zu beantworten und nicht von seinem konkreten Erleben aus. Zunächst wird das durch das unpersönliche „man“, das noch ganz dem Verlautbarungscharakter der Äußerung folgt, angezeigt. Dessen Unangemessenheit bemerkt der Interviewee und setzt stattdessen – durch eine Korrektur – an die Subjektstelle des Satzes das persönliche Personalpronomen „ich“. Dem folgt – nachgeschoben (!) – die Ergänzung „auch gemeinsam mit der Tina“. Das heißt, der Interviewee gelangt erst durch eine Korrektur und eine nachgeschobene Ergänzung von der allgemeinen bzw. abstrakten Ebene des „man“ zur konkretesten Ebene, auf der sich die Kinderfrage stellt, nämlich innerhalb der Gattenbeziehung. Denn gegenüber der Thematisierung der Kinderfrage aus dem lebendigen bzw. konkreten Erleben der Gattenbeziehung heraus stellt der Versuch, die Frage nach einem Kind erstmal für sich

60 Duden. Das große Wörterbuch der deutschen Sprache, 1999, S. 3576.

61 Das drückt sich aus in den in diesem Zusammenhang möglichen Formulierungen wie „in eine Situation zu geraten bzw. kommen“, „vor einer Situation stehen“, „mit einer Situation konfrontiert zu werden“ etc.

alleine zu beantworten, bereits eine Abstraktion dar. Anders gesagt, in der obigen Äußerung von Herrn Maus steckt eine zweifache Abstraktion: Einmal vom konkreten Erleben der eigenen Person, indem er bei seiner Antwort zunächst auf der allgemeinen „Man“-Ebene ansetzt und zum anderen von der konkreten Gattenbeziehung.⁶² Des Weiteren behandelt der Interviewee in der Formulierung „... wir letztendlich zu dem ... Ergebnis gekommen sind, ...“ die existentielle Angelegenheit des Vater- bzw. Elternwerdens wie eine Frage, die man durch die formale Abwägung von Argumenten hinreichend beantworten kann. Die Einfügung „... ja beide eigentlich ...“ hat hier den Charakter einer Selbstvergewisserung und lässt vermuten, dass bezüglich des Themas Kinderkriegen doch differierende Einstellungen bei den Eheleuten vorhanden waren bzw. sind oder dass keine ausreichende Kommunikation darüber stattgefunden hat.

Die bezogen auf das Vaterwerden zentrale Fallstruktur von Herrn Maus, dass die bevorstehende Geburt massive Ängste bei ihm auslöst, die er aber gleichzeitig verleugnet, hat sich bis zu dieser Sequenzstelle nun so oft wiederholt, dass sie als ausreichend belegt gelten kann. Wir können deshalb an dieser Stelle die *fortlaufende* Sequenzanalyse beenden und uns gezielt Stellen aus dem Interview widmen, die Aufschluss geben zum einen über die Paarbeziehung und zum anderen darüber, wie ein Kinderwunsch bzw. die Schwangerschaft innerhalb dieser Beziehung zustande gekommen ist. Beides spielt für den Übergang zur Elternschaft bzw. für die Familiarisierung des Vaters eine zentrale Rolle.

(24-27) V: „...; aber (.) Veränderungen als solches (.), ehm, bestenfalls in der Richtung, dass ich irgendwo das Gefühl habe, es ist eine größere Nähe im Moment mal zur meiner jetzigen Beziehung, also zur Martina halt einfach da, ...“

Der Interviewee nimmt hier noch einmal explizit auf die Eingangsfragestellung nach den bisher eingetretenen Veränderungen Bezug. Dabei stellt er als einzige mögliche Veränderung fest, dass er durch die Schwangerschaft eine größere Nähe zu seiner Frau spürt. Diese Feststellung wird aber durch die einleitende adverbiale Bestimmung „bestenfalls“ als eine wenig greifbare und – wenn überhaupt vorhanden – nur sehr schwach („in der Richtung“) ausgeprägte Veränderung markiert. Diese an sich schon vom Interviewee allenfalls nur in Ansätzen gespürte Erfahrung wird dann von ihm noch in mehrfacher Weise relativiert und damit – bis zur Unkenntlichkeit – weiter abgeschwächt. Die erste Relativierung wird durch das „irgendwo“ vorgenommen, die wieder auf die weiter oben schon

62 Dass Herr Maus die Frage nach eigenen Kindern erst für sich und nicht *innerhalb* der konkreten Gattenbeziehung zu beantworten versucht, geht sowohl aus der nachgeordneten Satzstellung der Äußerung „auch gemeinsam mit der Tina“ als auch aus dem immer auf etwas Sekundäres verweisenden „auch“ hervor.

rekonstruierte schwach ausgebildete Positionalität bei Herrn Maus verweist, weil die gespürte Veränderung nicht auf ein Empfindungszentrum hin bzw. von diesem aus formuliert ist, sondern sich im Diffusen verliert. Weitere Relativierungen werden durch das „im Moment“ und das „mal“ angezeigt, die das Gefühl der größeren Nähe auf einen kurzen und unverbindlichen Augenblick reduzieren.

Diese an sich schon starken Einschränkungen einer möglichen Veränderung erfahren durch die Wendung „zur meiner jetzigen Beziehung“ eine auf den ersten Blick befremdliche Zuspitzung. Denn durch die Attribuierung der Paarbeziehung als „jetzige“ wird diese zu eine unter mehreren und damit tendenziell austauschbar. Damit verstößt der Interviewee gegen die für Paarbeziehungen konstitutive *Unbefristetheit*. Gleichzeitig ist die ganze Wendung sehr abstrakt formuliert und drückt sich darin eine gewisse Distanz zur eigenen Frau aus. Dies ist zunächst umso erstaunlicher, als diese Beziehung für den Interviewee eine zusätzliche Charismatisierung dadurch erfahren müsste, dass aus dieser das erste eigene Kind hervorgeht. Auch das – wie wir inzwischen annehmen können – gewohnheitsmäßige „halt einfach“ konterkariert bzw. entwertet gleichzeitig wieder die ausgesagte größere Nähe, indem etwas prinzipiell Charismatisches zu einer nicht weiter zu hinterfragenden bloßen Feststellung gemacht wird. Da weder in den biografischen Daten noch im bisherigen Interviewverlauf ein Hinweis darauf zu finden ist, dass Herr Maus einen Lebensstil führt, der sich durch schnell wechselnde Beziehungen auszeichnet, muss man die enorme Distanzierung zur eigenen Frau als Ausdruck einer grundlegenden Einschränkung der Beziehungsfähigkeit von Herrn Maus verstehen, die unabhängig von seiner konkreten Partnerin vorhanden ist.

(61-65) V: „... *!aber!, es hat sich also auch dahingehend in unserer Beziehung nich, nichts Konkretes verändert. Äh, (es ist) nun explizit (n)irgendwo extremer geworden oder es ist, ehm, schlimmer geworden oder besser geworden. Also das, das kann ich, das kann ich also wahrlich nicht behaupten, muss ich ganz ehrlich sagen, ne.*“

Inhaltlich nimmt der Interviewee mit dieser Äußerung die weiter oben angedeutete Veränderung in Richtung einer größeren Nähe zu seiner Frau wieder zurück. Man kann dies als weiteren Beleg dafür nehmen, dass diese nur als möglich angedeutete Veränderung nicht substantiell gewesen sein kann. Aufschlussreich ist nun aber, dass Herr Maus sagt, die Beziehung zu seiner Frau wäre durch die Schwangerschaft weder schlimmer noch besser geworden, also hätte sich nicht in eine „extremere“ Richtung entwickelt. Damit behandelt er die beiden Möglichkeiten (Verschlimmerung/Verbesserung) der Veränderung der Beziehung insofern als gleichwertig, als er beide auf den gemeinsamen Nenner einer extremeren Zuspitzung – sowohl im positiven wie im negativen Sinne – der Beziehung bringt. Die Gemeinsamkeit beider Zuspitzungsrichtungen kann hier nur in

einer *stärkeren emotionalen Involviertheit* des Interviewee in die Paarbeziehung bestehen. Das heißt, die obige Äußerung von Herrn Maus impliziert ein Erwartungszentrum, das von einer sozusagen Distanz haltenden Mitte aus jede stärkere emotionale Involviertheit in die Paarbeziehung als krisenhaft erfährt. Als gleichwertig behandelt dieses Erwartungszentrum die Verschlimmerung und die Verbesserung der Paarbeziehung aber auch insofern, als es beide für gleichermaßen möglich hält. Beides – sowohl die Einnahme einer Position der gemäßigten emotionalen Involviertheit als auch die Indifferenz bezüglich der Erwartung einer Verbesserung oder Verschlechterung der Paarbeziehung – verstößt gegen die Charomatisierungslogik der Paarbeziehung. Denn konstitutiv für die Paarbeziehung ist im Sinne des Romantic-Love-Komplexes, dass der Partner bzw. die Partnerin jeweils vom anderen als der *einzig passende* und gleichzeitig *beste* Partner angesehen wird. Jeder Verdacht, die Entscheidung für diesen Partner könnte auf einem Kompromiss oder einem kalkulatorischen Abwägen von Vor- und Nachteilen beruhen, verstößt gegen die für diffuse Sozialbeziehungen – und damit ganz besonders für Paarbeziehungen – konstitutive Einzigartigkeit bzw. Nicht-Austauschbarkeit des jeweils anderen.⁶³ Die Formulierung von Herrn Maus, die Beziehung zu seiner Frau sei während der Schwangerschaft weder „schlimmer“ noch „besser“ geworden, bedeutet aber, dass er in beide Richtungen ein ähnlich großes Veränderungspotential sieht und damit die Beziehung als prinzipiell defizitär markiert. Dieses Defizit wird aber vom Interviewee nicht als solches bzw. aus einem Leiden daran beschrieben, sondern als gewünschte Vermeidung stärkerer emotionaler Involviertheit.

Nach der Fokussierung auf die Paarbeziehung soll nun noch zum Abschluss eine Passage im Interview analysiert werden, die Aufschluss über das Zustandekommen der Schwangerschaft bzw. über die Motivierung, ein Kind zu zeugen, geben kann.

(123-127) V: „.... also ich meine es ist ja so, wir hatten, äh, gesagt, (.) wenn wir, wenn, wenn die Martina schwanger wird, dann wird sie halt schwanger. Wir haben nicht bewusst darauf zugearbeitet, aber wir haben auch, äh, im Grunde genommen nichts getan, um's zu verhindern halt einfach. Also immer in der Konsequenz lebend, es !kann ja! jeden Tag passieren halt einfach.“

Auch in dieser Sequenzstelle kommt deutlich zum Ausdruck, dass der Interviewee die Schwangerschaft bzw. die Geburt des Kindes als Bedrohung erlebt. Die Leerformel „wenn die Martina schwanger wird, dann wird sie halt schwanger“, in der der Aussagesatz dem Konditionalsatz *semantisch* nichts Neues hin-

63 „Die Liebe meint immer erste Wahl, sie kennt den Rückzugsvorbehalt nicht. Kopien sind ausgeschlossen und die Personen sind nicht austauschbar.“ (Allert 1998, 227)

zufügt, sondern diesen wiederholt, hat *sprachpragmatisch* immer die Funktion, ein tendenziell unerwünschtes Ereignis, das eintreten könnte, im Sinne der Selbstberuhigung zu bagatellisieren. Diese Funktion wird durch das Füllwort „halt“ – im Sinne von „Dann ist das halt so!“ – noch verstärkt. Bezogen auf ein gewünschtes Ereignis würde eine solche Formulierung keinen Sinn ergeben. Noch zugespitzter kommt der Charakter des Bedrohlichen in der Formulierung „also immer in der Konsequenz lebend, es kann ja jeden Tag passieren“ zum Vorschein: Diese Wendung verweist entweder direkt auf den unvorhergesehenen Eintritt des Todes oder auf den Eintritt eines Ereignisses, das den Tod in eine greifbare Nähe rückt, wie zum Beispiel der Ausbruch einer tödlichen Krankheit oder eines Krieges. Denn zum einen zeigt das „immer“ an, dass das eventuell eintretende Ereignis ausnahmslos die komplette Lebenspraxis betrifft. Zum anderen weist die Formulierung „es kann ja jeden Tag passieren“ dieses Ereignis als eines aus, auf das man keinen Einfluss hat. Beides gilt in vollständiger Konsequenz nur für den Tod. Wir erhalten damit nebenbei eine Bestätigung für die schon weiter oben formulierte Hypothese, dass für Herrn Maus die Geburt eine Todeskonnotation hat.

Angesichts dieser massiven, wenn auch nicht offen eingestandenen Ängste des Interviewee stellt sich die Frage, aufgrund welcher Haltung er die Unterlassung einer Verhütung mit praktiziert hat. In der Darstellung des Interviewee wird die Entscheidung für oder gegen ein Kind dem Zufall überantwortet. Das heißt, es wird so getan, als ob er und seine Frau durch das auf der einen Seite nicht gezielte Angehen und das auf der anderen Seite nicht gezielte Verhindern einer Schwangerschaft etwas offen gehalten hätten, was durch eine dritte Instanz geschlossen wird. Diese Offenheit ist hier aber eine Pseudooffenheit, weil man sich bezüglich der Kinderfrage nicht Nicht-Entscheiden kann. Denn innerhalb einer festen Paarbeziehung vollständig („im Grunde genommen nichts getan“) auf Verhütung zu verzichten, bedeutet auf der *Handlungsebene* eine klare Entscheidung für ein Kind, auch wenn sich die Befruchtung der Eizelle über den normalen Geschlechtsverkehr der vollständigen Verfügbarkeit entzieht. Es wird also an dieser Stelle deutlich, dass der Interviewee den Bedeutungsgehalt seiner Handlung nicht realisiert bzw. sogar verleugnet. Was er verleugnet, ist hier das eigene Zutun, die eigene Verantwortung für das Zustandekommen der Schwangerschaft, indem die Entscheidung an eine dritte Instanz (bspw. die Natur) delegiert wird. Es ist nun aber erst einmal nicht davon auszugehen, dass die Frau des Interviewee in der gleichen Weise den Bedeutungsgehalt ihres Tuns – nicht zu verhüten – verleugnet, da sie im Falle des Eintretens einer Schwangerschaft wesentlich stärker davon betroffen ist. Darauf verweist auch die vereinnahmende Formulierung von Herrn Maus, *wir hatten gesagt, wenn die Martina schwanger wird ...*, die in dieser Weise natürlich von der Frau nicht geäußert worden sein kann, da sie

sonst über sich selber wie über eine dritte Person sprechen würde. Man muss vielmehr – im Sinne der Sparsamkeitsregel – davon ausgehen, dass bei der Frau – mindestens latent – ein Kinderwunsch vorhanden war, der aber in der Beziehung nicht offen thematisiert werden konnte. Die Frau wird die Ängste und Widerstände des Interviewee gespürt und deshalb ihren Kinderwunsch nicht offen ausgesprochen bzw. manifest vertreten haben, um ihn nicht damit zu konfrontieren bzw. um von ihm keine explizite Entscheidung abzuverlangen. Vielmehr wird sie ihm wahrscheinlich signalisiert haben, dass das schon gut geht und dass ja hauptsächlich sie sich um das Kind kümmern wird.

In diesem Zusammenhang sind zwei spätere Stellen aufschlussreich, in der Herr Maus auf die Frage des Interviewers antwortet, wann denn der Kinderwunsch bei ihm aufkam bzw. wann er in der Beziehung zum Thema wurde:

(282-283) V: *„Ehm, die Martina hat von jeher den Wunsch gehabt, Kinder zu haben.“*

(295-297) V: *„Und ab dem Moment war praktisch so der Zeitpunkt, ja, gekommen, wo ich gesagt habe: gut, wenn du jetzt eine, eine Partnerin hast, eine feste Partnerin, ehm, dann würde ich mich nicht mehr gegen den, gegen die Kinder sträuben halt einfach.“*

Die Vermutung, dass die Frau einen klaren Kinderwunsch hat, wird damit bestätigt. Gleichzeitig bedeutet die obige Aussage, dass er die Verantwortung für das künftige Kind an die Frau delegiert. Denn zugespitzt sagt er damit zu seiner Frau: Wenn *Du* Kinder haben willst, habe ich nichts dagegen, aber *Du* musst Dich um sie kümmern. Das impliziert auch die Aufforderung an die Frau, dass die Kinder nicht zu seinen Lasten bzw. zu Lasten der Gattenbeziehung gehen sollen bzw. dass die Frau sich auch noch genauso wie vorher um ihn kümmert.

Der Interviewee kann oder möchte nicht die Verantwortung für das Kind übernehmen. Verantwortung ist für ihn Last, sie stört seine Vereinzelung.

Das Kommende, die Vaterschaft, wird vom Interviewee zwar antizipiert, aber dass sie demnächst konkret wird, ist erst einmal nur negativ als Beunruhigung besetzt. Konkret ist sie nur als Beunruhigung. Das ist sowohl Ausdruck des Strukturellen (das Unbekannte bzw. das Abstrakte als Quelle der Beunruhigung) als auch des Fallspezifischen (Angst; im Zweifelsfall geht es schief).

2.2 Analyse des zweiten Interviews mit Herrn Maus

(1-5) I: *„Ja also, wie ich Sie das letzte Mal | beim letzten Interview | die erste Frage hatte ich Sie ja so nach den Veränderungen (V: Mhm) gefragt durch die Schwangerschaft und da hatten Sie geantwortet, es ist noch schwer greifbar (V: Mhm), also die Schwangerschaft und auch die*

Veränderungen, die damit zusammenhängen. (.) Ich würd einfach fragen, wie ist es denn jetzt? Gibt's Sachen die, ist es jetzt greifbarer geworden oder (.)

Der Interviewer nimmt hier in der Eingangsfrage direkten Bezug auf die Eingangsfrage des ersten Interviews und auf die damalige erste Antwort von Herrn Maus, dass es für ihn noch schwer zu greifen sei. Durch diese Vergegenwärtigung der Anfangssequenz des ersten Interviews, deren Sinngehalt sich im Verlauf der weiteren Interviewanalyse als verdichteter Ausdruck für das Erleben von Herrn Maus angesichts der Schwangerschaft seiner Frau erwies, und durch die daran anschließende Frage, ob es – die Vaterschaft – jetzt – wo das Kind auf der Welt ist – für Herrn Maus greifbarer geworden ist, eröffnet der Interviewer das zweite Interview mit zwei miteinander zusammenhängenden Fragestellungen: Zum einen geht es um die Frage nach der Abstraktheit bzw. Konkretion des Vaterwerdens („... ist es jetzt greifbarer geworden ...“) und zum anderen um mögliche Veränderungen durch die Geburt des Kindes („... wie ist es denn jetzt?“), also um die Kontrastierung des Erlebens von Herrn Maus *vor* und *nach* der Geburt und somit – darin verknüpfen sich beide Fragestellungen – um die Frage, ist für Herrn Maus die Vaterschaft durch die Geburt des Kindes konkreter geworden? Dabei folgt der Interviewer in seiner Fragestellung der unspezifischen Ausdrucksweise von Herrn Maus in der Eingangssequenz des ersten Interviews, indem er das Subjekt im Fragesatz („es“) unbestimmt lässt. Einerseits vermeidet der Interviewer dadurch eine vorzeitige inhaltliche Eingrenzung dessen, was für den Interviewee greifbarer bzw. konkreter geworden sein könnte, andererseits wäre es möglich, dass dadurch die Frage für Herrn Maus nicht ganz klar ist und er erst noch einmal nachfragen muss, auf was genau die Frage des Interviewers zielt. Dass der Interviewer die Formulierung, „Gibt 's Sachen die“, abbricht, ist wohl darauf zurück zu führen, dass er in diesem Moment selber merkt, dass der unpersönliche Begriff „Sachen“ für die Thematik des Vaterwerdens nicht angemessen ist.

(6) V: RÄUSPERT SICH „*Es ist ohne Zweifel greifbarer geworden.*“

Herr Maus fordert keine Spezifizierung der Fragestellung, sondern nimmt stattdessen die Formulierung des Interviewers in seiner Antwort *direkt* auf. Dadurch lässt er zum einen das Subjekt des Satzes – also das, was greifbarer geworden ist – ebenso unbestimmt, wie der Interviewer in seiner Frage. Zum anderen übernimmt er damit umstandslos die eher distanzierte Ausdrucksweise des Interviewers. Für den *Interviewer* ist diese sachliche Ausdrucksweise allerdings angemessen und zwar aus zwei Gründen: Erstens ist es nicht sein Kind, das hier Anlass möglicher Veränderungen sein könnte, und zweitens stellt der Interviewer seine Frage im Rahmen einer wissenschaftlichen Untersuchung und nicht als

Freund oder Bekannter. Jede in der Frage erkennbare positive Identifizierung des Interviewers mit der Geburt des Kindes von Herrn Maus wäre eine unzulässige Einschränkung der notwendigen Offenheit der Fragestellung insofern, als damit mögliche Ängste und Zweifel des gewordenen Vaters von vornherein ausgeklammert bzw. nicht ernst genommen würden. Vom Interviewee wäre dagegen zu erwarten, dass er dem distanzierten Charakter der Eingangsfrage eine erkennbare konkrete Lebendigkeit entgegensetzt. Stattdessen verbleibt er sowohl auf der inhaltlichen Ebene – Was ist greifbarer geworden? – als auch auf der pragmatischen (?) Ebene in der Abstraktion. Das „ohne Zweifel“ ist eine formelle Emphase, die eher in einer Verlautbarung oder öffentlichen Stellungnahme zu finden ist. Es fehlt in der Antwort des Interviewee jegliche lebendige Spontaneität. Von daher haben wir hier gleich in der ersten Äußerung eine ähnliche Struktur vor uns, wie sie uns mehrfach im ersten Interview begegnet ist: Der semantische Gehalt der Äußerung wird durch deren pragmatische bzw. performative Form bzw. Durchführung konterkariert bzw. widerlegt.

Inhaltlich – auf der propositionalen Ebene – besagt die Äußerung, dass es greifbarer geworden ist. Gleichzeitig wird aber der semantische Gehalt der Aussage durch ihre pragmatische bzw. performative Form konterkariert bzw. widerlegt.

(6-7) V: „Kann man eigentlich alles äh kann man gar nicht anders sagen ...“

Auch diese Formulierung hat den Charakter einer erzwungenen Emphase. Die Wendung „kann man gar nicht anders sagen“ benutzt man, wenn das Urteil, auf das sich diese Wendung bezieht, als normenkonform ausgewiesen werden soll bzw. die Normenkonformität im Vordergrund steht. Die Normenkonformität drückt sich auch darin aus, dass die beiden Formulierungen „ohne Zweifel“ und „kann man gar nicht anders sagen“ abschließenden Charakter haben. Das heißt, wie schon im ersten Interview benutzt der Interviewee *gleich zu Beginn* Formulierungen, die tendenziell ein Gespräch eher abschließen als es zu eröffnen, da sie jegliche Fraglichkeit, die einen Ansatzpunkt für weiteres Nachfragen sein könnte, von vornherein ausschließen. Man hat auch hier den Eindruck, Herr Maus muss mit diesen Formulierungen sein Urteil sofort gegen jeden möglichen Zweifel abdichten. Dies ist um so auffälliger, als er bis zu dieser Sequenzstelle konkret noch gar nicht viel gesagt, sondern nur sehr abstrakt auf die Eingangsfrage geantwortet hat.

(7-8) V: „... denn es ist (..) KURZES RÄUSPERN tatsächlich so, dass es ein ein ein ganz entscheidender Einschnitt irgendwo im eigenen Leben ist;“

Entgegen der oben jeden Zweifel ausschließenden Formulierung leitet Herr Maus nun doch mit dem „denn“ eine Begründung für seine Aussage, dass es greifbarer geworden ist, ein. Damit treffen wir auf genau dieselbe Struktur, wie sie bereits im ersten Interview gleich zu Beginn und in der Folge mehrfach aufgetreten ist: Die Selbstevidenz beanspruchenden und jeden Zweifel ausschließenden Formulierungen sollen eine Souveränität in den Urteilen des Interviewee anzeigen, die sich durch seinen ständigen Legitimationszwang als äußerst brüchig erweist.

Das einleitende „denn es ist“ lässt nun eine Spezifizierung des abstrakten Urteils erwarten. Diese Erwartung wird noch durch die zweisekündige Pause und das Räuspern (kleine Sprechverzögerung) verstärkt. Dabei stellt das „tatsächlich so“ wiederum eine festklopfende, Gewissheit sichernde Formulierung dar, die gleichzeitig den Charakter einer außerordentlichen Ankündigung hat („es ist in der Tat so“). Um so signifikanter ist das stotternde Wiederholen des unbestimmten Artikels „ein“, denn es drückt eine Suchbewegung nach der richtigen Formulierung aus, die im eklatanten Widerspruch zu den vorher Evidenz beanspruchenden Formulierungen steht. Als Spezifizierung bzw. Begründung für die oben behauptete vermehrte Greifbarkeit führt der Interviewee nun an, „dass es ein ganz entscheidender Einschnitt irgendwo im eigenen Leben ist“. Zum einen bleibt auch in dieser Formulierung das, *was* „ohne Zweifel greifbarer geworden ist“, unbenannt und somit unkonkret. Zum anderen hat diese Wendung etwas – schon ans Klischee grenzend – lehrhaft Bilanzierendes, was angesichts der *Aktualität* der Krise und ihrer *Konkretion* befremdlich wirkt. Der Interviewee behandelt die Krise des Vaterwerdens von vornherein auf der Ebene einer abstrakten Lebenseinsicht. Das heißt, die Ankündigung der *inhaltlichen* Füllung der vorher nur formal behaupteten Greifbarkeit der Vaterschaft wird wiederum nicht eingelöst. Gleichzeitig wird der propositionale Gehalt der Formulierung, der eine markante und prägnante Erfahrung („ganz entscheidender Einschnitt“) behauptet, durch das „irgendwo“ konterkariert, weil damit der behauptete tiefe Einschnitt sich wieder im Diffusen verliert. Anders gesagt: Auch hier wird der propositionale Gehalt durch die performative Durchführung der Aussage widerlegt.

(8-10) V: „...; also, das was, *Dinge*, die man die man früher für sich entschieden hat, als man nur für sich selber noch verantwortlich gewesen ist äh, die äh | sind jetzt äh immer unter Berücksichtigung des Babys letztendlich ne.“

Der Interviewee bricht den Satzanfang ab, um das „das was“ durch das Substantiv „Dinge“ zu ersetzen, obwohl der Satz sich auch ohne diese Änderung hätte grammatisch richtig weiterführen lassen („... also, das was man früher für sich entschieden hat ...“). Dieses Neuansetzen unter gleichzeitiger Betonung des Substantivs „Dinge“ zeigt den Versuch des Interviewee, nun endlich konkreter zu

werden. Doch auch dieser Versuch scheitert, da der Begriff „Dinge“ sich gerade nicht durch eine große Konkretheit auszeichnet, sondern immer eine Platzhalterfunktion übernimmt. Auch in der anschließenden Verwendung des generalisierenden „man“ zeigt sich, dass der nachfolgende Versuch, eine konkrete Erfahrung mit dem neugeborenen Kind zu formulieren, wieder scheitern muss. Den vorher behaupteten „tiefen Einschnitt“ kann nur er selbst erfahren haben. Es ist deshalb an dieser Stelle völlig unangemessen, wenn er auf einer verallgemeinernden Ebene spricht.

Wie sieht nun der Kontrast aus, den Herr Maus zwischen „früher“, wo das Kind noch nicht da war, und heute aufbaut? Formalsprachlich müsste die Formulierung „Dinge, die man früher für sich entschieden hat“ – um einen Kontrast auszudrücken – mit „muss man heute für andere entscheiden“ weitergeführt werden. Dies stellt aber inhaltlich keinen Kontrast dar, da sich keine Dinge vorstellen lassen, die man früher *für sich* entschieden hat und jetzt *für andere* entscheidet. Die Formulierung des Interviewee bekommt erst einen Sinn, wenn man das „für sich“ durch „alleine“ ersetzt: „Dinge, die man früher alleine entschieden hat ...“. Um so mehr stellt sich dann die Frage, wie die Formulierung „für sich“ motiviert ist? Berücksichtigt man die Ergebnisse aus der Analyse des ersten Interviews, in denen sich unter anderem gezeigt hatte, dass Herr Maus weder zu dem werdenden Kind noch zu seiner Frau eine starke emotionale Bindung spürt bzw. aufgrund seiner Biographie spüren kann, dann liegt die Hypothese nahe, dass das „für sich“ für seine Abgekapseltheit, für seine gewünschte Isolation steht. Das Thema des von ihm aufgebauten Kontrastes „früher/heute“ ist also, dass der Interviewee nicht mehr alleine sein kann, weil das Kind an ihm zerrt. Er fühlt sich in seinem Für-Sich-Sein gestört. Diese Lesart wird auch durch die folgende Formulierung „als man nur für sich selber noch verantwortlich gewesen ist“ gestützt. Denn das „noch“ müsste, da es wie das „als“ temporal gemeint ist, im Satz vorgestellt werden: „... als man *noch* nur für sich ...“. Das „für sich selber“ scheint aber für den Interviewee so wichtig zu sein, dass es sofort raus bzw. ausgesprochen werden muss.

Hinzu kommt, dass es sich bei der „Verantwortung für sich selber“ um eine Pseudoverantwortlichkeit handelt. Denn von Verantwortung *für sich selber* kann man allenfalls sprechen, um den Übergang vom Kind- zum Erwachsenenstatus zu markieren. Damit ist aber noch nicht die eigentliche Verantwortung – das verantwortliche Handeln gegenüber anderen – gemeint, die sich aus der für die Lebenspraxis konstitutiven und gleichzeitig nicht aufhebbaren Differenz zwischen Eigeninteresse und Gemeinwohlbindung ergibt. Diese Differenz wird in der Formulierung von Herrn Maus eingegeben. Das bedeutet, dass er sich dieser Verantwortung bisher entzogen hat und erst jetzt in der Gestalt des Kindes damit konfrontiert wird.

In der Formulierung „... immer unter Berücksichtigung des Babys ...“ zeigt die Betonung des „immer“ noch einmal deutlich die Belastung an, als die der Interviewee die erzwungene Rücksichtnahme auf das Kind empfindet. Gleichzeitig wird durch die Wendung „unter Berücksichtigung“ das Kind von einem primären lebendigen Gegenüber zu einem Umstand verwandelt, da diese Formulierung sich nur auf Sachverhalte oder eben Umstände, aber nicht auf ganze Personen beziehen kann. Das „letztendlich“ ist hier doppelt motiviert: Einmal im Sinne des schon im ersten Interview rekonstruierten generellen Sprachstils des Interviewee, der auf ein sich abdichten gegenüber neuen Erfahrungen zielt, und zum anderen im Sinne einer Bilanzierung. Aus Sicht von Herrn Maus muss – unterm Strich gesehen – jetzt bei allem Rücksicht auf das Baby genommen werden.

Es lässt sich bereits an dieser Stelle als **erste Fallstrukturhypothese** der Analyse **des zweiten Interviews** feststellen,

dass bei Herrn Maus durch die Geburt des Kindes keine Veränderung in Richtung einer Konkretion des Vaterwerdens stattgefunden hat. Die unmittelbare Suggestivität der sinnlichen Präsenz des Kindes hat bei ihm keinen Transformationsprozess ausgelöst. Im Gegenteil: vielmehr muss das Kind in seiner sinnlichen Präsenz und konkreten Bedürftigkeit innerlich von ihm abgewehrt werden. Daran wird auch deutlich, dass das Kind nicht deshalb für diesen Vater abstrakt bleibt, weil es ihn noch nicht adressieren kann, sondern weil – umgekehrt – der Vater eine mögliche Adressierung abwehren muss.

(10-16) V: „Sei es, dass man irgendwelchen äh Aktivitäten nachgeht oder dass man sein sein ehm sein Tagesablauf nicht mehr so frei gestalten kann, wie man das gewohnt ist oder äh dass man einfach mal sagt, ich geh jetzt hier hin oder oder oder ich besuch jetzt Freunde oder ich geh jetzt meinem Sport nach oder äh wir bleiben im Bett liegen und machen den ganzen Tag über nichts, also das das sind Dinge, also die gehen jetzt tatsächlich nicht mehr, ne aber äh das ist etwas, was wirklich greifbar ist, muss ich ganz ehrlich sagen.“ LACHT

Das „sei es“ bedeutet die Einleitung zur Konstruktion von Möglichkeiten, hier von möglichen Einschränkungen des Vaters durch die Anwesenheit des Kindes. Das heißt, diese Einschränkungen sind vom Interviewee noch gar nicht konkret erfahren, sondern werden von ihm nur antizipiert. Herr Maus verbleibt also selbst bei der Aufzählung möglicher Einschränkungen durch das Kind in der Abstraktion. Dies wird auch daran deutlich, dass die Anführung der möglicherweise eingeschränkten Aktivitäten zunächst sehr unspezifisch bzw. auf einer abstrakt-allgemeinen Ebene erfolgt. Aber selbst die in der zweiten Hälfte der Aussage genannten Beispiele für Einschränkungen durch das Kind wirken wie

leere Konstruktionen, weil dies Aktivitäten sind, die grundsätzlich mit Kind auch noch möglich sind. Man muss daraus schließen, dass Herr Maus sich nicht in bestimmten Aktivitäten durch das Kind gestört fühlt, sondern dass das Kind an sich eine Störung für ihn bedeutet. Dabei macht die Formulierung „wie man das gewohnt ist“ sehr deutlich, hier wird keine kreative Freiheit bzw. eine künstlerische Existenz durch das Kind gestört, sondern der Vater sieht seine eingeschliffenen Gewohnheiten, die ihn sichern, durch das Kind gefährdet. Das Kind droht, seine mühsam aufrecht erhaltenen Routinen zu stören und ihn damit aus der Bahn zu werfen.

Wir können an dieser Stelle die *fortlaufende* Sequenzanalyse abbrechen, da bereits bis zu diesem Punkt des zweiten Interviews an zahlreichen Stellen sehr deutlich geworden ist, dass Herr Maus die Krise des Vaterwerdens abwehren muss und dadurch den Übergang zur Vaterschaft nicht in eine lebendige Erfahrung transformieren kann. Vielmehr scheint diese Abwehr mit der Geburt des Kindes noch stärker geworden zu sein.

Für den Übergang zur Vaterschaft ist die Geburt selbst – so muss man zumindest zunächst annehmen – ein wichtiger Moment. Wir gehen deshalb für die weitere Fallrekonstruktion an die Stelle des Interviews, an der Herr Maus mit der Beschreibung der Geburt des Kindes einsetzt. Auch wenn wir bezüglich der Fallstruktur hier keine gravierenden Änderungen mehr erwarten, so ist schon aus Gründen der späteren Kontrastierung mit den anderen beiden Interviewees eine Analyse dieser Passage sinnvoll.

(270-271) V: „Die äh (..) Geburt als solches haben also die Ärzte gesagt war war war `ne sehr schwere Geburt halt einfach ne ().“

Auffällig ist hier die Formulierung „haben also die Ärzte gesagt“, denn diese Ausdrucksweise wäre allenfalls dann angemessen, wenn Herr Maus nicht bei der Geburt dabei gewesen ist. Aber selbst dann wäre eher zu erwarten, dass er von der Geburt aus der Perspektive seiner Frau berichtet, so wie sie sie erlebt hat. In der vom Interviewee benutzten Wendung drückt sich eine deutliche Distanz zum Geburtsgeschehen aus, die durch das „also“ noch verstärkt wird, da damit die Aussage der Ärzte nur als eine Sichtweise (unter anderen) markiert wird. War er dagegen bei der Geburt dabei, drückt sich in der obigen Formulierung aus, dass er sich nicht auf seine eigene Einschätzung der Situation verlässt, sondern stattdessen sich lieber den Experten überantwortet. Das heißt, bei der Beschreibung bzw. Einschätzung einer für ihn existentiellen Krise – das Leben seines Kindes und vielleicht auch seiner Frau sind gefährdet – beruft er sich sozusagen auf eine gutachterliche Expertise, um die Situation einschätzen zu können. Gleichzeitig weist das dreimalige stotternde Wiederholen des Hilfsverbs „war“ darauf hin, dass die Geburt auch für ihn belastend war. Wie tief die vom Interviewee sehr

häufig benutzte Redewendung „halt einfach“ habituell bei ihm verankert ist, wird hier besonders deutlich durch den Kontrast zwischen dem dramatischen Inhalt der Aussage und der Saloppheit, die diese Formulierung zum Ausdruck bringt.

(271-273) V: *„Und das heißt also, die Martina ist eigentlich an einem Freitagmorgen um | halb zehn ins Krankenhaus gekommen, nachdem beim Frauenarzt die Fruchtblase geplatzt war, ehm und äh ich bin 'ne Stunde später glaub' ich dann im Krankenhaus gewesen;“*

Mit der einleitenden Formulierung „und das heißt also“ kündigt Herr Maus eine Erläuterung bzw. Konkretisierung seiner vorherigen Aussage, dass die Geburt sehr schwer war, an. Doch diese Ankündigung wird von ihm nicht eingelöst. Stattdessen beginnt er den Verlauf der Geburt von dem Zeitpunkt an zu erzählen, als seine Frau in das Krankenhaus kommt. Es findet also insofern an dieser Stelle ein Bruch statt, als der Zeitpunkt der Ankunft der Frau im Krankenhaus keine inhaltliche Schlussfolgerung aus der obigen Aussage sein kann, dass es eine sehr schwere Geburt war. Auch die Tatsache, dass die Fruchtblase geplatzt ist, verweist nicht von vornherein auf eine komplizierte Geburt. Wir haben hier also die in ähnlicher Form schon mehrfach in den beiden Interviews aufgetretene Struktur vor uns, dass der Interviewee ankündigt, direkt ins Zentrum des angesprochenen Themas zu gehen bzw. direkt zur Sache zu kommen und dann stattdessen sich eher in weitschweifigen Ausführungen vom Rand her dem Thema nähert. Das heißt, Herr Maus möchte als jemand erscheinen, der die Dinge direkt und ohne Umschweife benennt und dies in einer rationalen und aufgeklärten Weise. Dieser Versuch wird aber immer wieder durch den fehlenden Vollzug dieser Ankündigungen konterkariert.

Das darin zum Ausdruck kommende Fehlen einer ausreichend entwickelten Positionalität findet sich auch in der auffällig häufigen Verwendung des Adjektivs „eigentlich“ wieder. Denn spätestens an dieser Stelle hier gibt es für das „eigentlich“ überhaupt keine inhaltliche Motivierung mehr, da bei der genauen Zeitangabe, auf die sich das Adjektiv hier bezieht, keine Unterscheidung mehr zwischen „eigentlich“ und „uneigentlich“ möglich ist. „Eigentlich“ kann man sagen, wenn es für eine Sache verschiedene Gründe gibt und man sich unklar darüber ist, welcher der wirkliche ist. Die Uhrzeit aber kann nur stimmen oder nicht stimmen. Das heißt, spätestens hier zeigt sich, dass das „eigentlich“ eine vom Interviewee gewohnheitsmäßig verwendete Floskel darstellt, die bei ihm habituell verankert ist, also eine verselbständigte Verhaltensgewohnheit darstellt. Diese gewohnheitsmäßige Verwendung drückt einen permanenten Selbstzweifel und einen permanenten Verdacht aus, denn damit sagt er jedes Mal, „die wahren Gründe sind andere“. Der Interviewee muss sich also ständig fragen, ob das eigentlich richtig ist, was er gerade sagt, bzw. er muss sich ständig kontrollieren.

Der darin zum Ausdruck kommende Habitus ist Zwanghaftigkeit. Das heißt, es ist in diesem Leben kein ausreichendes Vertrauen, keine ausreichende Positivität vorhanden.

(273-276) V: *„dann hat sich das Ganze praktisch hingezogen ehm, ja bis abends neun Uhr, mmmh wo dann die Tina gesagt hat, sie hat also äh starke Blutungen und ehm wir praktisch dann auf die Entbindungsstation gekommen sind.“*

Die zweimalige Verwendung des „praktisch“ als adverbiale Bestimmung bzw. Hinzufügung entspringt hier dem gleichen, oben beschriebenen zwanghaften Habitus. Denn die damit implizierte Differenz zwischen Planung bzw. Antizipation einer Handlung oder eines Ereignisses (Theorie) und deren tatsächlichem Vollzug (Praxis) hat im Sinne von „praktisch ist es darauf hinaus gelaufen“ einen ebenso bilanzierenden Charakter wie die Formulierungen „eigentlich“, „letztendlich“, „im Grunde genommen“ etc.

Weiter auffällig ist hier die Formulierung „wo dann die Tina gesagt hat“, denn sie fügt eine Distanz in die Schilderung des Geschehens ein, die angesichts der Tatsache, dass der Interviewee dabei war, befremdlich wirkt.

(276-277) V: *„Das Ganze hat sich dann noch mal wieder hingezogen bis äh nachts um halb zwei, bis dann letztendlich der | äh die die äh eigentliche Geburt losging;“*

Das „eigentlich“ zeigt hier noch einmal, dass der Interviewee permanent am herausklassifizieren bzw. eingrenzen ist. Insofern trifft hier das Bild vom Chirurg, der die Seele sucht, sehr gut die Fallstruktur: Der Interviewee versucht ständig das Uneigentliche vom Eigentlichen zu trennen und heraus zu klassifizieren, um dem Eigentlichen auf die Spur zu kommen, was von vornherein ein sinnloses Unterfangen ist. Er ist nicht in der Lage, die Geburt als eine Ganzheit beruhigt und gelassen auf sich wirken zu lassen.

(277-284) V: *„das Problem ist gewesen ehm, die äh (.) Martina hat einen, einen verkürzten Muttermund und ehm der Jan selbst, also durch diesen verkürzten Muttermund muss ich dazu sagen, ehm hat der hat der Jan den, ich sag mal die Kurve nicht gekriegt, um dann letztendlich natürlich zur Welt zu kommen, ne. Das heißt also, er hat auf der einen Seite isser praktisch zu tief äh ins Steiß gerutscht und hat dann dabei auch noch ehm den Kopf wohl nicht so gehalten, wie er ihn halten sollte, sondern er hat ehm hat ihn noch so leicht verdreht gehabt, so dass er sich praktisch selbst den Ausgang so bisschen versperrt hat letztlich.“*

Herr Maus beschreibt die Komplikationen bei der Geburt so, dass er – zumindest zum Teil – auch das Kind dafür verantwortlich macht bzw. so, als ob das Kind

bei der Geburt einige Fehler gemacht hätte. Das macht sich an verschiedenen Formulierungen fest: Zunächst die Wendung „der Jan selbst“, mit der das Kind explizit zu einem handlungsfähigen und selbstverantwortlichen Subjekt gemacht wird. Dies wird durch die anschließende Formulierung „also durch diesen verkürzten Muttermund muss ich dazu sagen“, die ja eigentlich das Kind von seiner Schuld entlasten soll, noch verstärkt, weil der Umstand „verkürzter Muttermund“ vom Interviewee als dem Kind gegenüber noch einzuräumende erschwerte Bedingung behandelt wird. In der Formulierung „hat der Jan nicht die Kurve gekriegt“ liegt die Verantwortung dann auch wieder ganz beim Kind. „Die Kurve nicht zu kriegen“ ist ein Ausdruck dafür, dass jemand kurz vor dem Erreichen eines Ziels nicht mehr die dafür notwendige Initiative bzw. Leistung erbracht hat. In der weiteren Beschreibung „auf der einen Seite isser praktisch zu tief ins Steiß gerutscht und hat dann dabei auch noch den Kopf wohl nicht so gehalten wie er ihn halten sollte“ wird nun der Vorwurf an das Kind, etwas falsch gemacht zu haben, explizit. Dabei zeigt die Wendung „auch noch“ an, dass nicht nur die falsche Kopfhaltung, sondern auch die Tatsache, tief ins Steiß gerutscht zu sein, dem Kind als Fehler angelastet wird. Das Ganze gipfelt in der Formulierung, „dass er sich praktisch selbst den Ausgang so bisschen versperert hat letztlich“, was auf den Vorwurf hinausläuft, „daran ist das Kind selber schuld“.

Die Abwehrbewegung des Interviewee gegen das Kind spitzt sich hier also angesichts der Krise der Geburt noch weiter zu.

- (284-291) V: *„Das haben die Ärzte dann wohl äh, Gott sei Dank, recht schnell erkannt, denn anfangs ist es an sich so gewesen, wie bei, denk ich mir, bei 'ner normalen Geburt äh, es war 'ne Hebamme dabei, die die Martina motiviert hat und ich bin dabei gewesen, hab also versucht zu unterstützen so gut es ging; dann das nächste, was dann gewesen ist, war die Assistenzärztin, die da war; dann kam 'ne zweite Hebamme dazu, äh dann kam der Chefarzt dazu und 'ne dritte Hebamme kam noch dazu und dann haben die mich praktisch äh als dann die mh, als dann der Chefarzt entschieden hat äh, er muss die äh Zange zu Hilfe nehmen, haben sie mich praktisch dann aus dem aus dem Kreißsaal geschickt letztendlich ne.“*

Auch hier zeigt sich wieder, dass das „letztendlich“ habituell verankert ist, weil es hier auch völlig unmotiviert ist: Entweder er ist noch im Kreißsaal oder er ist es nicht. Das „letztendlich“ hat immer die Bedeutung einer Bilanzierung im Sinne einer Kosten-Nutzen-Abwägung und etwas abzuschließen. Spätestens hier lässt sich sagen, dass Herr Maus jegliche Lebendigkeit abwehren muss, weil diese für ihn bedrohlich ist.

- (291-296) V: *„Weil da also ehm ja ehm (..) wohl nicht ganz klar war, ob der Versuch mit der mit der Zange funktioniert, und wenn der also nicht funk-*

tioniert hätte, äh hätte man also direkt 'nen Kaiserschnitt einleiten müssen, und dann kam 's halt eben dazu, wie gesagt, wenn man sich jetzt mal so überlegt, wie viel Leute da eigentlich in dem Moment im Kreißsaal waren, ehm ich denke mal ehm, die haben auch gesagt, okay der steht eh nur im Weg rum ne ne.“

Der Interviewee macht sich auch hier wieder die Perspektive des Arztes und des betreuenden Personals zu eigen – und nicht die seiner Frau oder seine eigene –, wenn er als erstes Verständnis dafür äußert, dass man ihn rausschickt. Dabei versucht er sein fehlendes Eingebundensein in den Geburtsvorgang mit einem Souveränität vortäuschenden Scherz – „... okay der steht eh nur im Weg rum ne“ – zu überspielen.

- (296-303) V: *„Ehm so dass ich praktisch wie gesagt unmittelbar bevor der | der-Chefarzt die Zange angesetzt hat, hat mich 'ne Hebamme nach draußen gebracht, und ich hab aber, ich weiß nicht, also es kam mir so vor, als wenn 's keine fünf Minuten gewesen sind, dass ich draußen war, da hab ich eigentlich dann äh schon vor 'm Kreißsaal hab ich dann ehm 'n Baby schreien gehört (SEHR KURZER LACHLAUT), und äh weil | also | !ich eigentlich wusste, nachdem sich ja nun diese Geburt überhaupt schon so lange hingezogen hat, es ist rundherum niemand so weit wie die Martina, da waren zwar noch andere Geburten am Laufen, äh aber es kann kann eigentlich nur euer Baby sein!, was da was da was da jetzt geboren wurde, halt einfach ne.“*

Zunächst ist hier befremdlich, dass der Interviewee die Dauer der Wartezeit vor dem Kreißsaal – zu einem Zeitpunkt also, wo die Krise sich zum Äußersten zugespitzt hat – als sehr kurz erlebt. Die fünf Minuten können durchaus der realen Zeit entsprechen, irritierend ist aber, dass er sie auch so erlebt und nicht viel länger.

Er schildert das Ganze distanziert und abstrakt („ein Baby“). Der Lachlaut ist die Ironisierung dessen, dass er das Ganze als Unbeteiligter beschreibt. Es ist eine Peinlichkeit, die er irgendwo bemerkt. Das Lachen ist ein Hinweis auf eine Diskrepanz zwischen bewusst und unbewusst, bzw. darauf, dass er mit der Spannung in dieser Krisensituation nicht zurechtkommt.

Gleichzeitig schildert er den Vorgang wie ein Wissenschaftler, der methodisch die Geburt seines eigenen Kindes erschließt. Das „Diese Geburt“ drückt dabei eine starke Distanzierung aus, weil es präsupponiert, dass es mehrere Geburten gibt, die er verfolgt bzw. verfolgen muss. Das macht aber nur der Arzt oder die Hebamme. Für den Vater gibt es nur die eine Geburt, nämlich die seines Kindes.

Mit der Formulierung „Das kann nur euer Baby sein“ setzt er sich in diesem Moment auf den Standpunkt eines Familienfremden, eines anderen wartenden

Vaters. Das heißt, er löst sich auf in diesem Moment, er dekompenziert. Er ist gar nicht mehr er selbst, er verliert seine Perspektive. Das ist eine gewichtige Fehlleistung, denn sie stellt keine Kompromissbildung mehr dar, sondern einen richtigen Aussetzer bzw. Bruch. In diesem Moment ist der Interviewee ein Anderer, ein Fremder. Darin drückt sich aus, dass ihm das Kind absolut fremd ist: Es ist nicht unser Baby, es ist euer Baby. Auf jeden Fall bedeutet es eine Distanzierung.

Die Äußerung enthält zwei mögliche Relationen: In der einen Relation sagt er damit, dass es nicht sein, sondern euer Baby, also das eines anderen wartenden Vaters, ist. In dieser Bedeutung behält er seinen Standpunkt bzw. seine Position bei. In der anderen Relation ist es sein Baby, aber er nimmt die Position eines Fremden ein, also verliert seine Position. Beiden Relationen gemeinsam ist, dass leibliches Kind und leiblicher Vater nicht zusammen in der Relation erscheinen, also sich gegenseitig ausschließen: Entweder – wie in der ersten Relation – ist es das Kind der anderen und nicht das eigene oder – wie in der zweiten Relation – es ist das leibliche Kind, dann macht sich der Vater zu einem Fremden. Es ist in beiden Fällen die Aufhebung der Vater-Kind-Beziehung.

Spätestens hier wird ganz deutlich, dass die Triangulierung im Übergang zur Vaterschaft scheitert. Auch die Formulierung „was da jetzt geboren wurde“ ist wieder ganz abstrakt.

(303-304) V: *„Und äh und so war das dann an sich auch, muss man ganz ehrlich sagen, ne;“*

Die Formulierung „muss man ganz ehrlich sagen“ ist zunächst sehr irritierend, weil es hier erst einmal nichts gibt, was konzessionsbedürftig wäre. Deshalb kann sich dieses Geständnis eigentlich nur auf den latenten Bedeutungsgehalt seiner Schilderung beziehen, nämlich dass er das Kind ablehnt bzw. große Angst vor ihm hat.

(304-310) V: *„das heißt also wie gesagt ich bin fest der Meinung, es waren keine fünf Minuten, die ich hab äh hab warten müssen, und es ist dann auch so gewesen, dass ehm (.) nachdem der Jan äh zur Welt gekommen war, hat die äh Assistenzärztin den Kleinen sofort genommen, is äh mmh zwei zwei Räume weiter gelaufen, denn er musste kurz beatmet werden halt ganz einfach, dann wurden die ersten ehm äh Untersuchungen da gemacht, aber das Ganze hat auch nicht sonderlich lang gedauert, denn ich durfte also unmittelbar nachdem äh (.) der Jan ehm geboren worden konnte ich wieder zur Martina rein;“*

Beim „geboren worden“ fehlt das Auxiliарverb (die Kopula) „war“. Das „war“ ist hier der Prädikatskern, der normalerweise nicht getilgt wird. Das „worden“ ist eigentlich überflüssig und könnte deshalb getilgt werden. Stattdessen wird aber

das nicht zu ersetzende „war“ getilgt. Es gibt vielfältige Ellipsen, dabei kommt es aber viel häufiger vor, dass zum Beispiel das Subjekt getilgt wird („Hatte dann ...“ oder „Musste dann ...“). Das Auxiliar dagegen wird bei Ellipsen so gut wie nie getilgt, denn dafür gibt es auch keine situationspragmatische Regel. Man sieht das auch daran, dass die sprachliche Segmentierung durch die Tilgung unklar wird, dass also konkret hier das „konnte“ nicht sofort als neuer Anlauf erkennbar ist. Insofern ist dieser Wegfall hier signifikant und erklärungsbedürftig. Man könnte es so deuten, dass damit unbewusst der Geburtsvorgang sprachlich abgebrochen wird, weil das Kind nicht auf die Welt kommen soll.

Doch unabhängig davon dürfte deutlich geworden sein, wieviel Ängste bei Herrn Maus durch das Vaterwerden ausgelöst werden.

2.3 Analyse des ersten Interviews mit Herrn Michels⁶⁴

- (1-3) I: „*Ja * Gut also. (.) Mich würde einfach mal interessieren, was sich für Sie seit der | Schwangerschaft beziehungsweise seit der Aussicht bald Vater zu werden | verändert hat? (.) Oder anders geworden ist?“

Mit dem „Ja. Gut also.“ wird der informelle Teil der Unterhaltung (Begrüßung, kurze Erläuterungen zum Interview etc.) beendet und der offizielle, das Interview selbst, eröffnet. Mit diesem offiziellen Rahmen kontrastiert das „mal“ in der Frage, da das „mal“ sowohl inhaltlich als auch zeitlich eine gewisse Unverbindlichkeit zum Ausdruck bringt bzw. herstellt: inhaltlich im Sinne von „einfach so“, „ohne einen bestimmten Grund“, und zeitlich im Sinne von „bei dieser Gelegenheit“. Beides entspricht aber nicht dem – hier schon bekannten – tatsächlichen Rahmen des Interviews, nämlich der Anlass einer wissenschaftlichen Forschungsarbeit. Denn das bedeutet zum einen, dass es sich nicht um ein Gelegenheitsgespräch handelt, sondern dieses im Gegenteil nur zum Zwecke des Interviews stattfindet bzw. verabredet wurde, zum anderen wird mit der Eingangsfrage genau das zentrale Forschungsinteresse des Interviewers formuliert. Von daher kann von einem unverbindlichen Interesse des Interviewers gerade nicht die Rede sein.

Der Grund für die die Verbindlichkeit des Interesses einschränkende Formulierung des „mal“ kann deshalb nur in dem Versuch des Interviewers liegen, die durch den Rahmen einer wissenschaftlichen Untersuchung erzeugte Verbind-

64 In der Analyse dieses Interviews hat sich gezeigt, dass hier einige Sequenzen bzw. Ausdrucksformen auftauchen, die auch unter handlungstheoretischen Gesichtspunkten aufschlussreich sind. Da das Anliegen der vorliegenden Untersuchung – die Konturierung eines Erfahrungsmodells – notwendig mit einer Handlungstheorie zusammenhängt, werden im Laufe der Sequenzanalyse immer wieder sogenannte *Strukturexpositionen* vorgenommen, deren Gehalte über das Spezifische des Falls hinausgehen.

lichkeit soweit abzuschwächen, das sie für den Interviewee nicht bedrohlich wird und diesen dann in seinen Äußerungen hemmt. In diesem Sinne ist auch das „einfach“ motiviert: Es soll einer möglicherweise auf Seiten des Interviewees bestehenden Erwartungshaltung an das Interview entgegenwirken, er müsse möglichst – wissenschaftlichen Standards entsprechend – abstrakt und hoch reflektiert auf die Fragen des Interviewers antworten. Kurz: das „einfach mal“ soll den Interviewee ermuntern, sich frei zu äußern. Die Gefahr dabei ist, dass das in der Frage formulierte Interesse zu stark relativiert wird und vom Interviewee nicht mehr als authentisch wahrgenommen wird.

Als der Interviewee nach Abschluss der Frage nicht direkt antwortet, legt der Interviewer noch die Formulierung „Oder anders geworden ist?“ nach. Da dies zu der Eingangsfrage „was sich ... verändert hat“ zunächst keinen inhaltlichen Unterschied markiert, muss sich die Spezifizierung auf die Formulierung „für Sie“ beziehen: Der Interviewer bietet mit dieser zweiten Formulierung dem Interviewee an, falls die Frage nach den persönlichen Veränderungen unmittelbar nicht zu beantworten ist, dann zunächst mit der Beschreibung der äußeren Veränderungen anzufangen.

(4/5) V: „(..) *Ja * *STIMMBÄNDER WECKENDES RÄUSPERN* Auf was beziehen sie das jetzt? Auf (..) äh | ja| das Gefühl oder | das Leben allgemein? oder?“

Der Interviewee antwortet auf die Eingangsfrage des Interviewers etwas zögerlich zunächst mit einer Nachfrage, die eine stärkere Eingrenzung bzw. Strukturierung des Gesprächsthemas zum Inhalt hat. Schon allein die Nachfrage, auf was sich die Frage des Interviewers bezieht, ist ein deutlicher Ausdruck dafür, dass die Schwangerschaft der Frau *für den Mann* eine abstrakte Fremderfahrung ist. Denn der Versuch, mit der Nachfrage die Antwort vorzustrukturieren, bringt eine Distanz zum Geschehen der Schwangerschaft zum Ausdruck, die von einer schwangeren Frau nicht zu erwarten wäre, weil für die Frau die Schwangerschaft eine Form der Erfahrung ist, die sich an Unmittelbarkeit kaum überbieten lässt, und dies aus mindestens zwei Gründen: Erstens ist die Schwangerschaft für die Frau eine *Leiberfahrung*, und zweitens vollzieht sich diese Leiberfahrung gleichzeitig in den beiden Modi der viszeralen, inneren und der äußeren Wahrnehmung. Das heißt, der sich entwickelnde Fötus ist für die Frau sowohl von außen – zumindest ab dem siebten Schwangerschaftsmonat – als auch von innen spürbar. Für die Frau ist die Schwangerschaft eine Totalität, von der sie unmittelbar und als ganze Person betroffen ist: sie ist in der Schwangerschaft und gleichzeitig ist die Schwangerschaft in ihr. Deshalb würde eine solche Nachfrage wie oben von Seiten der Frau eine merkwürdige Distanz zum eigenen Körper bzw. Leib zum Ausdruck bringen.

Das gilt in noch stärkerem Maße für die inhaltliche Konkretisierung der Nachfrage des Interviewees: „Auf das Gefühl oder das Leben allgemein?“ Denn mit dieser Unterscheidung wird die Einstellung gegenüber bzw. das Empfinden („auf das Gefühl“) in Bezug auf die Schwangerschaft zu einer eigenständig zu behandelnden Frage gemacht. Das heißt, die *Schwangerschaft selbst* und die *Einstellung* zu ihr werden in der Frage des Vaters dissoziiert, und zwar deshalb, weil für ihn die Schwangerschaft *als Zustand* nicht vorhanden ist. Er kann sie sich nur über Prädizierungen evozieren und imaginieren bzw. das Vaterwerden nur als hypothetische Möglichkeit konstruieren. Für die Mutter ist dagegen der Zustand der Schwangerschaft und ihr Schwangerschaftsempfinden – schon aufgrund der hormonellen Basis des Schwangerschaftsverlaufs – von Anfang an eine Einheit. Eine Trennung von Zustand und Empfinden würde auf eine Pathologie verweisen, weil mit dieser Dissoziation notwendig eine Entfremdung vom eigenen Körper einhergehen würde.

Nun ist die Frage, worauf die vom Interviewee in seiner Nachfrage vorgenommene Unterscheidung zwischen „dem Gefühl oder dem Leben allgemein“ inhaltlich verweist. Zunächst ist festzustellen, dass das „oder“ hier nicht in einem dichotomisierenden Sinne gemeint sein kann, da Gefühle natürlich nicht aus dem „Leben allgemein“ ausgeschlossen sind. Insofern handelt es sich hier um ein Einbettungsverhältnis bzw. um eine Akzentsetzung durch Herrn Michels: Innerhalb der durch die Schwangerschaft seiner Frau möglichen induzierten Veränderungen im „Leben allgemein“ stellt sich für den Interviewee die Frage nach dem gefühlsmäßigen Erleben der Schwangerschaft noch einmal als eigenständiges Thema dar. Das heißt, dies ist für Herrn Michels aus irgendeinem Grund von besonderer Bedeutung. Seine Gefühle bezüglich der Schwangerschaft seiner Frau und damit auch bezüglich seines Vaterwerdens gliedert er noch einmal als eigene Fraglichkeit aus der täglichen Alltagspraxis, für die die Formulierung „das Leben allgemein“⁶⁵ steht, aus. Damit verweist der Interviewee mit seiner Nachfrage auf ein zentrales Paradoxon des Vaterwerdens:

Strukturexposition 1: Die Notwendigkeit der emotionalen Besetzung der Vaterposition trotz zunächst fehlender sinnlicher Basis

65 Die Formulierung muss insofern für die tägliche Alltagspraxis stehen, als das Adjektiv „allgemein“ immer auf generelle und damit sich notwendig wiederholende bzw. reproduzierende Strukturen verweist. Damit können hier aber nicht Strukturen im bilanzierenden Sinne, also die für ein menschliches Leben insgesamt typischen Strukturen, gemeint sein, da dies weder zur Fragestellung – mögliche Veränderungen durch die Entstehung eines neuen Lebens – noch zum Alter bzw. der Situation des Interviewee passen würde. Deshalb kann hier nur vom Leben in seiner *täglichen Praxis* die Rede sein.

Während für die Mutter aufgrund der leiblichen und hormonellen Basis ein Gefühl für das kommende Kind wie selbstverständlich einfach vorhanden ist – außer es liegt von vornherein eine massive Abwehr gegenüber der Schwangerschaft vor –, muss der Vater ein Gefühl für etwas entwickeln, was für ihn sinnlich noch gar nicht erfahrbar ist.

Dem Vater verbleiben deshalb „nur“ zwei Quellen, aus denen er bei der emotionalen Besetzung der Vaterposition während der Schwangerschaft – und dies gilt in einem abgeschwächten Sinne sicher auch für die erste Zeit nach der Geburt, bis das Kind mit dem Vater direkt kommuniziert – schöpfen kann und die natürlich auch der Frau zur Verfügung stehen: der Zugang zur eigenen Kindheit und die Gattenbeziehung.

(6-8) I: *„Also alles (V: Alles) LACHT () was er- erst mal (V: ()) Ihnen wichtig ist. Also ruhig an äußerlichen Veränderungen auch, aber auch so vom | von ihrem | ja Gefühlsleben oder | was sie so empfinden.“*

Der Interviewer greift die in der Äußerung des Interviewees enthaltene Gegenüberstellung von innerem Erleben und äußerlichen (sichtbaren) Veränderungen auf und ermuntert ihn, sich zu beidem zu äußern bzw. zu allem, was ihm persönlich wichtig erscheint.

(9/10) V: *„(.) Ja zum einen isses äh | für mich 'n wahnsinniges Glücksgefühl gewesen, wie ich das erfahren hab, dass es dann tatsächlich funktioniert hat (.).“*

Der Interviewee beschreibt hier den Moment, in dem er die Nachricht erhält, dass seine Frau schwanger ist. Dieser Moment wird vom Interviewee als sehr beglückend beschrieben. Dabei verweist das Adverb „tatsächlich“ darauf, dass beide Partner einerseits die Schwangerschaft bewusst herbeigeführt haben⁶⁶, die Schwangerschaft also von beiden gewünscht war, der Interviewee aber andererseits nicht selbstverständlich davon ausgegangen ist, dass mit Absetzung der Verhütung der praktizierte Geschlechtsverkehr gleich bzw. relativ bald zur Schwangerschaft führt. Das heißt, in dem „tatsächlich“ drückt sich ein Moment der Überraschung aus, der sich – wie das Adverb „dann“ anzeigt – in erster Linie auf den Zeitpunkt, also den baldigen Eintritt der Schwangerschaft bezieht. Damit wird in der Formulierung des Interviewee prägnant zum Ausdruck gebracht, dass sich zwischen dem *Versuch* der bewussten bzw. gezielten Herbeiführung der Schwangerschaft – eben durch den Vollzug des Geschlechtsaktes ohne Verhü-

66 Die Formulierung „dass es tatsächlich funktioniert hat“ impliziert, dass *beide* Partner die Schwangerschaft herbeiführen wollten, da ansonsten diese Formulierung eine kaum zu überbietende Instrumentalisierung der Frau durch den Interviewee bedeuten würde, für die es aber bisher keinerlei Hinweise gibt.

tungsmittel und -techniken – und dem tatsächlichen *Eintreten* der Schwangerschaft ein *Moment der Unverfügbarkeit* einschiebt. Dieses Moment der Unverfügbarkeit ergibt sich zum einen aus der Tatsache, dass der Zeitpunkt des Eisprungs selbst für die Frau nicht genau bestimmbar ist und deshalb der zur Schwangerschaft führende Geschlechtsakt nicht genau terminiert werden kann. Deshalb ist der sogenannte „versteckte Eisprung“ evolutionsbiologisch eine wesentliche Voraussetzung für die Herausbildung der für die menschliche Sexualität konstitutiven Entsaisonalisierung der sexuellen Paarung gewesen.⁶⁷ Zum anderen entzieht sich die natürliche Herbeiführung der Schwangerschaft der vollständigen Kontrolle, weil der Prozess der Befruchtung und Einnistung der Eizelle ein hoch komplexer Vorgang ist, der nicht der willentlichen Steuerung unterliegt, sondern autonom abläuft. Das heißt, die Herbeiführung der Schwangerschaft ist zu einem großen Teil von eigenständig ablaufenden biologischen Prozessen abhängig, auch wenn eine Wechselwirkung dieser Prozesse mit psychodynamischen Faktoren keineswegs ausgeschlossen werden muss.

Diese weitgehende Unverfügbarkeit über den Prozess der Entstehung neuen Lebens verleiht dem Kind einen *Gabencharakter*.

Strukturexposition 2: *Der notwendige Gabencharakter des Kindes*

Während vor dem Hintergrund einer religiösen Grundhaltung das Kind als Geschenk Gottes aufgefasst wurde bzw. wird, wird in der Formulierung des Interviewee – vor dem Hintergrund einer weit vorangeschrittenen Säkularisierung – das Kind zu einem Geschenk der Natur. Dieser Geschenk- oder Gabencharakter entspringt dabei nicht einer vermeintlich unaufgeklärten Glaubenshaltung oder einer falschen Anthropomorphisierung der Natur, sondern es drückt sich darin eine für die Entstehung und Entwicklung menschlichen Lebens konstitutive und notwendige *Reziprozitätsbeziehung* aus, die in der Sozialität selbst vorgenommen wird. Denn würde der Prozess der Entstehung des neuen Lebens der vollständigen Kontrolle der Eltern unterliegen, wäre das Kind nur deren Emanation oder – wie im Falle der Möglichkeit zu einer nahezu vollständig kontrollierten technischen Herstellung – ein gekauftes bzw. bestelltes Objekt, aber nicht ein eigenständiges Gegenüber.

Liest man diese Reziprozitätsbeziehung erst einmal wörtlich, dann ist in der dreistelligen Konstellation

Natur ---> Kind ---> Eltern

die Natur der Geber. Dies ist natürlich im Sinne einer sozialen Reziprozitätsbeziehung nicht möglich. Es scheint also fast so, als ob beim Elternwerden die

⁶⁷ Siehe Diamond (1998).

Position des Kindgebers erst geschaffen und fiktiv besetzt werden müsste, um das neugeborene Kind in eine (zweckfreie) Reziprozitätsbeziehung einlassen zu können. Anders gesagt: Die Konstruktion einer Reziprozitätsbeziehung zwischen den Eltern und der Natur, die durch die Gabe des Kindes gestiftet ist, scheint einer grundlegenden und notwendigen Funktion für die Entwicklung des Kindes zu entspringen. Worin könnte diese Funktion bestehen?

Der Gabencharakter des Kindes impliziert ja (mindestens) folgende drei Aspekte: (1) Auch wenn das Kind aus der Kombination des Erbmaterials der beiden Elternteile entsteht, ist es nicht einfach eine Emanation der Eltern, sondern gleichzeitig ein von den Eltern unabhängiges Lebewesen. (2) Das Kind ist aber auch nicht bloße Natur, sondern verweist aufgrund seiner potentiellen Autonomie von vornherein darüber hinaus. (3) Der Gabencharakter konstituiert eine Fürsorgepflicht der Eltern gegenüber dem Kind. Diese drei dem Gabencharakter inhärenten Perspektiven auf das Kind sind deshalb notwendig, weil der Mensch eine „normalisierte physiologische Frühgeburt“⁶⁸ ist. Das bedeutet, die Eltern müssen erstens das Kind insofern als ein Stück widerständige Natur betrachten können, als es nicht einfach eine Emanation ihres Geistes und damit für beliebige Manipulation offen ist. Gleichzeitig müssen sie sich vergegenwärtigen können, dass das Kind aufgrund seiner Fähigkeit, eine menschliche Sprache zu lernen, ein potentiell eigenständiges und autonomes Lebewesen ist bzw. werden soll und damit von vornherein über das bloße Naturdasein hinausweist. Diese Unterstellung einer potentiellen Autonomie ist für die Entwicklung des Kindes ganz wesentlich. Drittens ist diese Autonomie aber am Anfang allenfalls sehr rudimentär vorhanden, weshalb das Kind von Seiten der Eltern auf intensive Pflege und Zuwendung angewiesen ist.

Man kann also vielleicht sagen, um unter der spezifischen Bedingung der „normalisierten physiologischen Frühgeburt“ eine Reziprozitätsbeziehung zwischen dem Kind und den Eltern herstellen zu können, muss sozusagen ein Geber-Nehmer-Verhältnis konstituiert werden, in dem die Position des Gebers fiktiv besetzt ist und in dem die Beziehung zu dem noch sehr abhängigen Kind eingelagert wird, weil es selbst diese Reziprozität noch nicht ausfüllen kann.⁶⁹ Man kann daran sehen, dass selbst da, wo eine vollständige Reziprozitätsbeziehung noch nicht vorliegt bzw. vorliegen kann, eine triadische Struktur sozusagen imaginiert werden muss, um das neu entstehende Leben in die sozialisatorische Praxis einzufädeln. Insofern kann man sagen, dass die Realisierung des Gabencha-

68 Siehe Adolf Portmann, *Zoologie und das neue Bild vom Menschen*, Hamburg 1960.

69 Dies ist übrigens in Bezug auf das Elternwerden auch insofern wichtig, als gegenüber dem Geber *beide* Elternteile gleichermaßen als Nehmer auftreten, dies also etwas ist, was sie im Prozess des Elternwerdens gemeinsam haben bzw. was sie verbindet.

rakters des Kindes ein Bestandteil bzw. Ausdruck einer gelungenen Triangulierung auf Seiten der Eltern ist.

Strukturexposition 3: *Die Planung des Unplanbaren als Eröffnung von Zukunft*

Das den Respekt vor der Unverfügbarkeit des neuen Lebens zum Ausdruck bringende „tatsächlich“ enthält hier in nuce auch eine dialektische Grundfigur, durch die sich eine erfahrungsoffene Haltung auszeichnet und die deshalb zu dem, was wir als „strukturellen Optimismus“ bezeichnen, strukturhomolog ist: *die Planung des Unplanbaren*. Konkret heißt das hier, dass das Kind einerseits geplant, gewünscht war und deshalb die Schwangerschaft von dem Paar absichtlich herbeigeführt wurde, dies aber andererseits gleichzeitig mit dem Bewusstsein, dass hier etwas Neues, Eigenständiges entsteht, dass sich einer weiteren Planung weitgehend entzieht. Planung bedeutet in diesem Fall die *Eröffnung* von neuen Erfahrungs- und Handlungsmöglichkeiten und damit von Zukunft überhaupt. Davon unterscheiden bzw. abgrenzen lässt sich eine Planung, die die Zukunft *verschließt* bzw. die danach trachtet, diese möglichst vollständig zu antizipieren. Eine solche Planung zielt von vornherein auf die Kontrollierung des Geplanten bzw. des Entwicklungsprozesses und lässt wenig Raum, das krisenhafte Neue in seiner Eigenständigkeit und als Neues wahrnehmen zu können.

Wir fahren mit der Sequenzanalyse fort.

- (11) I: „Ehm war also demnach 'n Wunschkind? Weil sie (V: Ja) sagten, dass es tatsächlich“.

Der Interviewer schließt aus der Äußerung des Interviewee – speziell aus dem „tatsächlich“ –, dass die Schwangerschaft und damit das Kind von beiden Eltern ein Wunsch war bzw. ist.

- (12-15) V: „[Ja] (jetzt) sagen wir mal so, wir hatten | gesagt im Dezember wir legen 's drauf an oder Mitte Dezember (.) und *na ja es hat dann halt gleich funktioniert * und | damit haben wir beide nicht gerechnet und waren halt total baff.“

Die Formulierung „ja (jetzt)⁷⁰ sagen wir mal so“ leitet zu einer kleinen Relativierung gegenüber der sich vergewissernden Nachfrage des Interviewers, dass es sich demnach also um ein Wunschkind handelt, ein. Das heißt, auf der einen Seite zeigt das „Ja“ am Anfang eine grundsätzliche Zustimmung zu der Formu-

70 Das „jetzt“ wird bei der folgenden Rekonstruktion nicht weiter berücksichtigt, da es auf der Tonaufnahme nicht eindeutig bestimmbar ist und – außer dass es eine zusätzliche zeitliche Einschränkung und damit Relativierung bedeutet – der Bedeutung des Satzes keinen anderen Gehalt hinzufügt.

lierung „Wunschkind“ an, auf der anderen Seite möchte es Herr Michels aber nicht einfach bei diesem „Ja“ belassen, weil – so muss man vermuten – er meint, dass der Ausdruck „Wunschkind“ in irgendeiner Hinsicht nicht genau das Zustandekommen der Schwangerschaft beschreibt bzw. diesbezüglich ein Missverständnis auf Seiten des Interviewers evozieren könnte.

Inhaltlich besteht die Relativierung in der darauffolgenden Aussage: „Wir hatten gesagt im Dezember, wir legen’s drauf an“. Worin besteht nun der Unterschied zwischen *sich die Schwangerschaft gewünscht* und *es auf die Schwangerschaft angelegt zu haben*?

Das *Daraufanlegen* beschreibt gegenüber dem *Wunsch*, den man normalerweise sehr direkt verfolgt oder dessen Erfüllung man sich ohne Umwege erhofft, einen *vermittelteren* Zugang zum Ziel des Handelns – hier dem der Schwangerschaft. Das Moment der Vermittlung in dieser Formulierung setzt sich dabei aus drei Aspekten zusammen:

Erstens rückt hier stärker in den Vordergrund, dass die Verwirklichung des Ziels nicht allein vom Handeln der Instanz abhängt, die dieses Ziel verfolgt, sondern dass diese Instanz sozusagen „nur“ die Rahmenbedingungen herstellen kann, damit das anvisierte Ereignis eintreten kann. Das heißt, der eine Aspekt der Vermittlung in der Formulierung *es darauf anlegen* bezieht sich auf ein Stück Unverfügbarkeit, das sich zwischen dem Handeln und dem Eintritt des Ereignisses, auf das dieses Handeln zielt, schiebt. Hier im Falle der angestrebten Schwangerschaft kann sich diese Unverfügbarkeit nur auf die Natur bzw. auf die – schon oben erwähnten – eigenständig ablaufenden Prozesse bei der Befruchtung und Einnistung der Eizelle beziehen. Insofern drückt sich in der Formulierung von Herrn Michels erneut der Respekt vor der nicht vollständig verfügbaren Natur aus.

Der *zweite* Vermittlungsaspekt bezieht sich auf die Handlungsziele des *Daraufanlegens* selbst. Denn diese Formulierung bringt zum Ausdruck, dass die anvisierten Ziele oder Ereignisse – im Gegensatz zu explizit *gewünschten* Ereignissen – nicht nur positiv, sondern mindestens ambivalent, wenn nicht gar negativ besetzt sind, beispielsweise in der Aussage „Er legt es darauf an, von der Universität verwiesen zu werden“. Das heißt, die im *Daraufanlegen* zum Ausdruck kommende *indirekte* bzw. *vermittelte* Zielverfolgung drückt auch eine gewisse ambivalente Haltung gegenüber diesem Ziel aus. Deshalb impliziert das *Daraufanlegen* auch, dass derjenige *nicht* alles in seiner Macht stehende unternimmt, um dieses Ziel zu erreichen, sondern dass er sich dabei auch in gewisser Hinsicht der Eigenlogik eines in diesem Zusammenhang angestoßenen Prozesses überlässt. Das Ziel, woraufhin das Handeln angelegt ist, verbleibt hier sozusagen (zunächst) in der Latenz, es wird nicht explizit verfolgt.

Damit kommen wir zum *dritten* Aspekt der Vermittlung, der in der Handlung des *Daraufanlegens* enthalten ist, dass nämlich die für das Handeln be-

stimmende Motivation zum Zeitpunkt des Handelns *für den Handelnden selbst* in der Regel noch nicht (vollständig) manifest vorliegt, sondern auf einer latenten Ebene wirkt. Aus der Perspektive von Ego lässt sich deshalb diese Latenz nur rekonstruktiv, also in der *Vergangenheitsform* formulieren: „Ich habe es (letztendlich) selbst darauf angelegt, von der Universität verwiesen zu werden.“ Dagegen wäre die Formulierung „Ich lege es darauf an, von der Universität verwiesen zu werden“ inkonsistent – sofern der Sprecher nicht aus irgendwelchen strategischen Gründen einen Verweis anstreben würde –, da er sich dann fragen lassen müsste, warum er nicht einfach die Universität verlässt, wenn dies sein Wunsch ist.

Es *auf etwas anlegen* unterscheidet sich also von der *Verfolgung eines Ziels oder Wunsches* vor allem durch zweierlei: Das Anliegen wird nicht direkt verfolgt und es liegt auf einer latenten Ebene. Sprachpragmatisch ausgedrückt lässt sich deshalb das Verb *darauf anlegen* nicht performativ verwenden.

Das Interessante im hier vorliegenden Fall ist nun, dass Herr Michels mit der obigen Formulierung aber genau dies tut. Denn durch den konstativen Sprechakt „hatten wir gesagt“ gelangt das *Daraufanlegen* auf eine *manifeste* Bedeutungsebene bzw. bekommt einen performativen Charakter. Inhaltlich bedeutet die obige Formulierung von Herrn Michels, dass beide Partner im Dezember gemeinsam gesagt haben: „Komm, wir legen 's drauf an“, dass die Schwangerschaft eintritt. Damit liegt im engen Sinne sprachpragmatisch ein Widerspruch vor, weil man nicht *bewusst* es auf etwas anlegen kann.

Wenn wir davon ausgehen, dass es sich bei der Formulierung des Interviewee nicht einfach um einen sprachlichen Lapsus handelt und wenn wir weiter davon ausgehen, dass Herr Michels die Schwangerschaft seiner Frau begrüßt („wahnsinniges Glücksgefühl“), dann stellt sich die Frage, warum vom Interviewee hier an dieser Stelle der Kinderwunsch und dessen Verwirklichung ein Stück weit bewusst in der Latenz gehalten wird.

Strukturexposition 4: *Die Realisierung des Kinderwunsches vollzieht sich in verschiedenen Spannungsfeldern*

Die innere Spannung der obigen Äußerung des Interviewee besteht darin, dass auf der einen Seite deutlich darin ein Kinderwunsch zum Ausdruck kommt, dass aber gleichzeitig dieser Kinderwunsch weder offen als solcher formuliert⁷¹ noch dessen Verwirklichung zielgerichtet angegangen wird. Die Formulierung *Wir legen es darauf an* steht für beides gleichzeitig. Denn wäre die Schwangerschaft hier aus Sicht der Eltern eher etwas zu Vermeidendes bzw. Unerwünschtes, hätte

71 Auch der Anlass der Äußerung war ja, die Formulierung des Interviewers „Wunschkind“ zu relativieren.

der Interviewee Formulierungen wie *Wir lassen es darauf ankommen* oder *Wir riskieren es* wählen müssen. In diesen Formulierungen ist nicht die Schwangerschaft gewollt, sondern der Geschlechtsverkehr ohne Verhütungsmittel mit dem Risiko des Eintritts der Schwangerschaft. Rein formal betrachtet könnte sich das in den beiden Formulierungen zum Ausdruck kommende Wollen natürlich auch auf das Elternwerden beziehen, also im Sinne von *Wir lassen es darauf ankommen bzw. wir riskieren es Eltern zu werden*. Die offensichtliche Unangemessenheit dieser Formulierung gibt uns vielleicht einen Hinweis, woraus sich die Spannungsfelder konstituieren.

Die Unangemessenheit resultiert hier aus der Betonung des Risikoaspekts, unter dem das Elternwerden wahrgenommen bzw. thematisiert wird. Das Scheitern der Elternschaft wäre hier sozusagen als mindestens gleichwahrscheinlicher Ausgang schon mitgedacht bzw. antizipiert. Dadurch würde der Sexualakt den Charakter eines spielerischen Einsatzes bekommen. Genau dies wäre aber strukturell weder der Würde und Autonomie des potentiellen Kindes noch der Tatsache angemessen, dass Elternwerden eine Veränderung der Lebenspraxis bedeutet, die sich weder inhaltlich noch zeitlich eingrenzen lässt, also eben kein abgrenzbares Risiko darstellt.

Zunächst kann man daraus im Umkehrschluss folgern, dass im strukturlogischen Sinne für das Elternwerden eine Haltung des strukturellen Optimismus („Im Zweifelsfall geht es gut!“) konstitutiv ist. Genau diese Haltung kommt in der Formulierung *Wir hatten im Dezember gesagt, wir legen's drauf an* zum Ausdruck. Durch die *performative* Verwendung des *Darauf Anlegens* wird das, was in der *latenten* Bedeutung auf das zu Vermeidende zielen würde, zu einem bewusst Gewollten, dessen Krisenhaftigkeit man sich aber ebenso bewusst ist. Im Unterschied zum *wir riskieren es* impliziert die Formulierung *wir legen's drauf an* einen tiefsitzenden, auf Dauer gestellten Wunsch. Gleichzeitig haben uns die obigen Konstruktformulierungen gezeigt, dass es Strukturlogiken gibt, gegen die bei der Realisierung des Kinderwunsches verstoßen werden kann. Aufgrund welcher Strukturlogiken muss also der Interviewee in seiner Äußerung die Realisierung des Kinderwunsches ein Stück weit in der Latenz halten?

Einen ersten wichtigen Hinweis auf die *innere Widersprüchlichkeit in der Realisierung des Kinderwunsches* haben wir bereits weiter oben erhalten, als wir gesehen haben, dass die Formulierungen „tatsächlich“ und „wir legen 's drauf an“ im Zusammenhang mit der Herbeiführung der Schwangerschaft auf den Respekt vor der Eigengesetzlichkeit der Natur verweisen. Dabei ist deutlich geworden, dass das Elternwerden konstitutionslogisch aus zwei gegensätzlichen Handlungsbewegungen bzw. aus zwei gegensätzlichen Positionierungen gegenüber dem zu erwarteten Kind besteht: Auf der einen Seite steht die aktive *Handlung des Erzeugens*, die im Kern den bzw. die Geschlechtsakte unter der Bedingung

des gezielten Verzichts auf Verhütungsmethoden meint. Hier begeben sich die Eltern in die *Position des Erzeugers* des Kindes. Dem steht gegenüber die oben herausgearbeitete *Position des Empfängers* einer von einer dritten Instanz dargebrachten Gabe. Im Vollzug der *Handlung des Empfangens* nehmen die Eltern hier eine kontemplative, die Eigengesetzlichkeit und Unverfügbarkeit der Natur respektierende Haltung ein. Sie *überlassen* sich in einem gewissen Sinne der Natur. Diese Haltung ist insofern auch eine *ästhetische*, weil sie nicht nur die Eigengesetzlichkeit der Natur anerkennt – das tut auch eine naturwissenschaftliche oder auch instrumentelle Haltung –, sondern weil sie gerade unter Absehung jeglichen instrumentellen Interesses Natur hier als Schöpfer von etwas Außergewöhnlichem bzw. – genauer – von menschlicher Personalität betrachtet.

Die innere Dialektik bzw. Gleichzeitigkeit zwischen Herbeiführen und Überlassen oder zwischen Erzeugen und Empfangen als zentrale Handlungsstruktur für die Entstehung des Kindes und dessen Einfädelung in die familiäre Sozialität finden wir auch im Binnenbereich des (Eltern-)Paares selbst wieder. Dessen Sexualität bewegt sich – sobald ein Kinderwunsch verfolgt wird – im gleichen Spannungsfeld: Einerseits ist für das Herbeiführen der Schwangerschaft der gezielte Verzicht auf Verhütungsmethoden und natürlich die Ausführung des Sexualaktes notwendig. Da aber unter den Bedingungen der Kultur für die Zeugung des Kindes die Gattenliebe konstitutiv ist, muss sich andererseits die Ausführung und Häufigkeit des Sexualaktes der Spontaneität der Gattenliebe überlassen. Anders gesagt: Eine zu gezielte Durchführung des Sexualaktes, mit dem alleinigen Ziel, möglichst schnell die Schwangerschaft herbeizuführen, würde den Sexualakt auf einen technischen Eingriff reduzieren, was mit der für die Gattenbeziehung konstitutiven Reziprozität, der Gleichzeitigkeit von gegenseitigem Begehren und Begehrtwerden, nicht vereinbar ist.

Die Rekonstruktion hat also viele Hinweise dafür ergeben, dass der oben festgestellte sprachpragmatische Widerspruch keinem sprachlichen Fehler entspringt, sondern dass sich darin sehr präzise – aber eben, worauf wir später noch genauer eingehen werden, nicht auf einer propositionalen, sondern auf einer pragmatischen und gleichzeitig latenten Bedeutungsebene – die innere Widersprüchlichkeit der Handlungsstruktur bei der Realisierung des Kinderwunsches abbildet.

Bevor wir in der Sequenzanalyse fortfahren, soll noch ein weiterer wichtiger Strukturaspekt an dieser Sequenzstelle herausgearbeitet werden. Gleichzeitig möchte ich dabei näher erläutern, warum der Rekonstruktion des Bedeutungsgehalts dieser Äußerung hier so viel Raum gegeben wird, nicht zuletzt, um damit möglichen Einwänden und Missverständnissen, die sich auf den Stellenwert dieser Interviewsequenz richten, zu begegnen.

Strukturexposition 5: *Die Entscheidung für ein Kind erfolgt innerhalb einer charismatischen Handlungslogik*

Die große Bedeutung und Ergiebigkeit der hier ausführlich analysierten Textstelle ergibt sich aus der Besonderheit, dass der performative Teil der Äußerung – „wir hatten gesagt im Dezember“ – anzeigt, dass der Interviewee den gemeinsamen Entschluss, es auf eine Schwangerschaft anzulegen, hier nicht einfach berichtet, sondern sich noch einmal vergegenwärtigt. Genauer: Herr Michels teilt an dieser Sequenzstelle nicht einfach das Ergebnis dieses Entschlusses mit⁷², sondern der *Vollzug* dieser Entscheidung selbst wird von ihm vergegenwärtigt. Deshalb ist diese Stelle unter handlungstheoretischen Aspekten so aufschlussreich.

Mit seiner Äußerung suggeriert er also, dass es im Dezember einen Moment gab, in dem er und seine Frau zu sich gesagt haben: „Wir legen’s drauf an!“ Man kann nun aber sehr schnell erkennen, dass der Entschluss in dieser wörtlichen Form gar nicht gefasst worden sein konnte und es sich deshalb dabei um eine Stilisierung des Interviewee handeln muss. Denn es ist nicht möglich, dass beide gleichzeitig („wir hatten gesagt“) zu dem jeweils anderen sagen: „Wir legen’s drauf an!“ Allenfalls im Sinne einer Aufforderung des Einen durch den Anderen wäre diese Äußerung denkbar: „Komm, wir legen’s drauf an!“ Doch dem widerspricht der performative Teil der Äußerung („wir hatten gesagt“), der auf die Gemeinsamkeit des Entschlusses fokussiert. Genauso wenig macht es Sinn anzunehmen, der Entschluss wäre von Beiden zusammen gegenüber einem Dritten geäußert worden.

Das „Sagen“ kann hier also nicht eine wörtliche Rede anzeigen, sondern muss hier vielmehr die Funktion haben, die Explizitheit zu markieren, mit der diese Entscheidung getroffen wurde. Sinngemäß könnte der Satz dann lauten: „Im Dezember haben wir uns gemeinsam (und explizit) dafür entschieden, es auf eine Schwangerschaft anzulegen.“

Diese Explizitheit kontrastiert – wie wir oben bereits rekonstruiert haben – mit der Implizitheit, die in der Formulierung *es darauf anzulegen* steckt. Um die spezifische Strukturlogik der hier getroffenen Kindesentscheidung besser rekonstruieren zu können, soll sie mit zwei anderen Entscheidungsformen kontrastiert werden, die an dieser Stelle formal zwar denkbar wären, aber eben gegen diese spezifische Strukturlogik verstoßen würden. Die eine Entscheidungsform ist der *Beschluss*, die andere eine *Entscheidung unter Abwägung von Argumenten*.

Beschlüsse werden nach einer formalen, vorher festgelegten Prozedur gefasst, die sie auf besondere Weise legitimieren. Dies steht aber offensichtlich im

72 Dann hätte der Interviewee gesagt: „Ja sagen wir mal so, im bzw. ab Dezember haben wir es darauf angelegt, ...“

Gegensatz zur Handlungslogik innerhalb einer diffusen Sozialbeziehung, hier innerhalb der Gattenbeziehung. Eben weil es keinen Entscheidungsformalismus innerhalb der Paarbeziehung geben kann, ist die Thematisierung der Kinderfrage gegenüber dem Partner immer auch riskant. Aufgrund der zusätzlichen Verbindlichkeit, die der Paarbeziehung durch ein gemeinsames Kind zukommt, ist mit der Frage *Willst du mit mir bzw. wollen wir zusammen ein Kind haben?* immer auch die Frage nach einem klaren Bekenntnis zur Paarbeziehung bzw. zum fragenden Partner verbunden. Das heißt, der diesen Wunsch formulierende Partner läuft dabei immer – je nach Beziehung mehr oder weniger – Gefahr, dass bis dahin unausgesprochen oder latent gebliebene Zweifel an dem Zusammenpassen beider Gatten zum Vorschein kommen. Die Entscheidungsform des Beschlusses würde also der Diffusität der Gattenbeziehung widersprechen, genauer: der Tatsache, dass für die Zeugung des Kindes der lebendige Vollzug der Gattenliebe konstitutiv ist.

Aus diesem Grund kann die Entscheidung, ein Kind zu zeugen, auch nicht auf der *Basis rationaler Argumente* stattfinden, also im Sinne einer bilanzierenden Abwägung von Vor- und Nachteilen. Denn jedes Argument würde das Kind tendenziell zu einem Zweck für etwas machen, was seinem Gabencharakter, also seinem Wert in sich, widersprechen würde. Man kann diese Argumentation mit einer Art Turing-Test⁷³ überprüfen, indem man jedes denkbare Argument in die Antwort auf die Frage des Kindes an die Eltern *Warum habt ihr mich in die Welt gesetzt?* einsetzt, um dann zu sehen, dass jede Antwort das Kind tendenziell traumatisieren würde. Die einzig angemessene Antwort gegenüber dem Kind kann hier nur sein, weil die Eltern sich lieben und (deshalb) den Wunsch hatten, ein Kind zu haben.

Auch wenn Überlegungen hinsichtlich des richtigen Zeitpunkts, der finanziellen und der beruflichen Situation etc. oft eine Rolle spielen, so sind dies eher zusätzliche Aspekte, aber keine, die die Kindesentscheidung *in sich* begründen können. Es wäre vielmehr tendenziell Ausdruck einer Pathologie, würde jemand diese Entscheidung *allein* an diesen Parametern festmachen. Für die Entscheidung zur Elternschaft können nur zwei Bedingungen konstitutiv sein: Der konkrete, also *gespürte Kinderwunsch* einerseits und das *Vertrauen in die Partnerschaft* andererseits. Beide Bedingungen sind nicht das Ergebnis einer logischen Analyse oder einer Sammlung von Für- und Wider-Argumenten, sondern stellen sich irgendwann ein bzw. sind als gefühlte Überzeugung plötzlich da.

Die Äußerung von Herrn Michels legt ja nahe, dass sich bei beiden Partnern so viel Vertrauen in der Beziehung bis dahin aufgebaut hatte, dass sie plötzlich

73 Ich gebrauche hier diesen Begriff in Anlehnung an das Gedankenexperiment des Mathematikers Alan Turing, anhand dessen er ein Kriterium formulieren wollte, wann man davon sprechen kann, dass ein Computer über Bewusstsein verfügt. Dazu mehr in Kapitel 5.3.

im Dezember das Gefühl hatten, dass jetzt der richtige Zeitpunkt für das erste gemeinsame Kind gekommen ist. Die Zeitangabe „im Dezember“ macht deutlich, dass dem Entschluss nicht ein Abwägen von Argumenten vorangegangen ist – sonst würde der Interviewee einige Argumente an dieser Stelle anführen, wenn sie für die Entscheidung wesentlich gewesen wären –, sondern dass sich plötzlich das Gefühl bzw. die Überzeugung eingestellt hatte, dass jetzt der richtige Zeitpunkt dafür gekommen ist.

Wir können also feststellen, dass auch die Kindesentscheidung des Paares auf einer charismatischen Handlungslogik beruht und dies auf (mindestens) zwei Ebenen: Auf der Ebene der *Selbstcharismatisierung* muss sich die Überzeugung ausbilden, dass ich ein Kind haben und Vater werden möchte und dass ich mir dies auch zutraue. Auf der Ebene der *Partnercharismatisierung* muss sich das Gefühl bzw. die Überzeugung einstellen, dass dieser Partner der Richtige ist, um eine Familie zu gründen.

Mit dem Begriff der *charismatischen Handlungslogik* beziehe ich mich auf Oevermanns Verwendung des Weberschen Charismabegriffs für die Bestimmung von *Lebenspraxis als widersprüchliche Einheit von Entscheidungszwang und Begründungsverpflichtung*: Es geht bei dieser Verwendung des Weberschen Charismabegriffs um die strukturelle und dynamische Bestimmung des Neuen als Drittes zwischen Rationalität und Irrationalität: Angesichts einer Krisensituation, also einer offenen Entscheidungssituation, in der die Erfahrung gemacht wird, dass bisherige Entscheidungsroutinen – und damit bisherige Rationalitätsmaßstäbe – nicht mehr greifen und gleichzeitig neue Entscheidungskriterien (im Sinne logischer Argumente) noch nicht vorliegen (können), wäre es kurzschlüssig die dennoch notwendig zu treffende Entscheidung (Entscheidungszwang) von vornherein als irrational zu bezeichnen, denn damit wäre die Möglichkeit, dass aus der Emergenz des krisenhaft generierten Neuen eine sich in der Zukunft bewährende materiale Rationalität entsteht, von vornherein geleugnet. In diese Lücke zwischen alten, nicht mehr greifenden und noch nicht explizit vorliegenden neuen Rationalitätsstandards tritt das Charismatische als eigenlogische Ablaufgestalt der sozialen Wirklichkeit, wie es Weber beispielsweise anhand der verschiedenen Ausprägungen des Prophetentums aufgezeigt hat. Das Charismatische verkörpert dabei „sowohl die Spontaneität des argumentationslosen Überzeugt-Seins von etwas Positivem, Krisenlösendem angesichts einer Krise vorausgehender bewährter Überzeugungen, als auch die Verpflichtung auf die Geltung von etwas Allgemeinem, das sich in diesem Überzeugt-Sein zuverlässig verbirgt und nachträglich durch Rekonstruktion argumentativ einzuholen ist.“ (Oevermann 1995, 48) Mit den Begriffen *Selbst-* und *Partnercharismatisierung* möchte ich deutlich machen, wie bzw. wo die charismatische Handlungslogik bei der Kindesentscheidung zum Tragen kommt.

Wir kommen nun auf die Ausgangsüberlegung dieser Strukturexposition zurück, warum der festgestellte sprachpragmatische Widerspruch in der Äußerung des Interviewee einem strukturellen inneren Widerspruch in der Kindesentscheidung geschuldet ist und warum diese Strukturlogik genau an dieser Stelle besonders prägnant – eben in Gestalt des sprachpragmatischen Widerspruchs – zum Vorschein kommt. Im Selbstverständnis moderner Ehen wird die Beantwortung der Frage nach eigenen Kindern nicht mehr vor dem Hintergrund einer unhinterfragten Tradition einfach stillschweigend vorausgesetzt, sondern – im Normalfall – zum Gegenstand einer explizit und gemeinsam getroffenen Entscheidung. Gleichzeitig kann sich diese Entscheidung bzw. die Prognose (Einschätzung) des Gelingens nicht auf die Abwägung rationaler Argumente stützen, sondern ist angewiesen auf eine gespürte Evidenz, dass der Kinderwunsch ausreichend stark vorhanden und dass für dessen Verwirklichung der betreffende Partner der Richtige ist. Die innere Widersprüchlichkeit, die die Handlung der Kindesentscheidung bestimmt, besteht also darin, dass hierin etwas explizit gemacht werden muss, was sich gar nicht oder nur annähernd explizieren lässt: die Rationalität bzw. die rationale Grundlage dieser Entscheidung.

(13-15) V: „... und **na ja es hat dann halt gleich funktioniert** und | damit haben wir beide nicht gerechnet und waren halt total baff.“

Die Überraschung über die prompt nach dem gemeinsamen Entschluss eintretende Schwangerschaft ist hier die Kehrseite zu der behutsamen („es darauf anlegen“) und von Respekt vor der Eigengesetzlichkeit der Natur getragenen Annäherung des Paares an die Elternposition. Es bestätigt sich an dieser Stelle noch einmal, dass beide Eltern das Moment der Unverfügbarkeit im Prozess des Elternwerdens ernst nehmen und nicht im Sinne einer technokratischen Haltung einfach darüber hinwegsehen. Gleichzeitig – so muss man an dieser Stelle zunächst vermuten – drückt sich in der Formulierung „und waren halt total baff“ das Bewusstsein der beiden Partner aus, dass mit der eingetretenen Schwangerschaft sich ihr Leben von nun an grundlegend und unwiderruflich verändert. Das heißt, es ist das Erstaunen darüber, dass nun tatsächlich eingetreten ist, was vorher zwar sicherlich als einschneidendes Ereignis von den Beiden antizipiert, aber in seiner Konkretion vage gelassen worden ist.

(15-17) V: „Und (..) ja so (..) man | versucht halt diesen Larifari, sag ich mal, den man so im Kopf gehabt hat, so bisschen zu ordnen und dann schon | jetzt Nägel mit Köpfen zu machen.“

Der Interviewee wird nun in seiner Rede etwas zögerlich (zweimal zweisekündige Pause und das Zeit zum Nachdenken gewinnende „ja so“). Dies erklärt sich damit, dass er das Thema der Zwischenfrage des Interviewers, inwieweit die Schwangerschaft gewünscht war, verlässt und wieder an die Eingangsfrage an-

knüpft, indem er – in der Man-Form – von persönlichen Veränderungen durch die Schwangerschaft berichtet. Bevor wir uns diese Veränderungen genauer anschauen, lohnt es sich, Folgendes festzuhalten:

Der Interviewee hatte auf die Eingangsfrage hin von *sich* bzw. *seinem* Glücksgefühl beim Feststellen der Schwangerschaft gesprochen. Bezogen auf die Zwischenfrage des Interviewers, ob es sich demnach um ein Wunschkind gehandelt hat, bezieht Herr Michels wie selbstverständlich seine Frau mit ein und spricht nur von „wir“. Als er dann wieder an die Eingangsfrage nach den persönlichen Veränderungen anknüpft, spricht er wieder nur für sich. Daran lässt sich erkennen, dass für Herrn Michels der Entschluss, Eltern zu werden, selbstverständlich nur gemeinsam gefasst werden kann und dass im Vollzug dieses Entschlusses sich beide Partner *als Paar* – also als Einheit – gegenüber der Natur als dem Dritten positionieren. Nach der Feststellung der Schwangerschaft differenziert sich diese Einheit wieder, weil beide den nun folgenden Verlauf der Schwangerschaft zum Teil in ganz unterschiedlichen Wahrnehmungsmodi erfahren. Man kann also vielleicht sagen, dass die beiden Partner sich im Entschluss zum und im Vollzug des Elternwerdens trotz oder gerade wegen ihres Geschlechtsunterschieds ganz nahekomen, während sie danach – eben aufgrund des Geschlechterunterschieds und des weiblichen Monopols der Gebärfähigkeit – wieder ein Stück weit getrennte Wege gehen. Diesen Wechsel vollzieht der Interviewee hier ohne Schwierigkeiten nach.

Worin besteht nun die persönliche Veränderung von Herrn Michels durch das Eintreten der Schwangerschaft? Sie besteht zunächst darin, dass er versucht, den „Larifari“, den er vor der Schwangerschaft im Kopf gehabt hat, zu ordnen und schon jetzt Nägel mit Köpfen zu machen. „Larifari“ hat im Lexikon⁷⁴ die Bedeutung von Unsinn, Gerede, Geschwätz. Außerdem bezeichnet der Ausdruck Zustände der Unentschiedenheit, Halbherzigkeit oder Unernsthaftigkeit. Hier im konkreten Kontext bringt der Interviewee deshalb mit diesem Begriff zum Ausdruck, dass einige – oder vielleicht auch die meisten – seiner Lebensvorstellungen *vor* der Schwangerschaft ungeordnet, unverbindlich, ohne klare Zielrichtung waren. Ohne dass wir an dieser Stelle schon wissen, was der Interviewee inhaltlich meint, wird hier bereits ganz deutlich, dass die Schwangerschaft, also die Aussicht Vater zu werden, für ihn eine grundlegende Änderung seines Lebensgefühls bedeutet: Sein Leben bekommt auf einmal eine starke Ausrichtung, es findet eine *Zentrierung* der bisher eher unverbunden und unverbindlich gebliebenen Lebensvorstellungen statt. Die Formulierung „Nägel mit Köpfen zu machen“ zeigt an, dass der Interviewee nicht nur gedanklich in sein Leben mehr

74 Wahrig Deutsches Wörterbuch (1997).

Ordnung und Verbindlichkeit bringen will, sondern dass er „schon jetzt“ vorhat, praktische Entscheidungen zu treffen.

Die deutlich erkennbare Umstrukturierung bzw. Neuausrichtung des eigenen Lebens ist für den Interviewee aber nicht etwas, was sich mit einem Schlag vollzieht, sondern ein längerer Prozess. Das wird durch die einschränkenden Formulierungen „versuchen“ und „so 'n bisschen“ deutlich und bestätigt sich in der anschließenden Wendung:

(17-18) V: „Und erwischt da-, man erwischt sich zwar schon, dass ma immer noch so Ausflüchte hat ...“

Die Neuausrichtung ist also für ihn ein Prozess, der nicht einfach glatt verläuft, sondern mit „Rückfällen“ (Ausflüchten) in alte Verhaltensmuster verbunden ist. Bei Ausflüchten geht es immer darum, dass jemand für sein Handeln nicht die (volle) Verantwortung übernehmen will. Das heißt, der Interviewee hat eine Vorstellung davon, wie ein verantwortungsbewusster Vater denken und handeln sollte und beobachtet gleichzeitig an sich, dass er von dieser Vorstellung manchmal noch abweicht bzw. noch Gedanken hat, die zu seinem Bild von einem Familienvater nicht passen.

Es ist nun von besonderem Interesse, wie Herr Michels das Verhältnis zwischen seinen Idealvorstellungen – psychoanalytisch ausgedrückt: den Ansprüchen seines Über-Ichs – und seinem tatsächlichen Fühlen und Handeln hier konstruiert bzw. gestaltet. Dafür liefert das Verb „erwischen“ einen ersten wichtigen Hinweis. Die *Ausdrücke jemand ist erwischt worden oder jemand soll sich nicht erwischen lassen oder jemand hat sich selbst bei etwas erwischt* zeigen an, dass der Sprecher einer solchen Äußerung den darin angesprochenen Regelverstoß für relativ harmlos bzw. für ein im Verhältnis kleines Vergehen hält.⁷⁵ Der Regelverstoß wird hier sozusagen mit einem Augenzwinkern betrachtet. Der Kontext, für den diese Betrachtungsweise des Regelverstoßes normal ist, ist das Eltern-Kind-Verhältnis bzw. der Verstoß des Kindes gegen eine Regel der Erwachsenen. Kindern wird – und das ist für ihre Sozialisation notwendig – in einem gewissen Umfang zugestanden, zunächst gegen die Regeln zu verstoßen, die sie später als Erwachsene verinnerlicht haben sollten. Der Prototyp dieser mit einem Augenzwinkern betrachteten Regelverletzung ist der Streich und seine Personifizierung der Lausbube.

Die Äußerung von Herrn Michels macht also deutlich, dass er von der neu gewonnenen Position des werdenden Vaters aus nicht versucht, sein vorheriges Denken und Fühlen rigide abzuschneiden bzw. zu entwerten, sondern dass er das gelegentliche Verlassen der noch neuen Vaterposition mit einem Augenzwinkern

75 Deshalb wäre dieser Ausdruck beispielsweise in Bezug auf ein Kapitalverbrechen völlig unangemessen.

betrachtet. Gleichzeitig könnte es sein, dass sich an dieser Stelle noch eine Entwicklungsaufgabe von Herrn Michels andeutet, nämlich die Auseinandersetzung mit bzw. die Integration von noch der eigenen Kindheit nahestehenden Phantasien und Gefühlen in die Position des verantwortungsbewussten Vaters. Dies kann nur die weitere Sequenzanalyse klären.

(18-20) V: „... was ich (halt) aber nicht unbedingt jetzt strafbar finde oder sonst wie; ich denke das gehört, (dass also), das Kind im Manne gehört einfach dazu, so bisschen rumzuspinnen | oder | bisschen auszuschweifen.“

Inhaltlich bestätigt sich damit die gewährende Haltung des Interviewees gegenüber seinen kindlichen Selbstanteilen. Dennoch ist in diesem Zusammenhang die Formulierung „strafbar“ aufschlussreich. Vor dem Hintergrund der bisherigen Fallrekonstruktion kann man ausschließen, dass das *strafbar* hier im Sinne eines strengen Über-Ichs des Interviewee motiviert ist. Vielmehr steckt in der Überzogenheit des Ausdrucks – kindliche Phantasien und Ausflüchte sind ja bekanntermaßen nicht strafbar – eine Ironisierung. Diese Ironisierung ist offensichtlich keine Selbstironisierung, sondern wendet sich an bzw. gegen reale oder verinnerlichte Autoritäten. Nun ist aber Herr Michels zum Zeitpunkt des Interviews 30 Jahre alt, hat sein Studium abgeschlossen und steht schon seit einigen Jahren voll im Beruf. Das heißt, er ist schon länger für sein Leben ausschließlich selbst verantwortlich. Vor dem Hintergrund der bisherigen Rekonstruktion ist es sehr unwahrscheinlich, dass der Interviewee hier auf reale Konflikte mit seinen Eltern anspielt. Mit der bisherigen Sequenzanalyse viel kompatibler ist die Annahme, dass Herr Michels selbst bereitwillig ein Stück weit an der Position des Lausbuben in der Familie festhält.

(20-22) V: „Und (..) ja vom Umfeld her isses halt so, (...) mh, meine Mutter hat das mal vor | vor 'nem Monat oder so gesagt und hat gemeint, die Ehe die bekommt dir richtig gut.“ SCHMUNZELT

Herr Michels begibt sich auch hier bereitwillig in die Position des Sohnes, indem er – wiederum mit einer leichten Ironisierung – stolz das wohlwollende Urteil der Mutter zu seiner Ehe anführt. Wir können deshalb davon ausgehen, dass sich bereits an dieser Stelle ein wesentlicher Aspekt der Fallstruktur von Herrn Michels abzeichnet, die sich nun auch in Form der **ersten Fallstrukturhypothese** genauer formulieren lässt:

Herr Michels hat bisher in Teilen seines Erlebens noch an der Position des frechen, aber liebenswerten Lausbuben festgehalten, die er früher in seiner Herkunftsfamilie sehr wahrscheinlich innehatte. Diese Position ist attraktiv, weil sie mit größeren persönlichen Freiräumen bei gleichzeitiger narzissti-

scher Gratifikation, also mit einem Sonderstatus verbunden ist. Die Position des Lausbuben impliziert eine starke Mutter-Kind-Beziehung, bei der die Mutter eine liebevoll-gewährende und gleichzeitig bewundernde Haltung gegenüber dem Sohn einnimmt. Der Vater tritt dabei etwas in den Hintergrund. Denn ein dominanter Vater würde wohl stärker auf die Regelverletzungen des Kindes reagieren. Herr Michels spürt nun, dass er mit dem Vaterwerden die Position des Lausbuben weiter aufgeben muss. Insofern ist zu erwarten, dass für ihn die Krise des Vaterwerdens sich in erster Linie entlang der Frage bewegt, wie erwachsen muss man werden, um die Position des Vaters gut auszufüllen.

- (23) I: *LACHT LEISE „Wie hat sie das gemeint?“*
- (24-26) V: *„Ja ich | merk halt, dass ich manche Sachen halt nicht mehr so verbissen sehe oder nicht mehr allzu verbissen sehe, (..) sondern PFF ja | auch mal Fünfe grade *ja lass oder so. *TIEFERES EINATMEN*
- (27) I: *„Und das war vorher“*
- (28-30) V: *„[Vorher] ja () bin ich halt (ph), sag ich mal ich geh zwar momentan auch noch recht schnell hoch, sag ich mal, das versuch ich auch in 'n Griff zu kriegen, aber | es ist nicht mehr so, dass ich mir unbedingt da Gedanken mache oder äh mich zu sehr reinrenne. (..)“*

Herr Michels sagt, dass er durch seine Ehe etwas ruhiger und gelassener geworden ist und nicht mehr so schnell „hochgehe“. Er scheint also vorher jemand gewesen zu sein – und ist es teilweise auch heute noch –, der sich schnell ärgert und impulsiv reagiert, wenn etwas nicht so läuft, wie er sich das vorstellt bzw. vorgestellt hat. Er möchte – oder wollte in der Vergangenheit – also häufig seinen Kopf durchsetzen.

- (31-35) V: *„Und (.) ja ich versuch halt (.) sag ich mal von denen | Momenten, wo wir 's wussten, dass Andrea schwanger ist, (ab-) ja richtig alles aufzunehmen. (I: Mhm) So vom | ersten Strampeln, das kleinere erste Fühlen des Strampelns, war 's jetzt nur 'ne Blähung oder war 's tatsächlich BEIDE LACHEN äh der Kleine und so; (.) ich war jetzt auch bis auf | zweimal immer beim Arzt, (ich mein) bei der Ärztin mit und so.“*

Zunächst ist hier ungewöhnlich, dass der Interviewee von *mehreren* Momenten spricht, wo beide wussten, dass die Frau schwanger ist, da die Schwangerschaft definitiv – also im Sinne von Wissen – nur einmal festgestellt werden kann. Alles was vor der Feststellung beobachtet wird, können – rein logisch – nur mehr oder weniger starke Anzeichen für eine Schwangerschaft sein. Die angesproche-

nen Momente können sich deshalb nicht auf den *Zeitpunkt der Feststellung* der Schwangerschaft beziehen, sondern können nur – dann hat die Pluralform Sinn – die Zeit *nach* der Feststellung meinen. Sinngemäß würde Herr Michels dann sagen: „Ich versuche von den Momenten, seit wir wissen, dass Andrea schwanger ist, alles aufzunehmen.“ Das heißt, gemeint sind hier die Momente der Kontaktaufnahme des Vaters zu dem Kind im Bauch der Mutter.

Aus dem weiteren Verlauf der Äußerung („So vom ersten Strampeln, das kleinere erste Fühlen des Strampelns, ...“) wird deutlich, dass der Vater von Anfang an – also ab dem Zeitpunkt, von dem an das Kind *von außen* wahrnehmbare Lebenszeichen von sich gibt – dabei sein und nichts verpassen („richtig alles aufzunehmen“) möchte. Dieses große Interesse des Vaters bekommt dann im Fortgang der Äußerung fast schon Züge einer überaufmerksamen Mutter und kippt deshalb an der Stelle, wo es um die Frage geht, ob die wahrgenommene Regung im Leib der Mutter das Kind oder eine Blähung war, ins Lächerliche (sowohl Interviewee als auch Interviewer lachen an dieser Stelle). Schließlich erklärt Herr Michels nicht ohne Stolz, dass er bis auf zweimal bei jeder Vorsorgeuntersuchung dabei war.

Wir können deshalb als **zweite Fallstrukturhypothese** formulieren,

dass Herr Michels schon sehr frühzeitig den direkten Kontakt zum Kind sucht und dass für diesen Vater die Vaterschaft bereits mit Feststellung der Schwangerschaft beginnt.

Der Interviewer fragt nun – bezogen auf die Vorsorgeuntersuchungen – nach:

(36-37) I: „Also war ihnen das selber auch wichtig, äh da mitzugehen oder?“

Worauf Herr Michels antwortet:

(38-43) V: „Ja. (I: Ja) Mhm. Ja, (ich) sag mal so, ich (glaub) ich (hätt) bei Andrea auch mehr oder weniger, sag ich mal, (.) hätt ich es ihr eher auch versucht einzureden, dass ich da (mitzugehen), wenn (wir), also mitgehe, wenn sie was dagegen hät-gehabt hätte, aber sie | sie find 's auch absolut okay. (..) Und, ja für mich ist das immer wieder spannend da | bei der Frauenärztin, sei es | Ultraschall oder einfach nur tasten oder | erklärt zu bekommen, (.) was da jetzt gerade abläuft oder was da jetzt komisch war *oder so*, oder auf was das beruhte dieses Komische.“

An dieser Sequenz wird wiederum deutlich, mit welchem Interesse bzw. mit welcher Nachdrücklichkeit der Interviewee alles verfolgt, was mit dem werden- den Kind im Zusammenhang steht. Dieses Interesse geht hier deutlich über das hinaus, was man von einem normal interessierten Vater erwarten würde. Denn Herr Michels findet es nicht nur spannend, den Fötus auf dem Ultraschallbild zu

sehen und entlang der Bauchoberfläche der Mutter zu fühlen, sondern er möchte genau erklärt bekommen, „was da jetzt gerade abläuft oder was da jetzt komisch war oder auf was das beruhte dieses Komische.“

Die Nachdrücklichkeit seines Interesses, möglichst alles vom werdenden Kind mitzubekommen, zeigt sich auch daran, dass er mit seiner Äußerung klar sagt, dass er es nicht akzeptiert hätte, wenn seine Frau ihn bei den Vorsorgeuntersuchungen nicht hätte dabeihaben wollen. Dies ist zunächst in zweierlei Hinsicht ungewöhnlich bzw. erklärungsbedürftig. Zum einen überrascht, dass Herr Michels das Thema Begleitung zu den Vorsorgeuntersuchungen überhaupt in dieser Weise als möglichen Konflikt anspricht, da – wie es die Frage des Interviewers auch impliziert – eher zu erwarten ist, dass die Frau selbstverständlich ein Interesse daran hat, dass der Mann sie begleitet. Anders gesagt: Sofern das Thema zwischen Paaren überhaupt konflikthaft ist, dann doch in den meisten Fällen eher deshalb, weil der Mann aus Sicht der Frau *nicht* genügend bzw. *nicht* das gleiche Interesse für den Fötus zeigt, was eben zum Teil sicherlich auf die schon weiter oben festgestellte Abstraktheit der Schwangerschaft für den werdenden Vater zurückzuführen ist. Zum anderen fällt auf, wie Herr Michels mit seiner Äußerung deutlich zum Ausdruck bringt, dass er einen *direkten* und ähnlichen intensiven Zugang zum noch nicht geborenen Kind sucht wie ihn die Mutter aufgrund ihrer Gebärfähigkeit von Natur aus hat. Anders gesagt: Dass Herr Michels – sofern seine Partnerin die Begleitung zu den Vorsorgeuntersuchungen nicht gewollt hätte – diesen Wunsch nicht akzeptiert hätte, kann ein Hinweis darauf sein, dass er die Exklusivität der Mutter-Kind-Dyade möglicherweise nicht anerkennt und im Zweifelsfall mit der Mutter um den Zugang zum Fötus konkurrieren würde. Ob hier tatsächlich ein Konkurrenzverhältnis zwischen Mutter und Vater vorliegt, kann man an dieser Sequenzstelle noch nicht sagen.

(44-54) I: „Haben sie da schon | mal was gefühlt oder?“

V: „Jaja, ich bin permanent am Fühlen.“

I: „LACHT Und und spürt man da was oder?“

V: „Ja, der ist also sehr aktiv. Also seit (.) PFFF zwei Monaten so ungefähr | dreht er sich und | dann sieht man dann mal den Bauch total verschoben und so, das find ich schon ziemlich stack. (.)Und wenn er Schluckauf hat so, also wir nehmen an, dass es Schluckauf ist, weil 's 'n monoto- also so 'n rhythmisches (), und (..) ja das (.) das soll nicht einfach so an mir vorbeigehen. Da möchte ich mich auch noch in | fünf, sechs Jahren dran erinnern oder in zehn Jahren. Und deswegen versuche ich da jeden Moment (.) auch zu genießen und | ja, sei es nur einfach auf 'em Bett liegen und einfach mal die Hand drauf halten oder mit dem Ohr [I: Mhm] am Bauch () *oder so*. Das find ich

halt absolut stack, dass sich da drin (.) aus so 'ner kleinen Zelle | da was grade bewegt.“

Zunächst bestätigt diese Sequenz das außerordentliche Interesse von Herrn Michels am Fötus im Leib der Mutter und die oben formulierte Hypothese, dass er bereits während der Schwangerschaft intensiv („Ich bin permanent am Fühlen.“) den *direkten* Kontakt zum Kind sucht.

Dabei fällt auf, dass er den Fötus schon stark personalisiert: „*der ist also sehr aktiv*“, „*seit zwei Monaten so ungefähr dreht er sich*“, „*wenn er Schluckauf hat*“. Noch deutlicher wird das an der Aussage,

„und dann sieht man dann mal den Bauch total verschoben und so, das find ich schon ziemlich stack.“

Denn die Formulierung „etwas stark (stack) finden“ drückt eine gewisse Bewunderung für eine Handlung oder für wie etwas gestaltet ist aus, wobei im letzteren Fall auch Handlungen dahinterstecken. Dabei zielt die Bewunderung einer Handlung weniger auf das Leistungsmoment, das eventuell mit dieser Handlung verbunden ist, als vielmehr auf die „Coolness“ oder Originalität, die der Betreffende mit dieser Handlung zeigt - so zum Beispiel in der Äußerung „Ich fand es stark, wie er unbeeindruckt von den Drohungen des Lehrers einfach das Klassenzimmer verlassen hat“. Etwas „stark“ finden bedeutet also auch, etwas „cool“ zu finden, zumal hier das „stark“ auch noch in einem jugendsprachlichen Jargon (stack) von Herrn Michels verwendet wird. Als „cool“ wird jemand oder dessen Handlung bezeichnet, wenn dieser bzw. diese vom Mainstream abweicht und derjenige damit zeigt, dass er sich nicht an den Erwartungen des Mainstreams orientiert bzw. von diesen beeinflussen lässt. Deshalb kann die Natur oder können Naturphänomene nicht „cool“ sein. Wenn die Wendung „etwas stark finden“ dennoch im Zusammenhang mit Naturphänomenen verwendet wird – wie zum Beispiel in der Aussage „Ich fand es stark, wie plötzlich ein heftiger Sturm hereinbrach“, dann markiert das „stark“ auch hier eine Abweichung vom Mainstream, allerdings nicht vom Sturm, der ja nicht von einer sozialen Norm abweichen kann, sondern im Erleben des Sprechers, da heftige Stürme normalerweise eher als bedrohlich erlebt werden. Kurz: Man verwendet diese Prädizierung nicht für etwas, was sowieso jeder gut bzw. beeindruckend findet und man verwendet sie nicht für reine Naturphänomene, sondern für Handlungen.

Vor dem Hintergrund dieser Rekonstruktion stellt sich die Frage, was Herr Michels daran „stark“ findet, dass „man dann mal den Bauch total verschoben sieht“, wenn der Fötus im Bauch der Mutter sich gedreht hat. Denn dann kann sich in dieser Formulierung nicht allein die Faszination für den von der Natur eingerichteten Prozess der Entwicklung des menschlichen Lebens im Leib der Mutter ausdrücken. Vielmehr drückt sich darin eine Personalisierung des Fötus

in der Weise aus, dass Herr Michels hier dessen Bewegungen als *Handlungen* thematisiert, die er stark findet. Stark findet er diese Handlungsbewegungen, weil sie dazu führen, dass dann der Bauch (der Mutter) „total verschoben“ wird. Das Prädikat „total verschoben“ drückt aus, dass etwas völlig aus seinem ursprünglichen Gleichgewicht bzw. aus seiner ursprünglichen Ordnung geraten ist. Vor dem Hintergrund der obigen Rekonstruktion kann deshalb der latente Bedeutungsgehalt dieser Sequenz so formuliert werden, dass Herr Michels – neben seiner Faszination dafür, dass aus einer „kleinen Zelle“ ein menschliches Leben bzw. sein Sohn erwächst, das bzw. der nun auch anhand von Bewegungen greifbar ist – eine gewisse Bewunderung dafür ausdrückt, bzw. es cool findet, dass sein Sohn mit seinen „Handlungsbewegungen“ die normale Ordnung verschiebt, also – zugespitzt formuliert – bereits als Fötus gegen den Mainstream handelt. In diese Handlungsbewegungen reiht sich auch das im Anschluss von ihm erwähnte Schluckauf ein, da es auch eine Störung der gewohnten Ordnung darstellt.

Herr Michels projiziert also in die Bewegungen des Fötus und zukünftigen Sohns ein „cooles“ Verhalten, das in keinsten Weise dem Entwicklungsstand eines Fötus angemessen ist. Auffällig ist hier nicht die Personalisierung des Fötus an sich. Diese erscheint mir vielmehr konstitutiv für den Beziehungsaufbau zum kommenden Kind. Auffällig ist die Art und Weise der Personalisierung, die Hinweise dafür liefert, dass Herr Michels bestimmte Verhaltensweisen in seinen zukünftigen Sohn hineinprojiziert, mit denen er sich besonders identifiziert.

„Und wenn er Schluckauf hat so, also wir nehmen an, dass es Schluckauf ist, weil 's 'n monoto- also so 'n rhythmisches ()“

In der relativ langen Sequenz (44-54), in der Herr Michels beschreibt, wie er den Bewegungen des Fötus nachspürt, ist dies die einzige Stelle, in der seine Frau in Form des *Wir* auftaucht bzw. Erwähnung findet. Das ist aus zwei Gründen bemerkenswert: Zum einen ist es ja der Bauch seiner Frau, über den er hier spricht und über den er versucht, Kontakt zum Kind aufzunehmen. Das findet in dieser Sequenz aber in keiner Formulierung des Interviewee einen Niederschlag. Vielmehr wird der Bauch nur losgelöst von seiner Frau thematisiert. Zum anderen konstellierte sich ja in den Situationen, in denen Herr Michels den Bewegungen des Kindes im Bauch seiner Frau nachspürt („sei es nur einfach auf 'em Bett liegen und einfach mal die Hand drauf halten oder mit dem Ohr am Bauch“) eine intime *Dreiersituation*. Auch dies findet in den Formulierungen von Herrn Michels keinerlei Resonanz. Stattdessen ist er scheinbar vollständig auf das Kind fokussiert. Die Struktur der ödipalen Triade stellt er in diesen Momenten also nicht her bzw. bildet sie nicht in sich ab.

Vor diesem Hintergrund wird noch deutlicher, dass das seine Frau einbeziehende „wir“ nicht auf ein gemeinsames Erleben zielt, sondern eine andere Be-

deutung hat. Indem Herr Michels bei der Beantwortung der Frage, ob es sich bei den rhythmischen Bewegungen um ein Schluckauf des Fötus handelt, auf ein „wir nehmen an“ rekurriert, stellt er sich bezüglich der Kompetenz, diese Frage zu beantworten, auf die gleiche Stufe wie seine Frau. Das ist insofern bemerkenswert, als seiner Frau ja nicht nur – wie ihm – die Außenwahrnehmung des Fötus zur Verfügung steht, sondern vor allem die Viszerozeption. Sie kann also im Zweifelsfall wesentlich besser einschätzen, ob es sich bei den besagten Bewegungen um ein Schluckauf handelt oder nicht. Diese Differenz im Zugang zum Fötus wird in der Formulierung von Herrn Michels, also dem einschließenden „wir“, nivelliert.

Wir stoßen hier also erneut auf eine Sequenzstelle, in der Herr Michels die Differenz zwischen Frau und Mann bezüglich des Zugangs zum Fötus und damit die Besonderheit der Mutter-Kind-Dyade ignoriert bzw. nicht anerkennt. Im Gegenteil: in seiner starken Fokussierung auf das Kind scheint die Frau zu verschwinden. Der Bauch, in dem sich der Fötus befindet, wird von Herrn Michels losgelöst von seiner Frau thematisiert. Wir können daher als **dritte Fallstrukturhypothese** formulieren,

dass Herr Michels, seitdem das Kind für ihn im Bauch der Mutter wahrnehmbar ist, eine sehr starke Fokusausrichtung auf das Kind vollzieht und dabei nicht nur die Besonderheit der Mutter-Kind-Dyade ignoriert, sondern seine Frau zum Verschwinden bringt. In den Dreierkonstellationen, in denen er – zwangsläufig – Kontakt zum Kind aufnimmt, stellt er nicht die Struktur der ödipalen Triade her, sondern sucht eine exklusive Nähe zum Kind unter Ausschluss seiner Frau.

Aus dem oben wiedergegebenen Absatz (44-54) möchte ich noch auf folgende Sequenz eingehen, die mir auffällig bzw. aufschlussreich erscheint.

„ja das (.) das soll nicht einfach so an mir vorbeigehen. Da möchte ich mich auch noch in /fünf, sechs Jahren dran erinnern oder in zehn Jahren. Und deswegen versuche ich da jeden Moment (.) auch zu genießen“

Beim ersten Satz („das soll nicht einfach so an mir vorbeigehen“) geht es um die *Ausrichtung der Aufmerksamkeit*, damit etwas überhaupt wahrgenommen wird bzw. werden kann. So könnte beispielsweise ein gewordener Vater diesen Satz als Begründung dafür sagen, dass er ein Jahr Elternzeit nehmen möchte, um mehr von der Entwicklung seines Kindes im ersten Jahr mitzubekommen. Er möchte also eine berufliche Auszeit nehmen, um seine Aufmerksamkeit voll bzw. stärker auf das Kind richten zu können. Beim zweiten Satz („Da möchte ich mich auch noch in fünf, sechs Jahren dran erinnern oder in zehn Jahren.“) geht es nicht um die Ausrichtung der Wahrnehmung, sondern um *Erinnerungssiche-*

runge. Deshalb könnte diese Aussage beispielsweise von einem Bräutigam als Begründung dafür gemacht werden, dass von der Hochzeit möglichst viele Fotos gemacht werden. Im dritten Satz („*Und deswegen versuche ich da jeden Moment auch zu genießen*“) geht es eigentlich darum, von etwas Flüchtigem möglichst viel aufzunehmen, um davon möglichst wenig zu verpassen. Auch hier würde das Beispiel vom frischgebackenen Vater wieder passen, der versucht, die erste Zeit mit seinem Kind möglichst intensiv zu erleben, um von dessen schneller Entwicklung möglichst wenig zu verpassen. Deshalb könnte diese Aussage als Begründung nahtlos an den ersten Satz anschließen: „Das soll nicht einfach so an mir vorbeigehen. Und deswegen versuche ich da jeden Moment auch zu genießen.“ Denn in beiden Sätzen geht es darum, etwas als kostbar Empfundenes, das gleichzeitig flüchtig bzw. unwiederbringlich ist, nicht zu verpassen.

Indem Herr Michels aber zwischen diese beiden Sätze den Wunsch nach Erinnerungssicherung schiebt, wird der dritte Satz zur Aussage über das Wie bzw. das *Mittel* der Erinnerungssicherung: Indem er versucht, jeden Moment mit dem Kind intensiv zu erleben, möchte er sicherstellen, dass er sich auch noch in zehn Jahren daran erinnern kann. Der Versuch, jeden Moment möglichst intensiv zu erleben, hat also sowohl die Funktion, möglichst nichts zu verpassen als auch die Funktion der Erinnerungssicherung. Oder anders formuliert:

Ungewöhnlich ist hier, dass hier die Wahrnehmung selbst in den Dienst der Erinnerungssicherung genommen wird. Das lässt sich an folgenden Überlegungen verdeutlichen: Die obigen Formulierungen implizieren *zwei* Kontextbedingungen, damit sie als wohlgeformt gelten können. Zum einen muss es sich bei dem, was nicht einfach am Interviewee vorbeigehen soll, um etwas *Einmaliges*, nicht Wiederholbares handeln, sonst wäre eine besondere Anstrengung zum Zwecke der Erinnerungssicherung nicht notwendig. Dies gilt beispielsweise für ein so herausgehobenes Ereignis wie die eigene Hochzeit. Dennoch würden die obigen Formulierungen nicht in diesen Kontext passen. Denn im Rahmen der eigenen Hochzeit zu sagen, „ich versuche jeden Moment zu genießen, damit das nicht einfach an mir vorbeigeht“ würde spätestens bei der Braut für Irritationen sorgen, da Ereignisse, auf die man sich sehr freut und die zudem per se einen herausgehobenen Charakter haben, nicht einer eigenen Anstrengung bedürfen, um sie intensiv zu erleben. Deshalb beziehen sich in einem solchen Kontext erinnerungssichernde Handlungen nicht auf die Wahrnehmung selbst, sondern auf Hilfsmittel der Erinnerung, wie beispielsweise Fotos oder besondere Arrangements, die eindrücklich in Erinnerung bleiben sollen. Aus diesem Grund muss zu der Bedingung der Einmaligkeit als zweite Bedingung hinzukommen, dass es sich bei den betreffenden Ereignissen gerade *nicht* um *an sich herausgehobene Ereignisse* handelt, sondern um solche, die ohne besondere Anstrengung der Aufmerksamkeit entweder erst gar nicht wahrgenommen oder – soweit wahrge-

nommen – schnell wieder vergessen werden. Der Interviewee versucht also bezogen auf das Kind, seine Wahrnehmung möglichst maximal zu aktivieren und zu fokussieren auf per se nicht herausgehobene Momente, um nicht nur nichts zu verpassen, sondern um sich auch noch in zehn Jahren daran erinnern zu können.

Wenn es nicht um an sich herausgehobene Momente geht, bedeutet das, dass die verstärkte Aktivierung und Ausrichtung der Aufmerksamkeit auf *Vollständigkeit* zielt. Herr Michels möchte also möglichst viel von den Momenten, in denen das Kind für ihn wahrnehmbar ist, festhalten, was auch in seiner Formulierung „versuche ich da *jeden Moment* [Kursive Herv. v. Autor] auch zu genießen“ zum Ausdruck kommt.

Der Interviewer fragt im Anschluss an die obige Sequenz, ob der Interviewee also sozusagen nach dem Moment gefiebert hätte, ab dem auch für einen Außenstehenden das Kind im Bauch der Mutter erfahrbar ist. Herr Michels bejaht die Frage, in dem er sagt

(57) V: „Jaja, das ist (.), also | ich bin auch (.) () Kinder die liegen mir echt,“

und leitet dann über zu einer Patenschaft, die er wohl schon recht früh übernommen hat:

(59-61) V: „... und da bin ich Patenonkel geworden und ich | versuch halt die Rolle auch richtig einzunehmen, sag ich mal, und ich versteh mich mit meinem Patenkind echt super.“

Die Äußerung *Kinder liegen mir echt* drückt eine stärkere Affinität zu Kindern aus als eine Aussage wie beispielsweise *Ich komme gut mit Kindern zurecht* oder einfach *Ich mag Kinder*. Dass einem etwas liegt, impliziert einen Umgang mit dem Gemeinten, der sich nicht auf eine betrachtende und wertende Haltung beschränkt, sondern auch praktischer Art ist. Der Interviewee muss deshalb schon öfters die Erfahrung gemacht haben, dass er gut mit Kindern umgehen kann, dass er also zu diesen relativ schnell einen guten Zugang findet. Dieser Zugang kann sich bei Kindern nicht in erster Linie auf reine Gesprächssituationen beziehen, sondern impliziert, dass es Herrn Michels Spaß macht und leichtfällt, etwas mit Kindern zu unternehmen oder mit ihnen zu spielen. Kurz: Die Äußerung zeigt, dass Herr Michels auch noch als Erwachsener einen guten Zugang zu seinen kindlichen Erfahrungen hat und mit diesen positiv identifiziert ist.

Die Aussage des Interviewee *Ich versteh mich mit meinem Patenkind echt super* hat hier im Interview sicherlich die Funktion, der vorher gemachten Äußerung *Kinder liegen mir echt* noch einmal ein Authentizitätssiegel zu verleihen. Anstatt nun aber die Fähigkeit Herrn Michels zu untermauern, von einer Erwachsenenposition heraus sich ohne Schwierigkeiten auf die kindliche Erlebniswelt einzulassen, wirft diese Aussage vielmehr die Frage auf, ob hier nicht eine

Überidentifikation mit eigenen kindlichen Anteilen zum Ausdruck kommt, da die Äußerung in bestimmten Hinsichten unangemessen erscheint. Die Aussage, dass ich mich mit jemanden sehr gut verstehe, lässt normalerweise an eine Beziehung denken, die gleichberechtigt, also frei von Hierarchien – welcher Form auch immer – ist. Denn damit ist gesagt, dass dieses gute Verständnis auf absoluter Gegenseitigkeit beruht. Wird diese sprachliche Wendung in der Praxis dennoch innerhalb eines hierarchischen Verhältnisses geäußert – z.B. *ich verstehe mich sehr gut mit meinem Chef* oder *ich verstehe mich sehr gut mit meinen Eltern*⁷⁶ – so gerade deshalb, um anzuzeigen, dass der hierarchische Aspekt hier zugunsten einer eher freundschaftlichen und damit gleichberechtigten Beziehung in den Hintergrund getreten ist. Doch auch für diesen Fall wäre eine solche, die Hierarchie in den Hintergrund stellende Aussage nur dann angemessen, wenn sie von dem in der Hierarchie unten Stehenden geäußert würde. Ein Chef, der sagen würde, er verstehe sich mit seinem oder seinen Angestellten sehr gut, tut so, als gäbe es keine Hierarchie in seinem Unternehmen. Noch deutlicher wird die Unumkehrbarkeit dieser Äußerung in der Eltern-Kind-Beziehung: Ein Elternteil, das sagen würde, ich verstehe mich mit meinen Kindern sehr gut, würde damit entweder seine Elternfunktion bzw. elterliche Verantwortung verleugnen oder – was letztlich auf dasselbe hinausläuft – versuchen, für die eigenen Kinder ein Kumpel zu sein. Wir können daraus schließen, dass Herr Michels seinem Patenkind eher auf der Kumpelebene begegnet und weniger als fürsorglicher Erwachsener.

Damit haben wir erneut einen Hinweis für die in der ersten Strukturhypothese formulierte Vermutung, dass bei Herrn Michels auch als Erwachsener noch eine starke Identifizierung mit bisher noch nicht klar umrissenen Aspekten des Kindseins vorliegt.

Der Interviewer fragt nun direkt im Anschluss an die obige Äußerung des Interviewee, wie alt das Patenkind ist, worauf er antwortet:

(63-66) V: „Das ist jetzt fünf. (I: Mhm) Und | ja (.)“

I: „Ist das auch 'n Junge oder?“

V: „Ja. (.) Und | ja (..) wir verstehen uns echt gut. Wir haben halt auch so Phasen, oder wir hatten mal so zwei Monate, da hatten wir uns absolut in Ruhe gelassen, oder 'n halbes Jahr oder so“.

76 Auch wenn sich Familien- und Arbeitsbeziehungen strukturell grundlegend unterscheiden – Unterschied zwischen diffusen und spezifischen Sozialbeziehungen – und damit auch deren jeweilige hierarchische Struktur, geht es hier um den Aspekt der Asymmetrie, der beide Beispiele verbindet.

Mit der Altersangabe des Patenkindes wird die Unangemessenheit der Beziehungsbeschreibung *Ich versteh mich mit meinem Patenkind echt super* nun ganz offensichtlich. Bei einer Beziehung eines Erwachsenen zu einem fünfjährigen Kind kann nicht ansatzweise von einem *gegenseitigen* Verständnis gesprochen werden. Angemessen wären hier Formulierungen wie *Ich mag mein Patenkind sehr gerne* oder *Zu meinem Patenkind habe ich ein (sehr) gutes Verhältnis*. Dagegen sind alle Formulierungen, die bei der Beschreibung reziproker Beziehungen zur Anwendung kommen, unangemessen, weil sie dem Kind eine Autonomie und der Beziehung eine Gleichgewichtigkeit unterstellen, die durch das Kind aufgrund seines Alters nicht ausgefüllt werden können. Dennoch wiederholt der Interviewee seine vorherige Beziehungsbeschreibung und verstärkt dabei noch den Eindruck von uneingeschränkter Reziprozität, indem er die egozentrische Perspektive verlässt zugunsten des gemeinsamen *Wir verstehen uns echt gut*.

Spätestens bei einer Aussage wie *Wir hatten auch Phasen, wo wir uns absolut in Ruhe gelassen haben* muss man an eine Liebes- oder Freundschaftsbeziehung denken, aber nicht an eine Patenschaftsbeziehung. Die Unangemessenheit dieser reflektierenden Beziehungsdarstellung und damit auch die Unangemessenheit der Wahrnehmung des Interviewee lässt sich leicht gedankenexperimentell dadurch überprüfen, indem man sich vorstellt, dass der fünfjährige Junge diese Beziehungseinschätzung äußert. Es ist offensichtlich, dass eine solche Äußerung von einem Fünfjährigen nicht denkbar ist. Die Ausdrucksweise von Herrn Michels, die eine Beziehung zwischen Gleichgestellten suggeriert, legt aber genau dies nahe. Das heißt, Herr Michels projiziert eigene Beziehungswünsche in die Beziehung zu seinem Patenkind. Dabei unterstellt er dem fünfjährigen Patenkind ein Reflexionsvermögen, das vor Beginn der Adoleszenzphase nicht zu erwarten ist.

Wir können nun in einer **vierten Strukturhypothese** die Vermutung aus der ersten Strukturhypothese weiter spezifizieren:

Es sind im Interview weitere Belege dafür aufgetaucht, dass bei Herrn Michels noch eine starke Identifizierung mit bestimmten Entwicklungsphasen seiner eigenen Kindheit vorliegt. Nach den bisherigen Hinweisen bezieht sich diese Identifizierung vor allem auf die Zeit der beginnenden Adoleszenz. Diese Identifizierung führt dazu, dass Herr Michels auf der einen Seite sich selbst – hier in der Beziehung zu seinem Patenkind – wieder stellenweise in einen Adoleszentenstatus begibt, während er gleichzeitig auf der anderen Seite diesen Status in das Patenkind hineinprojiziert. Es ist deshalb zu erwarten, dass Herr Michels ähnliche Wünsche nach adoleszenter

Freundschaft – also Freundschaft und Intimität in Abgrenzung zur Erwachsenenwelt – auch in sein eigenes Kind projiziert.

Nachdem der Interviewee im Anschluss an die oben wiedergegebene Äußerung sagt, dass er sein Patenamt wirklich ausfüllen möchte und nicht ein Patenonkel sein will, der nur zu den Geburtstagen auftaucht, fragt ihn der Interviewer, woraus denn für ihn – Herrn Michels – die Verantwortung oder Aufgabe eines Paten besteht. Herr Michels antwortet:

(75-80) V: „Ja also, sag mal, nicht nur den Kleinen zu beschenken, sondern auch sich mit dem zu beschäftigen. Und (.) mh nach meiner Meinung auch ihm, jetzt zwar nicht, aber | halt | dann die Früchte zu tragen, wenn er so zwölf, dreizehn ist und jemanden braucht, wo er sich mal unterhalten muss, was nicht der Freund ist, was nicht der Vater und die Mutter ist, und | ja gut, das (.) da wär' ich dann echt stolz drauf, wenn er dann ankäm und *(würd' dann sagen) hier Joachim* (..) ich hab da 'n Problem oder sonstiges, ne. (I: Mhm) Das ist halt mein Ziel.“

Der Interviewee benennt nun selber genau das Entwicklungsalter, auf das sich seine Wünsche nach einer intimen und exklusiven Freundschaftsbeziehung beziehen. Es ist die Phase der Pubertät, in der die eigene Sexualität und die Abgrenzung von den Eltern in den Vordergrund treten. Der Interviewee phantasiert sich hier zwar nicht selber auf die Stufe eines pubertierenden Jungen – denn er gibt sich die Rolle des erfahrenen Ratgebers –, doch sein Wunsch, genau in dieser Entwicklungsphase eine sehr enge Vertrauensperson für sein Patenkind zu sein, zeigt an, dass es sich dabei um einen für ihn immer noch bedeutsamen Entwicklungsabschnitt handelt, dem er sich innerlich noch verbunden fühlt.

Hinsichtlich seiner Funktion als besondere Vertrauensperson nimmt Herr Michels in zwei Richtungen eine Abgrenzung vor: Auf der einen Seite möchte er für sein Patenkind mehr sein, als ein Freund, denn dieses soll sich mit Problemen oder anderen Dingen an Herrn Michels wenden, die es nicht mit einem Freund besprechen kann, weil – so müssen wir schließen – dieser als etwa Gleichaltriger nicht über das Ausmaß an Erfahrungen verfügen kann wie der Interviewee. Hier wird also die phantasierte bzw. gewünschte Exklusivität der Beziehung über ein Mehr an Erfahrung konstituiert. Auf der anderen Seite sieht Herr Michels seine Patenschaft in bewusster Abgrenzung zur Eltern-Kind-Beziehung. Diese Abgrenzung kann nur darauf beruhen, dass Herr Michels – im Unterschied zu den Eltern – nicht einen direkten Erziehungsauftrag gegenüber seinem Patenkind hat und deshalb vielleicht in seinen Augen mit mehr Offenheit und Verständnis auf eventuelle Probleme in dieser Entwicklungsphase reagieren kann. Verständnisfördernd ist sicherlich auch seine zum Ausdruck kommende Verbundenheit mit diesem Entwicklungsabschnitt.

Dennoch fällt auf, dass im Verständnis des Interviewee hier die Patenschaft eine Stoßrichtung bekommt, in der der Pate sich als *Bündnispartner des Kindes* in der Auseinandersetzung mit den Eltern anbietet bzw. positioniert. Anders gesagt: Obwohl das Patenkind vom Alter her noch weit von der Pubertät entfernt ist, imaginiert sich Herr Michels schon jetzt in eine (indirekte) Konkurrenzsituation mit den Eltern des Patenkindes, indem er sich wünscht, in dieser Zeit die wichtigere Vertrauensperson für das Kind zu sein. Man kann also sagen, Herr Michels bezieht eine narzisstische Gratifikation („da wär’ ich dann echt stolz drauf“) aus der Vorstellung, ein vertrauensvolleres und engeres Verhältnis zu einem pubertierenden Jungen – hier seinem Patenkind – aufbauen und pflegen zu können als es die Eltern oder ein Freund des Jungen haben.

Bevor wir zu möglichen Hypothesen aus diesem Befund übergehen, soll noch – mit kurzen Unterbrechungen – der weitere Verlauf der oben zitierten Äußerung wiedergegeben werden:

(80-83) V: „*RÄUSPERT SICH* (..) *Ja | und* | dann halt (...) ihm auch ‘ne Meinung (.) z- äh | ‘ne Meinung darzustellen, die nicht unbedingt TIEFES EINATMEN Vater, Mutter oder Großeltern sind, die ja schon recht | differierende Meinungen von irgendwelchen Sachen haben;“

Hier zeichnet sich noch deutlicher die Stoßrichtung gegen die Eltern – einschließlich der Großeltern – ab.

(83-91) V: „und | in dem Fall is auch (.) ja | überrollt, oder wird er von den Omas, also er hat noch beide Omas und zwei Groß- Urgroßomas, wird er halt förmlich überrollt mit materiellen Dingen und | Meinungen und sonstigem, und das ist jetzt für dich gut und so. TIEFERES EINATMEN Und (.) was der als | Vierjähriger damals oder Dreijähriger schon alles geschenkt bekommen hat, da hätten wir uns damals | mh uff ja wir wären damit nicht fertig geworden. Der der hat auch solche Probleme, dass er dann vor’m Gabentisch da steht quasi oder Geburtstagstisch (..) und | er weiß gar nicht wo er anfangen soll so ungefähr, und (.) äh oder die Mutter, die | die Katja die hat jetzt erzählt, dass er das halt schon | da sukzessive alles vornimmt ja, und da hat er auch für jedes so einen Tag LACHT oder so, ne,“

Das Motiv der Stoßrichtung gegen Eltern⁷⁷ und Großeltern gewinnt hier nun etwas an Kontur. Es ist das Gefühl, von diesen „überrollt“ und – so müssen wir im

77 Die Eltern des Patenkindes werden hier zwar nicht in eine Reihe mit den Großeltern gestellt, die das Kind mit materiellen Dingen und mit Meinungen „überrollen“. Doch hat dies sicherlich eher damit zu tun, dass die Eltern des Patenkindes Freunde des Interviewee bzw. auf der selben Generationenebene sind. Die Großeltern des Kindes sind dagegen auf der gleichen Generationenebene wie die Eltern des Interviewee und seiner Frau, und es ist in erster Linie diese Generationenbeziehung, die in den Äußerungen von Herrn Michels als konflikthaft durchscheint.

Umkehrschluss folgern – mit seinen wirklichen Bedürfnissen nicht richtig wahrgenommen zu werden. Das tiefe Einatmen des Interviewee an dieser Stelle – und auch schon in der vorherigen Passage – scheint anzuzeigen, dass er das Überrollende so nachempfindet, dass ihm förmlich die Luft abgeschnürt wird. Dabei scheint das Überrollt- bzw. Überhäuftwerden mit Geschenken eher manifester Ausdruck einer tiefer erlebten Übergriffigkeit zu sein, da Herr Michels dieses Überhäuftwerden in den Worten einer realen Traumatisierung beschreibt: „*Was der als Vierjähriger damals oder als Dreijähriger schon alles geschenkt bekommen hat, da hätten wir uns damals mh uff ja wir wären damit nicht fertig geworden.*“ Wenn man für *geschenkt bekommen* einfach das neutrale Verb *erfahren* einsetzt, klingt dieser Satz, als ob das Kind schon mehreren Traumata ausgesetzt war. Dies steht in keinem angemessenen Verhältnis zum tatsächlichen Vorfall des Reichlich-Beschenkt-Werdens. Interessanterweise thematisiert hier der Interviewee das übermäßige Beschenktwerden auch nicht – wie bei diesem Thema sonst üblich – unter dem Aspekt der unzuträglichen Verwöhnung des Kindes. Vielmehr ist eine dahinterstehende Form von Übergriffigkeit hier das Thema des Interviewee.

(92-97) V: „und (.) () was ich halt an ihm stark finde | ist halt, dass er | noch nicht so von der Größe oder sonstiges | drauf abfährt, das, ich hatte ihm mal | zu Ostern so 'n Osterhasen geschenkt, das war | mit zwei oder drei ne, den hat er | monatelang in seinem Kinderwagen spazieren gefahren. Das war dann der Joe, also ich bin da der Joe, ne. LACHT Und (.) das, so was find ich stark ne. Und da hab ich dann auch so gemerkt, also (.) so 'n K- Kind möchtest du (auch) schon haben, ne.“

Auch hier wird wieder deutlich, dass der Interviewee in sein Patenkind Eigenschaften bzw. Kompetenzen hineinprojiziert, über die ein Drei- oder Vierjähriger noch gar nicht verfügen kann. Die Tatsache, dass ein drei- oder vierjähriges Kind die Attraktivität von Geschenken nicht (allein) nach ihrer Größe beurteilt, ist vollkommen altersgemäß, da Kinder in diesem Alter kaum die Kosten und damit den Geldwert eines Geschenks einschätzen können. Wichtig ist hier allein, was sie mit dem Geschenk praktisch anfangen können. Deshalb überrascht es nicht, wenn sie an sehr großen Geschenken – entgegen den Erwartungen der Erwachsenen – schnell das Interesse verlieren, da ihre Handhabung sie oft noch überfordert. Herr Michels beschreibt dieses Verhalten aber so, als ob sich darin bereits ein Persönlichkeitsmerkmal seines Patenkindes („was ich halt an ihm stark finde“) ausdrücken würde, nämlich sich nicht von großen Geschenken beeindrucken bzw. – zugespitzter formuliert – sich seine Gunst nicht von den Erwachsenen abkaufen zu lassen. Es geht hier also um das Thema Unbestechlichkeit und

Standhaftigkeit gegenüber den Versuchen der Erwachsenen, die Gunst des Kindes für sich zu gewinnen.

Wir sehen hier starke Parallelen zur Sequenz 47-49, anhand derer wir festgestellt hatten, dass Herr Michels bereits in die Bewegungen des Fötus ein „cooles“ Verhalten hineinprojiziert, das unbeeindruckt von den Erwartungen des Umfeldes agiert. Diese Zuschreibung eines „coolen“ Verhaltens kommt – obwohl vom Alter des Kindes her immer noch unangemessen – bei seinem Patenkind noch deutlicher zum Ausdruck und wird auch hier von Herrn Michels bewundernd als „stark“ prädiiziert.

Und es fällt als weitere Parallele auf, wie der Interviewee eine narzisstische Befriedigung daraus zieht, scheinbar eine besondere bzw. exklusive Beziehung zu seinem Patenkind zu haben (*Herrn Michels* Puppe hat er nach ihm benannt und *monatelang* im Kinderwagen spazieren gefahren).

Fassen wir zusammen: Wir haben bisher festgestellt,

- dass Herr Michels sowohl zu seinem Patenkind als auch zum werdenden Kind im Bauch seiner Frau eine sehr enge und exklusive Beziehung sucht;
- dass Herr Michels sowohl in Bezug auf sein eigenes Kind als auch in Bezug auf sein Patenkind unterschwellig mit anderen Bezugspersonen dieser Kinder in Konkurrenz tritt, bei seinem Kind mit der Mutter, beim Patenkind mit den Großeltern, also der Generation seiner eigenen Eltern;
- dass mehrere Stellen darauf verweisen, dass Herr Michels in irgendeiner Weise noch der Entwicklungsphase der Pubertät bzw. der beginnenden Adoleszenz verhaftet ist bzw. sich dieser verbunden fühlt;
- dass Herr Michels deshalb eigene Wünsche dieser Entwicklungsphase in sein Patenkind und – ansatzweise – schon in sein eigenes Kind hineinprojiziert, die deren jeweiligen Entwicklungsständen in keiner Weise angemessen sind;
- dass Herr Michels eine narzisstische Befriedigung daraus bezieht, wenn er Verhaltensweisen seines Patenkindes so deuten kann, dass sich darin ein besonderes Vertrauensverhältnis bzw. eine besondere Nähe zu ihm – also eine exklusive Beziehung – ausdrückt.

Einen weiteren Beleg dafür, dass die Identifizierung des Interviewee mit der Phase der Adoleszenz sich auch aus einem Impuls zur Auseinandersetzung mit den Eltern speist, liefert folgende Sequenz: Auf die Frage des Interviewers, ob Herr Michels schon immer einen Kinderwunsch gehabt oder wann dieser sich eingestellt habe, antwortet er, dass sich sein Wunsch, „auf jeden Fall zwei Kinder“ zu haben, mit seiner Patenschaft „ausgeprägt“ hat. Auf die anschließende

Frage des Interviewers, ob *zwei* Kinder, damit es kein Einzelkind gibt, antwortet Herr Michels:

- (119-120) V: „Ja. Es soll halt schon (.) äh auch mal die Möglichkeit haben, gemeinschaftlich mit 'm Bruder oder Schwester gegen | die Eltern vorgehen zu können oder so was“.

Bevor wir uns zum Abschluss noch Interviewstellen zuwenden, in denen Herr Michels über die Partnerschaft bzw. Ehe spricht, sollen noch zwei längere Sequenzen ohne eine Feinanalyse wiedergegeben werden, um deutlich zu machen, dass für ihn das Thema *Freiheit und Unabhängigkeit von Handlungszwängen* eine wichtige Rolle spielt.

- (141-150) V: „... !aber von meiner Kindheit her!, wir sind /nicht auf 'em Land aber in / 'ner kleineren Stadt groß geworden und ehm /in 'ner Gegend, wo halt ziemlich viel Kinder waren und /auf der Straße gespielt und im Hof gespielt und im Garten 'nen eigenen Bereich oder Terrain gehabt, und das fanden wir ei- eigentlich stark so was, ne. Und /wollt jetzt, sag ich mal, (..) ja /meinem Kind dasselbe bieten (I: Mhm), dass er da /seinen Bereich hat und /tun und lassen kann, in Anführungsstrichen, was er dann will, ja, und nicht in 'ner Mietswohnung wohnen und dann /gucken dreizehn fünfzehn Uhr /dürfen wir jetzt raus oder nicht. Der soll raus gehen, wann er will und wann 's das Wetter zulässt oder die Kleidung oder wie auch immer. Und das ist /mir dann schon wichtig. Oder da über die Felder toben, was wir da /damals /alles gemacht haben.“

Und auf die Frage des Interviewers, ob die von Herrn Michels erwähnten Flausen im Kopf noch andere Bereich betrifft, als sich ein Haus zu kaufen, antwortet er:

- (159-163) V: „Ja (..) RÄUSPERT SICH (...) fl- geht das immer noch so /im Kopf rum wieso eigentlich das ganze Leben in Deutschland bleiben oder so? (...) Und (..) ja sich vielleicht selbstständig machen, wenn man den Mut dann letztendlich hat oder das Risiko /eingehen will. (...) Mh, ja einfach mal die Sachen zu packen und /Freitagabend /sich ins Auto setzen oder in Zug setzen und für für länger das Wochenende /unverhofft einfach mal wegfahren.“

Der Interviewee hatte anscheinend in seiner Kindheit die Möglichkeit, sich (unabhängig von den Eltern bzw. der Erwachsenenwelt) frei und unabhängig bewegen und spontanen Wünschen nachgehen zu können, was er als sehr positiv erlebt hat. Diese Erfahrung zieht sich als Motiv für sein Handeln bis ins heutige Erwachsenenalter fort – zum einen in dem Wunsch, seinem Kind die gleichen Erfahrungen zu ermöglichen, zum anderen in den Gedankenspielen an eine deut-

liche Veränderung des Lebensortes und der beruflichen Existenz sowie in dem Wunsch, auch mal spontan einfach wegfahren zu können.

Da die Partnerschaft eine zentrale Rolle beim Übergang zur Elternschaft spielt, sollen – bevor wir uns der Sequenzanalyse des *zweiten* Interviews mit Herrn Michels zuwenden – noch Textpassagen genauer betrachtet werden, in denen sich der Interviewee direkt zu seiner Partnerschaft äußert.

(430) I: „*Hat sich denn | irgendwas so in der Partnerschaft | durch die Schwangerschaft verändert?*“

(431-434) V: „*(...) Mh (....) HOLT ETWAS TIEFER LUFT In der Partnerschaft in der Hinsicht, (...) dass ich am Anfang schon Probleme (..), was heißt | Probleme ist falsch ausgedrückt, aber m- mir ist das manchmal so vor Augen gekommen, jetzt bist du mit der Frau | bis zu deinem Lebensende zusammen oder so. (..) Und so was | hat man dann halt schon | ging mir da so durch den Kopf, oder | Äh (.) ja dann auch zum Teil Ängste, (...) da von wegen | äh (.) is man der ganzen Situation überhaupt gewachsen? Da ich auch beruflich sehr eingespannt bin und (.) ja jeder will da halt seinen Teil haben [I: Mhm], sag ich mal. Der Chef kommt dann an und will, das muss aber schnell noch fertig werden oder das Projekt das müssen wir jetzt noch durchziehen, und Andrea sagt dann, äh ja jetzt müssen wir uns aber langsam um 'ne Immobilie kümmern, und HOLT TIEFER LUFT wenn wir das wirklich so realisieren wollen, RÄUSPERT SICH Andrea will dann auch ihren Teil haben, verständlicherweise. Solche Sachen mmh, dass man | Angst hat, das wächst einem irgendwie übern Kopf oder so, ja. So von der Beziehung her hat sich (...) in der Hinsicht | ja wir haben uns am Anfang | sag ich mal zusammengerauft und sind jetzt in absolut ruhigem Fahr-Fahrwasser. Waren am Anfang ziemlich Turbulenzen (.)*“

Auffallend ist zunächst das deutliche Zögern (insgesamt 8 Sekunden) von Herrn Michels, das anzeigt, dass es sich hier anscheinend um kein einfaches Thema für ihn handelt. Dieser Eindruck wird durch das tiefere Luftholen noch verstärkt. Gleichzeitig wird darin auch das Bemühen des Interviewee erkennbar, authentisch zu antworten. Nach einem neuerlichen Zögern spricht Herr Michels von *Problemen* am Anfang, also – sofern er sich auf die Frage des Interviewers bezieht – am Anfang der Schwangerschaft, relativiert diesen Ausdruck dann aber gleich wieder. Was ist das „Problem“, bzw. was hat sich verändert in der Partnerschaft?

Durch die Schwangerschaft erhält die Partnerschaft noch einmal einen höheren Grad an Verbindlichkeit, da man sich aus Rücksicht auf und aus der Verantwortung für die Kinder heraus mit einer möglichen Trennung vom Partner schwerer tun würde. Diese größere Verbindlichkeit ist für den Interviewee nicht ganz unproblematisch. Auch hier scheint das Thema Freiheit und Unabhängig-

keit von Handlungszwängen wieder aufzutauchen. Aufschlussreich ist vor allem dabei, dass sich die darin implizit ausdrückenden Befürchtungen, durch das Elternwerden in seiner Lebensgestaltung eingeengt bzw. festgelegt zu werden, in keiner Weise auf das Kind beziehen. Auch im Fortgang dieser Sequenz, als Herr Michels seine Ängste anspricht, ob er allen Anforderungen und Erwartungen aus seinem beruflichen und privatem Umfeld gerecht werden kann, wird in diesem Zusammenhang nicht das Kind erwähnt.

Vor dem Hintergrund der bisherigen Sequenzanalyse lässt sich daraus als **fünfte Strukturhypothese** formulieren,

dass Herr Michels keinerlei Probleme damit hat, die lebenslange Verantwortung als Vater zu übernehmen und dass er sich keine Gedanken darüber macht, ob er als Vater den Bedürfnissen des Kindes gerecht werden kann. Vielmehr scheint sich durch das Vaterwerden für ihn die Möglichkeit zu ergeben, seine noch sehr präsenten Erfahrungen als Kind und Jugendlicher mit seinem Sohn ein Stück weit noch mal erleben zu können.

Nicht unproblematisch ist dagegen für Herrn Michels die durch die Schwangerschaft gesteigerte Verbindlichkeit der Partnerschaft.

(437-438) V: „... ja jeder will da halt seinen Teil haben ...“

Diese Formulierung ist insofern auffällig, als der Interviewee damit bzw. in diesem Moment die Beziehung zu seinem Chef und die Beziehung zu seiner Frau unter dieselbe Kategorie subsumiert, nämlich dass beide an ihn Ansprüche stellen. Bei der einen handelt es sich aber um eine Vertragsbeziehung (Arbeitskraft gegen Geld), also um eine spezifische Sozialbeziehung, während es sich bei der Gattenbeziehung um eine diffuse Sozialbeziehung, also zwischen zwei ganzen Personen, handelt. Der Interviewee grenzt diese völlig unterschiedlichen Beziehungstypen in diesem Moment nicht voneinander ab. Stattdessen nimmt er beide Beziehungen nur unter der egozentrischen Perspektive wahr, dass sie Erwartungen bzw. Ansprüche an ihn richten („Andrea will dann auch ihren Teil haben“). Der Interviewee nimmt damit an dieser Stelle seine Partnerin und Mutter des gemeinsamen Kindes noch im alten Modus der kinderlosen Beziehung wahr.

Unter dem Aspekt der Triangulierungsaufgabe der Eltern im Übergang zur Elternschaft zeigt sich auch an dieser Stelle, dass sich im Erleben von Herrn Michels nicht die vollständige Struktur der ödipalen Triade abbildet. Vielmehr – so können wir als **sechste Fallstrukturhypothese** formulieren –

bildet sich bei ihm zwar eine intensive Beziehung zum Kind, aber weder der Elternaspekt der Gattenbeziehung noch die Mutter-Kind-Beziehung ab.

Der Interviewer fragt nun direkt im Anschluss an die eben zitierte Sequenzstelle, inwiefern es am Anfang Turbulenzen in der Beziehung gab:

(445) I: „ZÖGERLICH In|wiefern? Also“

(446-452) V: „Dass ich das Gefühl hatte, dass wir beide unter 'ner Ehe was anderes verstehen. (.) Und äh (.) für mich ist halt 'ne Ehe 'ne Partnerschaft auf Teufel komm raus, (.) und äh ja für Andrea isses dann halt so, (.) kam mir so vor, sie hat 's halt immer dementiert *(dann)*, dass | es auch mal locker sein kann. (I: Mhm) In der Beziehung, dass man (.) halt (.) äh (..) 'n Großteil der Geheimnisse für sich behält [I: Mhm mhm] oder so. Oder was heißt Geheimnisse, so | so Sachen | erzählt man nicht unbedingt 'nem Mann oder so. (I: Mhm) Und da war ich halt zum Teil anderer Meinung.“

Zunächst verweist die Formulierung „dass wir beide unter 'ner Ehe was anderes verstehen“ auf grundlegende Konflikte in der Paarbeziehung. Inhaltlich muss man aus den Äußerungen des Interviewee schließen, dass aus seiner Sicht seine Frau hinsichtlich zweier zentraler konstitutionslogischer Merkmale von Paarbeziehungen – nämlich einer einschränkungslosen Verbindlichkeit („es auch mal locker sein kann“) und eines uneingeschränkten Vertrauens („'n Großteil der Geheimnisse für sich behält“) – unter Vorbehalten in diese Partnerschaft gegangen ist.

Doch unabhängig davon, ob der Interviewee die Vorbehalte seiner Frau richtig einschätzt, überrascht diese Äußerung vor dem Hintergrund der vorher rekonstruierten Sequenzstellen. Denn hier hatte Herr Michels selbst noch Ängste vor einer lebenslangen Bindung formuliert („jetzt bist du mit der Frau bis zu deinem Lebensende zusammen“) und die neue Situation so dargestellt, dass alle etwas *von ihm* möchten bzw. erwarten („jeder will da halt seinen Teil haben“). Dagegen dreht sich in der obigen Äußerung dieses Bild genau um: Hier drängt der Interviewee gegenüber seiner Partnerin „auf Teufel komm raus“ auf starke Nähe bzw. auf unbedingte Verbindlichkeit und bedingungsloses Vertrauen. Diese Widersprüchlichkeit legt die Vermutung nahe, dass der Interviewee auch in der Paarbeziehung Probleme in der Ausbalancierung von Nähe und Distanz hat. Es deutet sich hier vielmehr ein Pendeln in Extremen an.

Insbesondere die Formulierung „für mich ist halt 'ne Ehe 'ne Partnerschaft auf Teufel komm raus“ verrät etwas Zwanghaftes, mit der der Interviewee Nähe von seiner Partnerin einfordert. „Auf Teufel komm raus“ meint auch „koste es, was es wolle“ oder „um jeden Preis“: Wer sich für die Ehe entschieden hat, der muss notfalls auch mit ihr untergehen. Dieses Pendeln zwischen der Angst, sich lebenslang zu binden auf der einen und dem rigiden Verständnis einer Ehe als Zwangs- bzw. Schicksalsgemeinschaft auf der anderen Seite ist ein Hinweis dafür, dass Herr Michels die normale Ambivalenz in einer Ehe bzw. Partnerschaft

zwischen dem Wunsch nach Nähe und dem Wunsch nach Distanz noch nicht für sich integriert hat und dass er möglicherweise eigene Ängste und Wünsche in seine Frau hineinprojiziert.

Wir können also als **letzte Fallstrukturhypothese** im Rahmen der Sequenzanalyse des ersten Interviews festhalten,

dass so, wie Herr Michels in seiner starken Ausrichtung sowohl auf sein Paten- als auch sein eigenes Kind eine gleichzeitig zu dieser Ausrichtung angemessene generationsspezifische Abgrenzung an einigen Stellen vermissen lässt, so fällt es ihm anscheinend auch in der Partnerschaft schwer, Ausrichtung und Abgrenzung in ein flexibles Gleichgewicht zu bringen.

2.4 Analyse des zweiten Interviews mit Herrn Michels

- (1-5) I: *„Wenn ich mich richtig erinnere vom letzten Mal, auf die Eingangsfrage hatten Sie /geantwortet, dass /Sie sehr glücklich waren über die Nachricht, dass Ihre Frau [V: Mhm] schwanger ist und dass Sie sich sehr freuen, also Sie haben glaube ich vom großen Glücksgefühl gesprochen, und ja die Frage wäre einfach mal, ob | auch so Ihre Erwartungen erfüllt worden sind oder | ob 's auch Erfahrungen gab, die jetzt nicht so schön waren oder?“*

Wie beim zweiten Interview mit Herrn Maus greift der Interviewer auch hier für die Formulierung seiner Eingangsfrage die erste spontane Antwort des Interviewee aus dem ersten Interview auf. Da Herr Michels bereits im ersten Interview während der Schwangerschaft eine sehr starke positive Ausrichtung auf das Kind zeigte, fragt der Interviewer, ob sich die mit dieser positiven Ausrichtung verbundenen Erwartungen erfüllt haben und ob es auch Erfahrungen gab, die der Interviewee als nicht so positiv erlebt hat. Der Interviewer knüpft damit an die positive Erwartungsausrichtung von Herrn Michels während der Schwangerschaft gegenüber dem Kind an und eröffnet mit seiner Frage gleichzeitig einen Raum auch für negative Erfahrungen.

- (6) V: *„Also auf den Kleinen bezogen war (.) is er an für sich über's Ziel drüber hinausgeschossen.“*

Mit der Formulierung „Also auf den Kleinen bezogen ...“ markiert der Interviewee, dass er die allgemeine Eingangsfrage differenziert beantworten möchte. Damit wird schon angedeutet, dass Herr Michels im Zusammenhang mit der Geburt seines Sohnes wohl unterschiedliche Erfahrungen gemacht hat. Innerhalb dieses Erfahrungsfeldes fokussiert er als erstes auf das neugeborene Kind. Damit knüpft er an seine starke Ausrichtung auf das Kind im ersten Interview an.

Die anschließende Formulierung „is er an für sich über's Ziel drüber hinausgeschossen“ irritiert dagegen auf den ersten Eindruck. Woher rührt diese Irritation?

Der Interviewee ist ja in der Eingangsfrage nach *seinen* Erwartungen und Erfahrungen gefragt worden. Vor diesem Hintergrund will er wohl sagen, dass bezogen auf das Kind („den Kleinen“) seine Erwartungen (noch) übertroffen worden sind. Irritierend ist nun, dass Herr Michels das Übertreffen seiner Erwartungen als eine *Aktivität des Kindes* darstellt. Denn ansonsten hätte er so etwas sagen müssen wie „Bezogen auf den Kleinen sind meine Erwartungen übertroffen worden“. In seiner Formulierung führt aber die Aktivität des Kindes dazu, dass es über das Ziel hinausschießt. Dieses Ziel können hier nur die Erwartungen von Herrn Michels an das Kind sein, sonst wäre seine Äußerung keine Antwort auf die Eingangsfrage. Wörtlich genommen sagt Herr Michels also mit seiner Äußerung, dass sein Sohn aktiv versucht hat, Herrn Michels Erwartungen zu erfüllen und dabei über dieses Ziel sogar noch hinausgeschossen ist.

Nun ist klar, dass einem zwei bis drei Monate altem Kind diese Aktivität nicht unterstellt werden kann. Es handelt sich hier also um eine Zuschreibung, die ausschließlich von Herrn Michels ausgeht. Mit dieser Zuschreibung projiziert Herr Michels in seinen Sohn den Wunsch bzw. das Bemühen, die Erwartungen des Vaters zu erfüllen. Diese Erwartungen beziehen sich nicht auf irgendwelche Leistungen, die das Baby jetzt sowieso noch nicht erbringen könnte, sondern wohl auf eine große Nähe in der Beziehung zum Kind und auf die damit verbundene Freude. Zusammengefasst lässt sich also sagen, dass Herr Michels mit seiner Äußerung in seinen Sohn einen (mindestens) ebenso großen Wunsch nach einer intensiven Vater-Sohn-Beziehung hineinprojiziert, wie er bei ihm selber vorhanden ist.

Damit taucht hier gleich zu Beginn des zweiten Interviews eine ähnliche (Erfahrungs-) Struktur auf, wie wir sie im ersten Interview im Zusammenhang mit Herrn Michels' Äußerungen über die Beziehung zu seinem Patenkind rekonstruiert haben: So wie er dort eine dem Alter des Patenkindes unangemessene innige Reziprozität in der Beziehung zu diesem unterstellt hat, so unterstellt er bei seinem zwei bis drei Monate alten Sohn ebenso einen reziproken Wunsch nach einer innigen Beziehung zu seinem Vater, indem er dessen Erwartungen noch übertrifft.

Wir können deshalb als **erste Fallstrukturhypothese** im zweiten Interview festhalten,

dass zum einen die starke (Erwartungs-)Ausrichtung und die Freude auf das Kind, wie sie bereits im ersten Interview deutlich erkennbar war, sich gleich in der Eingangssequenz bestätigt bzw. im Erleben des Interviewee

noch übertroffen wird. Zum anderen haben wir gleichzeitig wieder eine vom Interviewee in das Kind hineinprojizierte Reziprozitätsunterstellung bezüglich des Wunsches nach einer intensiven Vater-Sohn-Beziehung vorliegen.

- (7-8) V: „Also das is (.) ehm, ja für mich isses der absolute / Wahnsinn. (..) Mh jetzt auch wo er äh so anscheinend so Charakteren hat, die er von mir hat.“

Aufgrund der ersten Äußerung („für mich isses der absolute Wahnsinn“) wird deutlich, dass die bereits im ersten Interview zu beobachtende starke Dynamik bei Herrn Michels durch die Geburt des Kindes nochmals intensiviert wird. Er ist so positiv überwältigt von der neuen Situation mit dem Kind, dass er es noch gar nicht richtig fassen kann. Die Äußerung zeigt also, dass er hier nicht retrospektiv über sein Erleben berichtet, sondern mittendrin ist in der Dynamik, die durch die Geburt des Kindes ausgelöst worden ist.

Die zweite Äußerung („Mh jetzt auch wo er äh so anscheinend so Charakteren hat, die er von mir hat.“) bringt zum Ausdruck, dass diese Dynamik auch deswegen so intensiv für Herrn Michels ist, weil er oder andere aus seinem Umfeld – worauf das „anscheinend“ schließen lässt – Ähnlichkeiten zwischen ihm und seinem Sohn festgestellt haben. Dabei kann sich der Begriff „Charaktere“ sowohl auf körperliche als auch charakterliche Eigenschaften beziehen. Bei einem etwa drei Monate alten Säugling lässt sich natürlich noch nicht von Charaktereigenschaften im engeren Sinne sprechen, sondern allenfalls von einem bestimmten Temperament. Auf jeden Fall wird die Dynamik für Herrn Michels noch mal dadurch gesteigert, dass er sich in bestimmten Hinsichten in seinem Kind wiederfindet.

- (8-14) V: „SCHMUNZELT Also / was komisch ist, dass die / Michels-Seite, also meine Eltern sagen, jetzt ach jetzt wird 's ja doch so langsam Richtung Mama Gehen vom Aussehen, aber / wie wir jetzt bei Günthers waren (und 'n) ganz 'n Michels, also sie versuchen sich entweder gegenseitig so 'n bisschen LACHT KURZ beim andern einzuschleimen [I: LACHT] oder / oder es /ja je nachdem, was halt für 'n Blickwinkel oder wie auch immer drauf ist. Aber / er hat schon / also / die Mimik, die is schon ganz ich, sagt immer Andrea, schon ja.“

Herr Michels beschreibt zunächst, wie im familiären Umfeld Ähnlichkeiten zwischen dem Kind und seinen Eltern wahrgenommen werden. Da häufig Ähnlichkeiten zur eigenen Familie gesehen bzw. in Anspruch genommen werden und auch Herr Michels in seinen obigen Äußerungen deutlich zum Ausdruck gebracht hat, dass Ähnlichkeiten zwischen ihm und seinem Sohn noch mal von Bedeutung für ihn sind, findet er es „komisch“, dass es bei den beiden Familien

der Eltern genau umgekehrt ist. Herr Michels führt als einen Erklärungsversuch für dieses Verhalten der jeweiligen Herkunftsfamilien an, dass diese sich jeweils bei der anderen Familie gut einführen bzw. beliebt machen wollen und verwenden dafür das Verb „einschleimen“. Auch wenn diese Verwendung hier – wie auch das Lachen vorher anzeigt – übertrieben-spaßhaft gemeint ist, zeigt sie wieder die jugendliche Abgrenzungsbewegung von Herrn Michels gegenüber der Erwachsenenwelt an, auf die wir bereits mehrfach im ersten Interview gestoßen sind. Denn der Interviewee unterstellt hier in diesem Erklärungsversuch für das Verhalten der jeweiligen Großeltern des Kindes, dass diese sich nicht authentisch äußern, sondern Regeln der Etikette und Höflichkeit folgen. Diese unterstellte Orientierung an Regeln des höflichen und freundlichen Umgangs wird durch die Prädisierung „einschleimen“ sozusagen als unauthentisch entlarvt. Die Inanspruchnahme von Authentizität für das eigene Verhalten und der Vorwurf des Nicht-Authentischen ist ein typisches Konfliktthema zwischen den Generationen. Insofern drückt sich in dieser Formulierung wieder die für Herrn Michels kennzeichnende adoleszente Abgrenzungsbewegung gegenüber der Erwachsenenwelt – hier der Elterngeneration – aus.

Mit der Äußerung „Aber | er hat schon | also | die Mimik, die is schon ganz ich“ möchte er noch mal betonen bzw. festhalten, dass es unabhängig davon, wer von den Eltern und Schwiegereltern recht hat, eine Ähnlichkeit zwischen ihm und seinem Sohn *gibt* – das zeigt das „schon“ im Sinne von „das ist schon so“ an. Zur Beglaubigung dieser Feststellung führt er dann noch an, dass dies eine wiederholte („immer“) Aussage bzw. Feststellung seiner Frau ist.

Diese Beglaubigung hat von ihrer Struktur her durchaus Parallelen zu einer Sequenz aus dem ersten Interview, als Herr Michels die Aussage seiner Mutter als Beleg dafür anführt, dass ihm die Ehe gut tue und er dadurch ruhiger geworden wäre. Da es in dieser Untersuchung auch zentral um Triangulierungsprozesse geht, soll – ohne diese Parallele bereits überzubewerten – zumindest an dieser Stelle festgehalten werden, dass in den bisherigen Interviewsequenzen Herr Michels gegenüber *Dritten* entweder in ein Konkurrenzverhältnis tritt oder diese als Zeugen bzw. Beglaubigungsquelle für die Darstellung positiver Aspekte der eigenen Person nutzt. Dagegen sind wir bisher noch auf keine Ausdrucksgestalt in den Interviews gestoßen, in der sich Herr Michels entweder selbst als Dritter im familialen Gefüge oder als Zweiter an der Seite seiner Frau positioniert. Letzteres war nur erkennbar für die Zeit zwischen Feststellung der Schwangerschaft und dem Zeitpunkt, ab dem das Kind für ihn im Bauch der Mutter sichtbar und greifbar wurde.

(15) I: „Und sehen Sie sich auch darin wieder teilweise oder?“

- (16-20) V: „*Ja in dem Gesicht, was er zieht und die Grimassen und so, seh ich mich schon sehr stark KURZ LACHEND drin ja. Also er kann auch ganz böß gucken und /zieht dann auch immer so die Stirn zusammen, wie ich das auch mal /nicht bewusst mache, aber (I: Mhm) was ich mir dann immer so sagen lasse. Ja und deswegen (.) das ist mit ein Grund, warum er über's Ziel drüber hinausgeschossen ist*“

Hier bestätigt sich noch mal, dass die bei Herrn Michels sowieso schon stark vorhandene Ausrichtung auf das Kind und die damit verbundene Dynamik sich noch mal dadurch verstärkt haben, dass er und andere Ähnlichkeiten zwischen ihm und dem Kind festgestellt haben.

Wir können deshalb als **zweite Fallstrukturhypothese** festhalten,

dass sich bei Herrn Michels – wie sich schon im ersten Interview angedeutet hat – die Dynamik des Vaterwerdens vor allem über eine hohe Identifikation mit dem Kind vollzieht, weshalb Ähnlichkeiten zwischen ihm und dem Kind eine vergleichsweise wichtige Rolle spielen.

Herr Michels führt seine Ausführungen wie folgt weiter:

- (20-26) V: „und dann einfach mh (.) ja von | j- jemandn zu haben, für den sich das jetzt diese ganze Rackerei im Büro oder so absolut lohnt, mh. Das ist nicht einfach nur äh jetzt nur weil 's Spaß macht, sondern auch weil | 'n gewisses Pfl- | kein unangenehmes Pflichtgefühl irgendwie dahinter ist. (I: Mhm) (..) Und (.) ja deswegen | isses an für sich in der Richtung HOLT TIEF LUFT schöner geworden, *sagen wir mal so*. !Oder | dieses Erschnte! hat sich bestätigt. (I: Mhm mhm) Weiß jetzt nicht, ob das dasselbe ist, aber | fü- mh (.)“

Hier ist nun deutlich eine Neupositionierung bei Herrn Michels zu erkennen. Während er vor dem Vaterwerden sich beruflich sehr engagiert hat aus Spaß an der Arbeit bzw. an der damit verbundenen Sache, ist zu dem Spaß durch die Geburt seines Sohnes ein Pflichtgefühl hinzugetreten. Normalerweise schließen sich „etwas aus Spaß“ und „etwas aus Pflichtgefühl“ zu tun gegenseitig aus. Der Interviewee korrigiert sich deshalb noch, bevor er das Wort Pflichtgefühl ausgesprochen hat, um diesem das Prädikat „kein unangenehmes“ voranzustellen. Er empfindet dieses Pflichtgefühl also als etwas Positives. Als positiv erleben wir in der Regel selbst gewählte Pflichten, die wir uns aufgrund einer inneren Überzeugung selbst auferlegt haben oder die wir aufgrund dieser Überzeugung erfüllen. Das gilt zum Beispiel für eine ehrenamtliche Tätigkeit. Auch wenn diese Tätigkeit der betreffenden Person Spaß macht, hat diese dennoch insofern Pflichtcharakter, als der Betreffende die Selbstverpflichtung eingeht, diese Tätigkeit zuverlässig auszuüben – unabhängig davon, ob er mal mehr oder mal weniger Lust

dazu hat. Wenn wir also eine Pflicht aus innerer Überzeugung erfüllen, haben wir das Gefühl etwas *Sinnvolles für andere* zu tun. Gleichzeitig zeigen wir damit, dass wir bereit und auch in der Lage sind, für andere Verantwortung zu übernehmen.

Mit der obigen Äußerung zeigt Herr Michels an, dass er als Vater auch in die Versorgerposition getreten ist. Während er sich im ersten Interview eher als Vater zeigte, der Vertrauter und Spielgefährte für sein Kind sein möchte, kommt für ihn nun die Dimension des Versorgers in der Vaterposition hinzu. Die Übernahme dieser Verantwortung wertet für ihn sein berufliches Engagement noch mal auf und fügt ihm eine neue Sinndimension hinzu. Während vor der Schwangerschaft die Lebensausrichtung von Herrn Michels teilweise noch unbestimmt war („Flausen im Kopf“ und „Larifari“), scheint sie durch die Geburt seines Sohnes klarer zu werden.

Unter dem Gesichtspunkt der Triangulierung fällt gleichzeitig auf, dass sich die Einnahme der Versorgerposition hier zunächst nur auf das Kind beschränkt und nicht die Frau mit einbezieht. Denn kontrastiv zu seiner Äußerung wäre ja denkbar, dass er sich als Versorger der ganzen Familie positioniert – also seine Frau miteinbezieht. Das würde bedeuten, dass er in die Position des Dritten rückt, der Verantwortung sowohl für das Kind als auch die Mutter übernimmt. Also gerade mit der Übernahme der finanziellen Versorgung der Familie ist strukturell die Position des Dritten verbunden.⁷⁸

Wir können deshalb als **dritte Fallstrukturhypothese** formulieren,

dass Herr Michels sich bisher – das erste Interview mit eingeschlossen – nicht in die Position des Dritten innerhalb der familialen Triade begeben, sondern seine Ausrichtung auf das Kind seit der Geburt noch verstärkt hat, ohne in bisher erkennbarer Weise seine Frau – und damit auch die Mutter-Kind-Beziehung – in diese Neupositionierung einzubeziehen.

Die Aussage, „Und (.) ja deswegen / isses an für sich in der Richtung HOLT TIEF LUFT schöner geworden“, deutet durch das „an für sich“ und das „in der Richtung“ an, dass es nicht in jeder Hinsicht nach der Geburt des Kindes schöner geworden ist, dass es also auch negative Aspekte gab.

78 Mit dieser Aussage wird nicht einem konservativen Rollenmodell das Wort geredet, sondern einfach die Tatsache berücksichtigt, dass die Frau das Kind zur Welt bringt und deshalb zu recht einen – auch rechtlich verankerten – Mutterschutz genießt, um sich zu erholen und um direkt nach der Geburt für das Kind da sein zu können. Wie lange die Mutter diesen Schutz in Anspruch nimmt und ob nicht der Vater eine Elternzeit nimmt, ist davon zunächst unabhängig. Außerdem sieht dies im vorliegenden Fall nicht danach aus. Auch würde Herr Michels seine Arbeit wohl kaum durch den Versorgungsaspekt aufgewertet sehen, wenn das Familieneinkommen sowieso durch seine Frau gesichert wäre.

Herr Michels führt dann auch nach der Zwischenbemerkung des Interviewers aus:

- (28-31) V: „Schwierig waren halt die erste Zeit so, (.) mh isses nun mal der | der erste Enkel (.) bei meiner Seite, und | der erste Enkel von Andreas Vater her, weil Sie geschieden sind, der hat also noch mal geheiratet, und da sind schon | also mehrere Enkel, (.) () Enkel [I: ()] ne aus der zweiten dann.“
- (32) I: „Ach so, die sind mit reingekommen. (V: Mhm) Ach so.“
- (33-39) V: „Und (..) ja und | er ist auch tierisch stolz jetzt, dass er da auch 'n Enkel vorweisen kann, und | bei meinen Eltern isses halt auch so. Und äh HOLT TIEF LUFT mh (.) GEPRESST näj ich hab das halt immer mit so 'nem Staffelholtz | [I: SCHMUNZELT] verglichen, w- w- | der Kleine | also Heilig Abend haben wir halt hier gefeiert, und | da werd ich dann auch richtig rabiat ne, in der Beziehung, dass ich dann | an meine Eltern und an meine Schwiegerleut gehe, dass das also so nicht abzulaufen hat. Und das sind halt so | so negative Effekte, (.) mit denen ich überhaupt | n- nicht in der Art gerechnet habe.“

In 28-31 weist Herr Michels im Zusammenhang mit dem „schwierig“ daraufhin, dass sein Sohn sowohl für seine Eltern als auch für seinen Schwiegervater der erste Enkel ist. Dies scheint aus Sicht des Interviewee für die bisher nur ange deuteten Schwierigkeiten mit ursächlich zu sein. In 33-39 führt er dann aus, dass Eltern und Schwiegervater auf das erste Enkelkind sehr stolz sind. Dann holt Herr Michels tief Luft und sagt gepresst: „*Ich hab das halt immer mit so 'nem Staffelholtz verglichen, w- w- / der Kleine*“. Da diese Aussage keinen direkten Bezug mehr zu dem Stolz der Eltern und des Schwiegervaters hat, liegt die Vermutung nahe, dass sich diese Äußerung auf das bezieht, was schwierig war. Dafür spricht auch das tiefe Luft holen und die gepresste Sprechweise an dieser Stelle, die anzeigen, dass sich für den Interviewee in diesem Moment das Schwierige bzw. Belastende wieder ein Stück weit reaktualisiert und er das Ganze nicht nur einfach erinnert. Der zweite Teil der Äußerung „w- w- / der Kleine“ kann entweder als nachgeschobene begriffliche Erläuterung des im ersten Teil mit „das“ gekennzeichneten Objekts oder als Einleitung zu einem erläuternden Nebensatz, der dann abgebrochen wird, gelesen werden. Gegen die erste Lesart spricht aber, dass es dann „den Kleinen“ – also im Sinne von „Ich hab das halt immer so mit 'nem Staffelholtz verglichen, den Kleinen“ – heißen müsste. Die zweite Lesart ist schlüssiger, auch weil der Interviewee ja im ersten Teil einen Vergleich angestellt hat, bei dem noch nicht klar ist, auf was sich das „das“ bezieht und der noch einer Erläuterung bedarf. Deshalb spricht viel dafür, die beiden mit „w“ begonnenen Wortanfänge als „wie“ zu lesen – im Sinne von „wie

der Kleine“. Dann würde die Aussage des Interviewee bis dahin ausformuliert lauten: „*Ich hab das halt immer mit so 'nem Staffelholz verglichen, wie der Kleine ...*“. Der Nebensatz wird hier also abgebrochen und auch in der weiteren Sequenz nicht mehr aufgenommen. Stattdessen berichtet der Interviewee von seinen Reaktionen auf das Vorgefallene, aber nicht über das Vorgefallene selbst. So ist für den Interviewer nicht nachvollziehbar, um was es in der Sache geht – außer in der Andeutung durch die Metapher „Staffelholz“. Es handelt sich hier also um eine *Implikatur*, in der der Interviewee gegen eine der Grice'schen Konversationsmaximen⁷⁹ verstößt. Wir können daraus schließen, dass das Vorgefallene, das bis zu dieser Stelle nur angedeutet wird, den Interviewee immer noch ziemlich belastet.

Welche Bedeutungsaspekte liegen in dem Begriff Staffelholz? Der Begriff Staffelholz kommt vor allem aus der Leichtathletik und bezeichnet dort den Stab, der im Zuge eines Staffellaufs zwischen den Mitgliedern einer Mannschaft nacheinander übergeben wird. Der allgemeinere Begriff für diesen Stab ist *Staffelstab*, da er aus unterschiedlichen Materialien gefertigt sein kann. Der Staffelstab steht beim Staffellauf nicht im Zentrum, er dient nur der regelgemäßen Ablösung des einen Läufers durch den nächsten aus der gleichen Mannschaft. Wenn wir vor diesem Hintergrund den angefangenen Nebensatz von Herrn Michels gedankenexperimentell beenden, dann könnte dieser lauten:

„Ich hab das halt immer so mit 'nem Staffelholz verglichen, wie der Kleine da weitergereicht worden ist“ bzw. „wie der Kleine da von einem zum anderen gereicht worden ist.“

Wie man aus den anschließend geschilderten Reaktionen Herrn Michels schließen kann, ist dieses Weiterreichen des Kindes von einem Verwandten zum anderen bei ihm negativ aufgestoßen. In seiner Aussage und der darin eingebetteten Metapher vom Staffelholz stecken ja folgende Konnotationen: Beim Staffellauf ist jeder Teilnehmer – hier die Verwandten – erpicht darauf, den Stab zu bekommen und bei der Übergabe gut zu übernehmen. Aber nicht, weil es ihm um den Stab an sich geht, sondern um die eigene Leistung möglichst optimal zeigen zu können – auch im Dienste der Mannschaft. Der Stab ist hier also nur Mittel zum Zweck. Genau in diesem Sinne scheint den Interviewee das Herumreichen des Kindes zwischen den Verwandten aufzuregen bzw. zu ärgern: dass es den Verwandten dabei nicht um das Kind selbst geht, sondern um die jeweils eigene Person, also darum, den Stolz über das erste Enkelkind zu zeigen. Diese Lesart wird auch dadurch unterstrichen, dass Herr Michels den Staffelstab als *Staffelholz* bezeichnet. Damit unterstreicht er, dass aus seiner Sicht das Kind beim

79 Hier wird gegen die Konversationsmaxime der *Quantität*, nach der der Sprecher seine Aussage so informativ wie nötig gestalten sollte, verstoßen.

Herumreichen wie ein Stück Holz behandelt wird und nicht wie ein Lebewesen mit eigenen Wünschen und Bedürfnissen.

Dass er seine Eltern und Schwiegereltern an Heilig Abend „rabiāt“ angegangen ist, hat also nach der bisherigen Rekonstruktion den Hintergrund, dass es nach seinem Erleben den Verwandten nur um ihr eigenes Bedürfnis nach stolzer Präsentation des Kleinen ging und sie dabei überhaupt keine Rücksicht auf die Bedürfnisse und Befindlichkeiten des Kindes genommen haben.

„Und das sind halt so /so negative Effekte, (.) mit denen ich überhaupt /n- nicht in der Art gerechnet habe.“

In dieser Äußerung drückt sich eine Überraschung über die eingetretenen „negativen Effekte“ aus, wobei noch nicht klar ist, ob sich die Überraschung vor allem auf das Verhalten der Verwandtschaft oder auf die eigenen Gefühle des Interviewee und die damit verbundenen Reaktionen bezieht. Die adverbiale Bestimmung „in der Art“ zeigt an, dass die Effekte an sich nicht völlig überraschend für ihn waren, sondern eher die Heftigkeit.

(40) I: *„Und was /was meinen Sie jetzt also?“*

Da für den Interviewer noch nicht nachzuvollziehen ist, was genau Herrn Michels an Heilig Abend so geärgert hat, fragt er nach.

(41-44) V: *„Ja dass äh es halt schon was man in /in so /Kabarett oder wie /wo auch immer dann die so Duzi Duzi und /es /is manchmal noch schlimmer als da (I: Mhm) dargestellt wird, ne und HOLT TIEF LUFT das fand ich ziemlich hässlich. Ja also /dass dann (.) also (.) die Leute selber nicht sehen, dass es jetzt 'n bisschen zu viel ist.“*

Auffällig ist hier zunächst, dass der Interviewee zwei Satzabbrüche vornimmt, um dann bei einer ausgesprochenen Stauchung („dann die so Duzi Duzi“) zu landen, die zudem noch lautmalerischen Charakter, also keinen symbolischen Gehalt hat. Anders gesagt: dem Interviewee fällt es – wie bereits in der Sequenz vorher – anscheinend sehr schwer, das Belastende dieser Situation sprachlich auszudrücken, es also auf eine gewisse Distanz zu bringen. Das Geschehene scheint ihn immer noch in gewisser Weise zu überwältigen.

Inhaltlich vergleicht er die angedeutete Szene mit einer Vorstellung im Kabarett. Kennzeichnendes Stilmittel für das Kabarett ist die Satire bzw. Parodie. Der Interviewee sagt also mit diesem Vergleich, dass er die Szene mit der Familie und den Umgang von dieser mit seinem Sohn als so übertrieben erlebt hat, dass es ihm wie eine Parodie vorkam.

Etwas als Parodie zu erleben bedeutet, dem betreffenden Geschehen immer auch einen erheiternden Aspekt abzugewinnen. Gleichzeitig drückt sich in dieser Erheiterung auch eine gewisse Distanz zu diesem Geschehen aus. Beides kon-

trastiert aber mit Herrn Michels deutlich erkennbaren Ärger über das familiäre Geschehen bzw. mit dessen negativer Bewertung („da werd ich dann auch richtig rabiat“ und „das fand ich ziemlich hässlich“).

In der Präzisierung des Geschehens als „hässlich“ wird sehr deutlich, dass Herr Michels die angedeutete Szene nicht mehr als satirische Überzeichnung erlebt hat, sondern als Sichtbarwerdung einer abschreckenden bzw. abstoßenden Seite seiner Verwandtschaft. Die Verwandtschaft hat sozusagen – als sie das Kind wie ein Staffelholz entgegengenommen und weitergereicht hat – in seiner Wahrnehmung ihr hässliches Gesicht gezeigt. Auffallend an dieser negativen Präzisierung ist die starke Abgrenzung, die Herr Michels damit seiner Familie gegenüber vornimmt. Deren Verhalten wird von ihm nicht mit einem gewissen Wohlwollen bzw. Verständnis kritisiert, sondern als etwas Abstoßendes dargestellt. Gleichzeitig ist Herr Michels hoch identifiziert mit dem Kind. Sein Ärger auf die Verwandtschaft speist sich aus dem Eindruck, dass diese im Umgang mit dem Kind nur ihre eigenen Bedürfnisse befriedigt und keine Rücksicht auf die Bedürfnisse des „Kleinen“ nimmt und deshalb nicht sieht, dass ihm das Herumreichen zu viel ist („... dass es jetzt ’n bisschen zu viel ist.“).

Herr Michels stellt hier also eine ganz ähnliche Konstellation mit seinem Sohn her, wie bei seinem Patenkind im ersten Interview, als er das „Überhäuftwerden“ des Patenkindes mit Geschenken so darstellte, dass das Patenkind durch die Erwachsenen bzw. Verwandten dadurch fast schon traumatisiert wird. Hier zeigte sich der Interviewee in einer Weise mit dem Patenkind *identifiziert*, dass der Eindruck entstand, der Interviewee erlebe an der Person des Patenkindes eine eigene Thematik. Dafür sprachen auch die nicht altersgemäßen und deshalb als *Projektionen* zu kennzeichnenden Deutungen des Verhaltens des Patenkindes. Und so wie in der oben dargestellten Szene mit seinem Sohn präsentierte sich Herr Michels auch bei seinem Patenkind als der einzige Erwachsene, der das Kind und dessen Bedürfnisse richtig versteht und darauf entsprechend Rücksicht nimmt. Beiden Szenen ist zudem gemeinsam, dass aus deren Darstellung durch den Interviewee nicht dessen stark-negative Bewertung nachzuvollziehen ist, was auch ein Hinweis darauf ist, dass der Interviewee anhand der beiden Kinder ein eigenes Thema abhandelt. Dieses Thema ist in beiden Fällen ein Übermaß an Zuwendung der Erwachsenen gegenüber dem Kind, hinter der sich aus Sicht von Herrn Michels aber eine unzureichende Einfühlung in die Bedürfnisse des Kindes verbirgt.

Wir können deshalb als **vierte Fallstrukturhypothese** formulieren:

In den beiden Dreieckskonstellationen Verwandtschaft-Patenkind-Interviewee und Verwandtschaft-Sohn-Interviewee positioniert sich Herr Michels übereinstimmend in der Weise, dass er hoch identifiziert mit dem je-

weiligen Kind sich gegenüber der Verwandtschaft abgrenzt. Der Abgrenzung liegt der Vorwurf eines fehlenden Einfühlungsvermögens auf Seiten der Erwachsenen zugrunde, während kehrseitig die hohe Identifikation von einem besonderen, geradezu exklusiven Einfühlungsvermögen gegenüber dem betreffenden Kind im Selbstverständnis des Interviewee getragen wird.

Das Thema der Abgrenzung gegenüber den erwachsenen Bezugspersonen ist ein Übermaß an Fürsorge, das mit einer Nichtbeachtung von Bedürfnissen des Kindes einhergeht. Dies scheint ein Thema des Interviewee zu sein, das dieser in der Identifikation mit dem jeweiligen Kind für sich abhandelt.

Die Vermutung liegt nahe, dass bei einer übermäßigen Fürsorge eher die Bedürfnisse des Kindes nach Autonomie zu kurz kommen bzw. zu wenig Beachtung finden. Dies scheint eine Erfahrung von Herrn Michels mit seinen Eltern zu sein. Dazu passt zum einen, dass er in beide Kinder – besonders sichtbar gegenüber seinem Patenkind – ein deren Alter nicht angemessenes Übermaß an Autonomie hineinprojiziert und zum anderen, dass seine projektiven Wünsche bezogen auf beide Kinder sich an mehreren Stellen auf eine Abgrenzung gegenüber den erwachsenen Bezugspersonen richten.

In der Strukturodynamik der ödipalen Triade gehört es ganz wesentlich zur Vaterfunktion bzw. -position, dass dieser die gesunde Loslösung aus der Mutter-Kind-Symbiose und damit allgemein die Autonomiebestrebungen des Kindes unterstützt. Da die bisherigen Bezugnahmen des Interviewees auf seine Mutter eher den Eindruck einer sehr fürsorglichen Mutter-Kind-Beziehung gewinnen lassen und der Interviewee gleichzeitig noch an keiner Stelle auf seinen Vater Bezug genommen hat – obwohl er selbst Vater geworden ist –, kann hier als Hypothese über die Strukturodynamik der Herkunftstriade von Herrn Michels formuliert werden, dass die Familiendynamik wohl stark von einer dominant-fürsorglichen Mutter geprägt war, in die der Vater sich in dem Sinne eingefügt hat, dass er zu dieser dominant-fürsorglichen Beziehung keinen Kontrapunkt gesetzt hat. Diese Konstellation hat für Herrn Michels das Problem erzeugt, dass er sich weitgehend alleine – ohne die Unterstützung des Vaters als Dritten – aus der fürsorglich-symbiotischen Abhängigkeit der Mutter befreien muss. Anders als bei einem durch den Vater unterstützten Ablöseprozess erzeugt hier jeder Ablöseversuch auch starke Ängste, die Zuwendung der Mutter zu verlieren, die weder vom Vater aufgefangen noch durch dessen eigene, als Vorbild dienende souveräne Abgrenzung gegenüber der Mutter bzw. seiner Frau beruhigt werden. Deshalb wird vom Kind jeder Ablösungs- bzw. Abgrenzungsver-

such hier als hoch ambivalent erfahren. Dafür, dass diese Ambivalenz bei Herrn Michels noch aktuell ist, spricht seine mehrfach erwähnte aufbrauende und übers Ziel hinausschießende Art. Sie zeigt an, dass Abgrenzung für ihn (noch) nicht als souveräner Akt aus einer Erwachsenenposition heraus möglich ist, sondern nur in der aufgeregten und krisenhaften Form des Außer-sich-seins.

Für diese Rekonstruktion der Dynamik der Herkunftsfamilie von Herrn Michels sprechen auch zum einen sein auffälliger Wunsch nach Exklusivbeziehungen – also nach einem dyadischen Beziehungsmodus – und zum anderen seine Nichtbesetzung der dritten Position als Vater. Stattdessen haben wir eher Hinweise dafür gefunden, dass er mit seiner Frau um die Mutterposition konkurriert, also auch mit der Mutterposition noch hoch identifiziert ist.

Herr Michels führt dann weiter aus:

- (44-50) V: „Also ich hab 's ja bei meinem Patenkind auch gesehen, das war / auch der / in der Familie das / erste Enkel und da bin ich dann halt zurückgetreten, wenn / ob- wenn andere dann / ihn ganz schön in Beschlag genommen haben, obwohl ich am liebsten auch auf 'en Arm genommen hätte, aber man hat so gesehen, dass das Kind immer unsicheren Gesichtsausdruck und irgendwann dann mal anfängt zu schreien, und dann sollt man einfach aufhören. Aber das ist für manche kein Grund irgendwie aufzuhören ne.“

Herr Michels stellt jetzt selbst den Vergleich zu seinem Patenkind her, indem er eine Parallele herstellt zwischen dem Umgang seiner Verwandtschaft mit seinem Sohn und dem Umgang der Verwandtschaft seines Patenkindes mit diesem. Dabei kontrastiert er das Verhalten der Verwandtschaft mit seinem eigenen Verhalten dem Patenkind gegenüber, um zu zeigen, dass man sich rücksichtsvoller und einführender gegenüber dem Kind verhalten kann, wenn man nur dessen (Belastungs-)Signale wahrnimmt bzw. wahrnehmen will und von seinen eigenen Bedürfnissen Abstand nimmt. Auffällig ist hier, dass Herr Michels in diesem Zusammenhang von *zurücktreten* („da bin ich dann halt zurückgetreten“) spricht. Er hätte auch sagen können, „da habe ich mich zurückgehalten“ oder „da habe ich mich im Hintergrund gehalten“ oder „da habe ich verzichtet“. *Zurücktreten* kann man von einem Amt bzw. einer Position, von einem Vertrag oder von rechtlichen Ansprüchen. Das *Zurücktreten* geschieht also immer in einem formalen, rechtlichen oder institutionellen Rahmen, während *auf etwas verzichten* auch in rein moralischen oder anderen Zusammenhängen möglich ist. Die ersten beiden Bedeutungsebenen kommen im vorliegenden Zusammenhang offensichtlich nicht in Frage, da der Interviewee ja nicht beschreibt, wie er von seinem Paten-

amt zurücktritt, die dritte dagegen schon, da sie die Bedeutungsstruktur aufweist, die der Interviewee deutlich machen möchte: Jemand verzichtet auf ein ihm zustehendes Recht bzw. einen Anspruch zugunsten desjenigen, gegenüber dem er diesen (Rechts-) Anspruch besitzt. Nun ist klar, dass ein Pate weder einen rechtlichen noch einen moralischen Anspruch darauf hat, sein Patenkind in den Arm zu nehmen. Denn jemanden in den Arm zu nehmen, beruht auf einer freiwilligen Reziprozität.⁸⁰ Indem Herr Michels zur Beschreibung seines Verzichts dennoch auf eine Begrifflichkeit aus einem formal-rechtlichen Rahmen zurückgreift, unterstreicht er noch mal die Bedeutung seiner Verzichtsleistung. Denn er verzichtet damit auf etwas, das ihm scheinbar unabhängig von der Zustimmung des Betroffenen zusteht. Gleichzeitig vermeidet er damit, die Frage aufzuwerfen, ob sein Patenkind überhaupt in diesem Moment von ihm in den Arm genommen werden wollte, also ob sich in dieser Situation überhaupt eine Reziprozität zwischen ihm und dem Patenkind hätte herstellen lassen. Anders gesagt: Herr Michels hätte seine Wahrnehmung, dass es seinem Patenkind in dem Moment zu viel ist, auch so formulieren können, dass das Patenkind in dieser Situation sicherlich nicht gewollt hätte, auch noch von ihm auf den Arm genommen zu werden. Dann hätte er den Verzicht aus der Bedürfnislage des Kindes heraus formuliert und nicht aus seiner. So drückt sich in seiner Formulierung dagegen letztendlich die gleiche Haltung der *Ich-Bezogenheit* aus, die er an den Verwandten kritisiert.

- (50-59) V: „Und dann ist das /eventuell oder das Gutgemeinte ist dann /schon / geht dann nach hinten los. (I: Mhm mhm) (.) Ich hab 'n dann einfach geschnappt und hoch ins Bett gelegt und äh /er war fix und fertig. Er hat bestimmt 'ne dreiviertel Stunde gebraucht, bis er eingeschlafen [I: Mhm]. Also das war /is für ihn total untypisch. Den legt man hin, dann /guckt man nach fünf Minuten noch mal oder so und spätestens nach zehn Minuten schläft er tief und fest ne. Auch wenn er jetzt hier so 'n Theater macht oder so, aber /wenn er sieht /Rolladen is runter, es is kein Licht und /er hört die Spieluhr, dann legt er sich ab und HOLT TIEFER LUFT wir stecken ihm den Schnuller rein, er zieht 'n nach fünf Minuten raus und dann schläft er [I: Mhm mhm] ne. Und (.) das war halt dann schon 'n Zeichen, dass 's für ihn auch unangenehm war, fand ich.“

Herr Michels kann hier zumindest anerkennen, dass das Verhalten der Verwandtschaft gut und nicht böse gemeint ist. Neu ist auch, dass der Interviewee zum ers-

80 Deshalb achtet man normalerweise bei sehr kleinen Kindern, die noch nicht über Sprache oder signifikante körperliche Gesten verfügen, sehr genau auf sogenannte Feinzeichen, die signalisieren, ob das, was man gerade mit dem Kind macht, diesem gefällt oder nicht.

ten Mal ein elterliches „Wir“ im Umgang mit dem Kind nennt. Dies spielt allerdings für den weiteren Verlauf der Sequenz keine Rolle. Ansonsten bestätigen bzw. wiederholen sich hier Aspekte der bisher rekonstruierten Fallstruktur: In der Zuschreibung, dass sein Sohn „fix und fertig war“, findet sich zum einen die Tendenz des Interviewee wieder, das Verhalten der Verwandtschaft als sehr belastend für das Kind darzustellen. In der Formulierung, „dann legt er sich ab“, ist erneut die Tendenz zu erkennen, das Baby mit mehr Intentionalität und Kompetenzen auszustatten, als es seinem Alter ansatzweise entspricht.⁸¹

Die folgende Sequenz soll nicht mehr einer Sequenzanalyse unterzogen, sondern nur noch als Beleg dafür herangezogen werden, dass die obige Rekonstruktion der Dynamik der Herkunftstriade von Herrn Michels, in der wir die Mutter von ihm als sehr fürsorglich und damit die Autonomiebestrebungen von Herrn Michels als zu wenig berücksichtigend kennzeichneten, hier eine weitere Stärkung erfährt.

Nachdem der Interviewer gefragt hat, ob es sich bei der beschriebenen Szene um eine neue Art des Konflikts handelt oder ob das ein Muster ist, das Herr Michels bereits von früher kennt, antwortet er wie folgt:

- (71-75) V: *„Ja, ich denk äh meine Mutter hat in der Hinsicht äh sie will 's immer (auch) ganz besonders gut machen. (I: Mhm) Und sie ist dann zutiefst getroffen, wenn man 's gar nicht so haben will. Wenn / fünfzig Prozent, was sie machen will, reichen vollkommen aus, ne. Oder was sie macht, davon fünfzig Prozent. Und das wird dann irgendwann mal lästig, und das ist halt / üblich zu Weihnachten bei uns. LACHT“*

Im Folgenden soll nun eine längere Sequenz analysiert werden, die unter dem Aspekt der Herstellung der ödipalen Struktur dynamik sehr aufschlussreich ist.

Der Interviewee antwortet dabei auf folgende Frage:

- (108-110) I: *„Und / haben Sie schon so das Gefühl, dass Sie / auch schon so / 'nen Bezug herstellen können / zum Hennes? Oder wann, wenn Sie 's haben, hatten Sie das gleich oder hat 's 'n bisschen gedauert?“*
- (111-121) V: *„Also da find ich / da muss ich die Aussage von Andrea dann nehmen, weil / ich hab 's gar nicht so gemerkt oder (.) ja oder für mich war 's selbstverständlich. Weil Andrea war ja bettlägerig die ersten andert-*

81 Natürlich gehört ein «Mehr» an Intentionalitätsunterstellung gegenüber dem Kind zum Grundprinzip einer gelingenden Sozialisation. Doch der Ausdruck „sich ablegen“ ist ein typischer Ausdruck der Jugendlichensprache und insofern weit weg vom Entwicklungsstand des Babys. Auch wäre denkbar, dass der Interviewee diese Formulierung im Bewusstsein ihrer völligen Altersunangemessenheit ironisch gebrochen verwendet bzw. meint. Diese Lesart kann aber angesichts der Ernsthaftigkeit, mit der der Interviewee die Szenen mit seinem Patenkind und mit seinem Sohn als belastend beschreibt, ausgeschlossen werden.

*halb Wochen, sprich ich hab alles gemacht. Ich hab / Andrea auf Toilette geholfen, ich hab den Kleinen gepflegt, ich hab Essen gekocht und / hab eingekauft, Wohnung gemacht und / *also* voll Programm. (I: Mhm) Und nach 'ner Woche war Andrea nervlich fertig, weil / sie Angst hatte, dass / sie nie die / Verbindung so zum Hennes herstellen kann wie ich. (I: Mhm) Weil sie hatte bis zu dem Zeitpunkt Hennes noch kein eines Mal gewickelt, sie hat äh ihm sag ich mal nur die Brust gegeben, ich mein / das ist auch 'ne Leistung v- vom körperlichen Anstrengung her, aber / mh zu dem, was 'n / Kind also an Zeit beansprucht, isses halt nur die Brust gegeben, sag ich mal. Und / da war an für sich bei mir (.) gleich die Verbindung da.“*

„Also da find ich“ zeigt eine Abweichung von ansonsten vorherrschenden Meinungen, Sichtweisen, Auffassungen etc. an – im Sinne von „also in diesem Fall find ich“, ist es anders. Deshalb könnte diese Einleitung in folgenden Formulierungen ihre Fortsetzung finden: „Also in diesem Fall finde ich, muss man ihm recht geben“ oder „... muss man es noch mal anders betrachten“ oder „... sollte man eine Ausnahme machen“ etc.

Der Interviewee wählt nun folgende Formulierung als Fortsetzung: „... *da muss ich die Aussage von Andrea dann nehmen*“. Ausformuliert sagt der Interviewee in der Eingangssequenz: „Also normalerweise kann ich Ihnen Ihre Fragen selbst direkt beantworten, aber in diesem Fall muss ich dafür die Aussage meiner Frau nehmen bzw. heranziehen.“

Wenn ich sage, „da muss ich die Aussage von ... nehmen“, tue ich das in Kontexten, in denen ich mein Verhalten, meine Einstellung, meine Denkweise etc. mit der Bezugnahme auf jemanden, der in diesem Zusammenhang eine Autorität darstellt, rechtfertigen oder legitimieren bzw. absichern will. So zum Beispiel in der Formulierung, „Da muss ich die Aussage von meinem Chef nehmen“, wenn ich zeigen will, dass mein berufliches Handeln in Übereinstimmung mit der Aussage meines Chefs stand bzw. steht. Durch die Kennzeichnung als *Aussage* bekommt eine Äußerung einen *formal verpflichtenden* Status: denn zu sagen, „er hat die Aussage gemacht, dass ...“ ist etwas anderes, als zu sagen, „er ist der Meinung, dass ...“. Eine Aussage von jemanden ist etwas, worauf man sich berufen kann und für die der Aussagende in die Pflicht genommen werden kann, wie zum Beispiel bei einer Zeugenaussage oder einer Aussage vor Gericht. Der *formale* Charakter einer *Aussage* lässt sich auch daran verdeutlichen, dass es befremdlich wäre, zu unserem Partner zu sagen, „Du hast aber die Aussage gemacht, dass Du mich liebst“, weil es bei Liebesbekenntnissen keinen Sinn macht, sie wie *deklarative* Sprechakte zu behandeln, bei denen die hinter dem Sprechakt stehenden Intentionen und Gefühle keine Rolle spielen.

Herr Michels vollzieht hier also in der Praxis des Interviews gegenüber dem Interviewer einen Positionswechsel: Er verlässt die Position des werdenden Vaters, der in einem wissenschaftlichen Interview *spontan über sein Erleben und seine Erfahrungen* spricht und wechselt in die Position eines offiziellen Sprechers, der im Rahmen einer Funktion bzw. Rolle die Frage beantwortet. Während bei der spontanen Darstellung seines Erlebens der Interviewer ja nichts Falsches sagen kann, weil jeder spontane Ausdruck eine gültige Ausdrucksgestalt dieses Erlebens darstellt – auch wenn darin nicht angeeignete unbewusste Motive des Sprechers sichtbar werden –, zeigt Herr Michels mit diesem Positionswechsel an, dass er die Frage korrekt, also im Sinne von *objektiv richtig* beantworten will.

Herr Michels gibt also mit seiner Formulierung der Äußerung seiner Frau einen formalen Status. Die Äußerung wird so zu etwas, auf das man sich im Zweifelsfall berufen kann. Auf sein eigenes Erleben möchte er sich dagegen an dieser Stelle nicht beziehen.

Bevor wir eine Hypothese darüber formulieren, wie dieser Positionswechsel motiviert sein könnte, setzen wir zunächst die Sequenzanalyse fort.

„...., weil / ich hab 's gar nicht so gemerkt oder (.) ja oder für mich war 's selbstverständlich.“

Als Begründung für die Heranziehung der Aussage seiner Frau sagt Herr Michels, dass er – wenn man die Äußerung auf die Frage des Interviewers bezieht – es gar nicht so gemerkt hat, wie sich ein Bezug zu seinem Sohn herstellt hat, weil dieser Bezug für ihn selbstverständlich war. Wir können zum einen daraus schließen, dass der Bezug zum Kind von Anfang an da war und sich nicht erst entwickeln musste – denn sonst hätte Herr Michels dies als eine Veränderung wahrgenommen –, zum anderen wird daran deutlich, dass Herr Michels auch gar nicht mit etwas anderem gerechnet, also etwas anderes erwartet hat.

Nun stellt sich die Frage, warum Herr Michels dieses Erleben eines selbstverständlichen Bezugs zum Kind nicht einfach mitteilt, denn zum Zeitpunkt des Interviews ist ihm diese Selbstverständlichkeit ja spätestens durch die Aussage seiner Frau bewusst. Die „offizielle“ Bezugnahme auf die Aussage seiner Frau soll also über die inhaltliche Beantwortung der Frage hinaus diesen Inhalt noch in irgendeiner Weise beglaubigen, bzw. der Interviewee möchte sich hier in irgendeiner Form absichern. Es geht hier also nicht nur um eine Selbstversicherung im Sinne einer Selbstvergewisserung, sondern um eine Absicherung nach außen. Dies macht nur Sinn, wenn der Interviewee seine inhaltliche Aussage als konflikthaft betrachtet, also fürchtet, dass sie vom Interviewer oder Dritten zu seinen Ungunsten ausgelegt werden könnte.

Da an einem selbstverständlichen Bezug des Vaters zum eigenen Kind an sich nichts Konflikthafes zu entdecken ist, muss die weitere Sequenzanalyse zeigen, warum dies vom Interviewee dennoch so eingeschätzt wird.

*Weil Andrea war ja bettlägerig die ersten anderthalb Wochen, sprich ich hab alles gemacht. Ich hab / Andrea auf Toilette geholfen, ich hab den Kleinen gepflegt, ich hab Essen gekocht und / hab eingekauft, Wohnung gemacht und / *also* voll Programm. (I: Mhm) Und nach 'ner Woche war Andrea nervlich fertig, weil / sie Angst hatte, dass / sie nie die / Verbindung so zum Hennes herstellen kann wie ich.*

Mit dem „Weil“ markiert Herr Michels das Folgende als eine Begründung für seinen selbstverständlichen Bezug zum Kind. Wir erfahren, dass seine Frau in den ersten anderthalb Wochen bettlägerig war und Herr Michels sich deshalb um alles kümmern musste – also sowohl um die Versorgung seiner Frau als auch um die des Kindes. Herr Michels zählt im Folgenden beispielhaft auf, was er alles gemacht hat und beendet diese Aufzählung mit der Wendung „also voll Programm“, die noch mal unterstreichen soll, dass er sich um *alles* gekümmert hat. Dann erfahren wir, dass seine Frau diese Situation zunehmend als belastend erlebt hat, weil sie das Gefühl hatte, der Vater hat eine engere Beziehung zum Kind aufgebaut als sie, und dass sie befürchtet, diesen Vorsprung ihres Mannes auch nicht mehr aufholen zu können.

Es wird also an dieser Stelle ein Konflikt zwischen den Eltern um die Beziehung zum Kind sichtbar. Aus der Darstellung von Herrn Michels können wir entnehmen, dass seine Frau in ihrem Erleben sozusagen zusehen musste, wie selbstverständlich ihr Mann von Anfang an ein inniges Verhältnis zum gemeinsamen Kind hat bzw. pflegt, während sie dies nicht in der gleichen Weise hat und auch aufgrund ihrer Bettlägerigkeit nicht viel tun kann, um eine ebenso innige Beziehung zum Kind aufzubauen. Der Konflikt zeigt sich in einer Verkehrung der Mutter- und Vaterposition: während normalerweise aufgrund der leiblichen Fundierung die Mutter-Kind-Beziehung wie selbstverständlich gegeben ist und die Vater-Kind-Beziehung erst aufgebaut werden muss, ist es bei diesem Elternpaar scheinbar genau umgekehrt. Für den Vater ist die Beziehung zum Kind naturwüchsig gleich da, während die Mutter das Gefühl hat, sie muss diese erst herstellen.

Nun führt Herr Michels als Erklärung für diese Positionsvertauschung – bis zu dieser Sequenzstelle – die Tatsache der Bettlägerigkeit seiner Frau und die damit verbundene Übernahme aller Versorgungsaufgaben durch ihn an. Bei genauerer Betrachtung erweist sich dieser Erklärungsversuch jedoch als wenig überzeugend. Denn zum einen entspricht die beschriebene Pflegekonstellation im Prinzip der Situation im Krankenhaus nach der Entbindung. Auch hier übernehmen die Pflegekräfte oder die Angehörigen in den ersten Tagen alle Versor-

gungsaufgaben, während die Mutter – sofern sie das will und dies auch gelingt – für das Stillen des Kindes zuständig ist. Dies lässt aber in aller Regel die Mütter nicht um ihre Beziehung zum Kind fürchten. Zum anderen folgt aus den von Herrn Michels aufgezählten Versorgungsaufgaben überhaupt nicht zwingend eine bessere bzw. innigere Beziehung zum Kind. Essen kochen, einkaufen, Wohnung sauber machen etc. berühren die Beziehung zu einem Säugling in keiner Weise. Nur beim Wickeln, Anziehen, Herumtragen – und natürlich bei der frei von Versorgungsaufgaben stattfindenden Kommunikation – findet eine Beziehungsgestaltung statt. Letztere kann aber auch zwischen der bettlägerigen Mutter und dem Säugling stattfinden. Und dass die anderen genannten Tätigkeiten stärker zu einem Beziehungsaufbau als das Stillen beitragen, ist kaum anzunehmen. Die scheinbare Vertauschung der Vater- und Mutterposition kann also nicht in der anfänglichen Pflegesituation begründet sein. Vielmehr drückt sich wohl in der Gestaltung und im Erleben der Pflegesituation durch beide Eltern eine tieferliegende Dynamik aus, die mit der weiteren Sequenzanalyse freigelegt werden soll.

Weil sie hatte bis zu dem Zeitpunkt Hennes noch kein eines Mal gewickelt, sie hat äh ihm sag ich mal nur die Brust gegeben, ich mein / das ist auch 'ne Leistung v- vom körperlichen Anstrengung her, aber / mh zu dem, was 'n / Kind also an Zeit beansprucht, isses halt nur die Brust gegeben, sag ich mal. Und / da war an für sich bei mir (.) gleich die Verbindung da.“

Durch das einleitende „Weil“ kennzeichnet Herr Michels die folgenden Ausführungen als Erklärung für die Ängste seiner Frau. „*Sie hatte bis zu dem Zeitpunkt Hennes noch kein eines Mal gewickelt*“ enthält unterschwellig, aber eindeutig einen Vorwurf gegenüber seiner Frau, der – wenn sie wirklich bettlägerig war – völlig unangemessen ist. Das wäre so, als ob man über einen krankgeschriebenen Angestellten sagt, er habe während seiner Krankschreibung keinen einzigen Tag gearbeitet, und ihm damit mangelndes Engagement vorwirft. Angemessen wäre deshalb gewesen, wenn Herr Michels gesagt hätte: „*Sie konnte bis zu dem Zeitpunkt Hennes kein einziges Mal wickeln.*“ Der unterschwellige Vorwurf bezieht sich auf ein fehlendes Engagement. Da in der Aussage von Herrn Michels ganz offensichtlich nicht eine gerechtere Aufteilung der Versorgungsaufgaben zwischen den Eltern das Thema ist, sondern das Engagement für das Kind und damit für den Beziehungsaufbau zum Kind, kann der implizite Vorwurf an seine Frau nur lauten, dass sie selbst daran schuld ist, wenn sie keine bessere Beziehung zum gemeinsamen Kind hat, da sie zu wenig dafür getan hat.

Das kommt in der nächsten Sequenz noch deutlicher zum Ausdruck, wenn Herr Michels sagt, „*sie hat äh ihm sag ich mal nur die Brust gegeben, ich mein / das ist auch 'ne Leistung v- vom körperlichen Anstrengung her, aber / mh zu*

dem, was 'n / Kind also an Zeit beansprucht, isses halt nur die Brust gegeben, sag ich mal.“. Der Interviewee wertet mit dieser Äußerung genau das ab, was gerade eine innige Beziehung zwischen Mutter und Kind stiftet und was gerade eine grundlegende, weil leiblich fundierte Differenz zwischen der Mutter-Kind- und der Vater-Kind-Beziehung ausmacht: die Fähigkeit, das Kind zu stillen. Dabei wertet er das Stillen der Mutter in doppelter Weise ab: einmal unter dem Gesichtspunkt, dass der zeitliche Aufwand, der damit verbunden ist, nicht mit seinem zeitlichen Aufwand für das Kind mithalten kann, zum anderen indem er das Stillen auf eine rein körperliche Leistung reduziert und dabei den beziehungsstiftenden Aspekt eliminiert. Hier wiederholt sich in zugespitzter Form, was sich schon im ersten Interview andeutete, als der Interviewee beschrieb, wie er die Bewegungen des Kindes im Bauch der Mutter verfolgte und der Eindruck entstand, er nehme die Mutter dabei nur als eine Art Brutmaschine wahr, die *sein* Kind austrägt: hier wird die Mutter zu einer bloßen Versorgungsstation degradiert. Spiegelbildlich zur Abwertung des Stillens seiner Frau wertet Herr Michels die eigene Tätigkeit des Wickelns, die er bis dahin exklusiv ausgeübt hat, auf. Gleichzeitig eröffnet er einen Leistungswettbewerb („das ist auch 'ne Leistung“) zwischen sich und seiner Frau, der aus Sicht des Interviewee nach der Logik abläuft, wer mehr Zeit und Engagement für das Kind aufwendet, bekommt den Zuschlag der besseren bzw. innigeren Beziehung zum Kind.

Auch wenn nicht ausgeschlossen ist, dass die Mutter in dieser Anfangssituation tatsächlich Probleme mit dem Beziehungsaufbau zum Kind hatte – zum Beispiel aufgrund einer postpartalen Depression –, wird spätestens an dieser Stelle sehr deutlich, dass Herr Michels aktiv um die Mutterposition mit seiner Frau konkurriert.

Wir können deshalb als **fünfte Fallstrukturhypothese** festhalten,

dass Herr Michels mit seiner Frau um die bessere Beziehung zum gemeinsamen Kind konkurriert und dabei tendenziell selbst die Mutterposition besetzen will. Die Eigenständigkeit und Besonderheit der Mutter-Kind-Beziehung kann er nicht in sich abbilden. Das würde voraussetzen bzw. implizieren, dass er innerhalb der ödipalen Triade in die Position des Dritten treten kann, was bisher nicht der Fall war und aufgrund der bisher rekonstruierten Dynamik auch nicht mehr im Laufe des Interviews zu erwarten ist. Vielmehr hat sich sehr deutlich abgezeichnet, dass er eine Exklusivbeziehung zu seinem Kind sucht. Auch die Gattenbeziehung verblasst vor dem Hintergrund dieser Dynamik und findet kaum noch in den Ausdrucksgestalten des Interviewee einen Niederschlag.

Zum Abschluss soll noch eine längere, kurz darauf folgende Sequenzstelle wiedergegeben werden, um die obige Fallstrukturhypothese weiter zu belegen, ohne jedoch noch eine Feinanalyse durchzuführen:

- (124-139) V: „... und / ich hab halt / mir das so erklärt, dass ich / also bestimmt / wie ich ihn das erste Mal hab / Treten / gespürt da, wie ich die / Hand oder / 'ne Wange auf 'en Bauch gelegt hab, hab ich mich mit ihm auseinander-gesetzt. Ich hab ihn verfolgt / richtig, was er so macht und wo er jetzt grad / 'n Bein od- mir versucht zu erklären, es waren ja alles nur Annahmen, beruhte ja LACHT so ziemlich alles auf Annahmen LACHT, inwieweit äh wo der Fuß oder der Arm oder / ob er dreht, Hick-Schluckauf hat, hat er Andrea LACHT die bösen Probleme nach zwei LACHT / also die letzten zwei Monate hat er / bestimmt einmal nachts 'n Heck- 'n Hecker gehabt, und das ging dann richtig so / zum Schluss LACHT LAUT (hast das Ganze gesehen) Andrea konnte dann nicht schlafen LACHT, so morgens um halbdrei, wenn er da rumgehockt hat, HOLT TIEFER LUFT und (.) das hat einfach schon Spaß gemacht. Ich hab mich mit dem unterhalten und / da gedrückt, dann hat 's / kam da 'ne Beule und so, also das / deswegen hab ich mir halt gesagt, im Prinzip isser ja jetzt nur für mich sichtbar, und ich hab mich ja schon drei Monate vorher mit ihm auseinandergesetzt, (..) und deswegen (..) ja ich fand 's halt (.) einfach scharf. Wobei äh (.) ohne Sie beeinflussen z- / zu wollen, das is / vom Ablauf her aber / die Geburt das war für mich also / das Anstrengendste an der ganzen [I: Mhm mhm] Geschichte.“

Der Ausschnitt zeigt eindrücklich, wie nah der Interviewee dem werdenden Kind bereits während der Schwangerschaft im Bauch der Mutter kommen möchte. Diese starke Ausrichtung auf das Kind kommt prägnant in der Formulierung „Ich hab ihn verfolgt richtig“ zum Ausdruck. Gleichzeitig ist deutlich zu erkennen, wie der Interviewee über diese starke Fokussierung auf das Kind seine Frau – und damit auch die Mutter – aus dem Blick verliert. In der Sequenz, in der er das Schluckauf des Fötus beschreibt, stellt Herr Michels eine Szene her, in der er versucht, mit dem Fötus intensiv zu kommunizieren und sich dabei amüsiert, während seine Frau unter diesem Schluckauf leidet und aus dieser Kommunikation ausgeschlossen ist. Die Lacher, mit denen er die Erwähnung der „bösen Probleme“ für seine Frau begleitet, zeigen sogar eine gewisse Schadenfreude an und lassen auf eine unterschwellige Aggression ihr gegenüber schließen.

Auf jeden Fall wird hier noch mal ganz deutlich, wie Herr Michels versucht, sich des Kindes im Bauch seiner Frau (!) zu bemächtigen und dabei völlig die – aufgrund der leiblichen Fundierung – viel unmittelbarere Beziehung zwischen Mutter und Fötus übergeht. Es ist deshalb aus meiner Sicht nicht zu weit

hergeholt, bei Herrn Michels einen unbewussten Wunsch zu vermuten, das Kind am liebsten selbst austragen zu wollen. Die letzte Äußerung in der obigen Sequenz – „*Die Geburt, das war für mich also das Anstrengendste an der ganzen Geschichte*“ – würde man jedenfalls eher einer Mutter als einem Vater zuschreiben.

2.5 Analyse des ersten Interviews mit Herrn Polzin

- (1-3) I: „Ja, mich würde einfach interessieren, was sich für Sie seit der Schwangerschaft beziehungsweise seit der Aussicht, bald Vater zu werden, / verändert hat? Ob 's da irgendwelche Veränderungen gab?“

Die Eingangsfrage ist fast identisch mit den Formulierungen in den beiden anderen Interviews. Im Unterschied zur Eingangsfrage bei Herrn Maus verwendet der Interviewer hier statt dem „halt“ ein „einfach“, was das ausgedrückte authentische Interesse des Interviewers nicht konterkariert. Die Frage, *was sich verändert hat*, wird dann noch einmal abgemildert zu der Frage, *ob sich etwas verändert hat*, weil letzteres erst einmal leichter zu beantworten ist.

- (4-5) V: „Verändert im Sinne jetzt (.) familiären Sinne oder verändert auf die Zukunft gesehen oder einfach generell alles?“

Der Interviewee möchte zunächst die Fraglichkeit weiter spezifizieren. Dabei nimmt er eine Unterscheidung zwischen Familie und Zukunft vor. Da Familie und Zukunft sich nicht per se ausschließen, muss geklärt werden, warum Herr Polzin hier eine Opposition aufbaut. Zunächst bringt er damit zum Ausdruck, dass die Familie hier nicht Gegenstand von Zukunftsüberlegungen ist. Dann können sich die mit dem Vaterwerden antizipierten Veränderungen nur auf seine Person beziehen. Da er aber natürlich zur Familie gehört, kann mit diesen Veränderungen eigentlich nur seine berufliche Zukunft gemeint sein. Das würde bedeuten, dass er hier folgende Unterscheidung vornimmt: Während die berufliche Entwicklung Gegenstand einer Planung ist, die sich durch das Vaterwerden noch mal verändern kann, ist die Familie kein Gegenstand einer solchen Planung. Herr Polzin fragt also sinngemäß zurück: „Meinen Sie meine Zukunft oder unser familiäres Zusammenleben?“ Damit lässt Herr Polzin erkennen, dass er – zumindest nach dieser ersten Sequenz – gestaltsicher zwischen dem Bereich *diffuser* und dem Bereich *spezifischer* Sozialbeziehungen unterscheiden kann. Die Familie ist der Bereich der unmittelbaren und spontanen Begegnung zwischen ganzen Personen. Hier stehen Fragen der zweckrationalen Planung und Zielerreichung nicht im Vordergrund, während diese Form der Planung für die berufliche Karriere angemessen ist.

Mit der Frage, „.... oder einfach generell alles?“ fragt der Interviewee – sozusagen als dritte Möglichkeit, auf die Frage des Interviewers zu antworten –, ob er einfach unstrukturiert, also was ihm spontan einfällt, über eingetretene Veränderungen erzählen soll bzw. kann. Wir können daraus schließen, dass Herr Polzin keine Angst hat, sich im Interview frei zu äußern. Anderenfalls würde er sich mehr bemühen, das Gesprächsthema zu kontrollieren.

(6-7) I: „Ja beides. Also| einfach auch was Ihre Erwartungen betrifft, aber auch, was sich jetzt schon vielleicht geändert hat?“

An der Antwort zeigt sich, dass der Interviewer die Frage von Herrn Polzin so verstanden hat, ob er über Veränderungen, die schon eingetreten sind, oder über solche, die er noch erwartet, sprechen soll.

(8-9) V: „Also das, was ich mir vorher vorgestellt habe, das ist auch bisher eigentlich so im Großen und Ganzen eingetreten.“

Der Interviewee nimmt jetzt die letzte Frage bzw. Antwort des Interviewers auf, nämlich die Unterscheidung von bisher eingetretenen Veränderungen und von Veränderungen, die der Interviewee für die Zukunft erwartet. Zunächst wird an der Antwort deutlich, dass Herr Polzin während der Schwangerschaft bis zum Zeitpunkt des Interviews keine Überraschung und insofern nicht wirklich etwas Neues erfahren hat. Wir können daraus zunächst schließen, dass also auch für diesen Interviewee das Vaterwerden während der Schwangerschaft noch abstrakt bleibt. Zum anderen macht die Äußerung sehr deutlich, dass Herr Polzin mit Erwartungen, also mit einer Erwartungsausrichtung in die Schwangerschaft seiner Frau gegangen ist. Aufgrund der Abgeklärtheit, die in dieser Antwort zum Ausdruck kommt, stellt sich die Frage, ob diese Abgeklärtheit hier eventuell im Dienste einer Abwehr von Ängsten stehen könnte, also ob es sich hier um eine Pseudo-Abgeklärtheit handelt, die der Kontrolle eigener Ungewissheiten und Befürchtungen dient. Gegen diese Lesart sprechen aber zwei Punkte in dieser sprachlichen Ausdrucksgestalt: zum einen die adverbiale Bestimmung «bisher». Sie zeigt nämlich an, dass der Interviewee sehr genau differenziert zwischen dem, was bisher war, und dem, was noch kommen kann. Der Interviewee kann also klar benennen, dass bisher kaum etwas Unerwartetes eingetreten ist, ohne auszuschließen, dass dies aber noch passieren kann. Darin drückt sich eine erfahrungsoffene Haltung aus. Denn ansonsten würde der Interviewee den Eintritt des Erwarteten wahrscheinlich zu einer generellen Erfahrung pauschalisieren. Der zweite Punkt betrifft die Wendung «im Großen und Ganzen». Damit zeigt Herr Polzin an, dass er auch nicht mit einer hundertprozentigen Übereinstimmung zwischen seinen Erwartungen und der tatsächlichen Entwicklung gerechnet hat, sondern dass er weiß bzw. zulassen kann, dass sich die mit dem Vaterwerden

verbundenen Veränderungen während der Schwangerschaft nicht vollständig antizipieren lassen. Das Adverb «eigentlich» im Sinne *von im Grunde genommen* oder *genau besehen* drückt ja auch noch mal eine explizite Prüfung bzw. einen diesbezüglichen Abgleich zwischen Erwartungen und eingetretenen Ereignissen aus, den der Interviewee vorgenommen hat. Das spricht auch dafür, dass Herr Polzin offen für diesen Vergleich ist und sich nicht davor fürchtet, dass etwas Überraschendes passiert.

- (9-10) V: „Ja man kann also kaum sagen, dass das jetzt irgendwie | groß jetzt 'ne Überraschung für mich gewesen wäre, (I: Mhm) wie das ganze jetzt so abläuft [I: Mhm].“

An der Formulierung „man kann also kaum sagen“ lässt sich, wenn auch etwas verschachtelt, die Erwartungsausrichtung des Interviewee rekonstruieren. Zunächst drückt sich hier in dem verallgemeinernden «man» ein Anspruch auf eine allgemeine bzw. offensichtliche Gültigkeit der darauffolgenden Aussage aus. Denn paraphrasiert könnte die obige Formulierung auch lauten: „Selbst ein Außenstehender könnte wohl kaum behaupten, dass das für mich irgendwie eine Überraschung gewesen wäre.“ Es wird also mit der Wendung „man kann also kaum sagen“ eine gewisse offensichtliche Evidenz in Anspruch genommen bei gleichzeitiger Bezugnahme auf mögliche Einwände gegen diese Aussage. So wie man mit der Aussage

1. „Man kann also kaum sagen, dass dieses Urteil überraschend kam.“

zum Ausdruck bringt, dass jeder, der sagt, dieses Urteil sei eine Überraschung, die offensichtlichen Fakten nicht richtig zur Kenntnis genommen hat. Ein weiterer Aspekt der Aussage von Herrn Polzin lässt sich anhand eines zweiten Beispielsatzes deutlicher herausarbeiten:

2. „Man kann also kaum sagen, dass in dem Vortrag etwas Neues zu hören war.“

Auch hier wird eine offensichtliche Gültigkeit der Einschätzung, die über die persönliche Einschätzung hinausgeht, in Anspruch genommen, nur dass hier die Erwartungsrichtung umgekehrt ist: es drückt sich hier nämlich eine gewisse *Enttäuschung* darüber aus, dass man einem Vortrag zugehört hat, der einem eigentlich keine neuen Informationen oder Ideen vermittelt hat. Der Satz ließe sich dann wie folgt paraphrasieren: „Selbst beim besten Willen konnte man im dem Vortrag nichts Neues hören.“ Damit ist gesagt, dass obwohl der Sprecher sein Zuhören darauf ausgerichtet hat, etwas Neues zu hören, war dies nicht der Fall.

Ich denke, es ist offensichtlich, dass Beispielsatz (2) mit der Struktur und Ausrichtung von Herrn Polzins Äußerung vergleichbar ist und nicht Satz (1). Denn sonst hätte Herr Polzin sinngemäß sagen müssen: „Man kann wohl kaum sagen, dass meine Überraschungslosigkeit eine Überraschung wäre.“ In dieser Formulierung würde deutlich werden, dass er nichts Anderes erwartet hat. In seiner Formulierung dagegen wird – wie im Satz (2) – deutlich, dass er eigentlich auf etwas Überraschendes eingestellt war und dass er *trotz* dieser Ausrichtung etwas Überraschendes nicht feststellen konnte.

Die positive bzw. offene Grundausrichtung, die also in der Äußerung von Herrn Polzin zum Ausdruck kommt, soll noch durch eine weitere Kontextualisierung sozusagen kontrastiv untermauert werden. Eine Formulierung wie

3. „Man kann also kaum sagen, dass das ein schlechter bzw. enttäuschender Vortrag gewesen ist.“

würden wir wohl kaum verwenden. Das liegt daran, dass hier eine negative Erwartungshaltung positiv überrascht wird. Dann gibt es aber keinen Grund, dies durch die Wendung „man kann also kaum sagen“ so defensiv auszudrücken. Dann würden wir einfach sagen: „Das war *doch* ein guter Vortrag.“ Die einleitende Wendung zeigt ja einen bestimmten Umgang mit der Beweislast zu einer Aussage an: Wenn ich eine Enttäuschung und auch eine Kritik damit einleite, mache ich mit dieser defensiven Formulierung deutlich, dass dieser Aussage wohl kaum jemand widersprechen kann. Diese Beweislast gilt umgekehrt – wenn wir positiv überrascht werden – nicht in gleicher Weise. Herr Polzin nimmt also mit seiner Eingangsformulierung auch Bezug auf eine allgemeine Erwartungshaltung zum Vaterwerden. Unter diesem Aspekt steckt in seiner Formulierung folgende Paraphrasierung: „Obwohl allgemein gesagt wird, dass Vaterwerden eine große Veränderung bedeutet, konnte ich bisher nichts Überraschendes feststellen.“ Wir können also als **erste Fallstrukturhypothese** formulieren,

dass sich Herr Polzin als erfahrungsoffen und gleichzeitig mit einer klaren Erwartungsausrichtung zeigt. Die zu erkennende Abgeklärtheit bezieht sich nicht darauf, dass Herr Polzin das Vaterwerden als Routinevorgang betrachtet, sondern lässt sich eher damit erklären, dass er auf seine eigenen Erfahrungen vertraut und sich nicht daran orientiert, was vielleicht allgemein über das Vaterwerden gesagt wird.

- (10-13) V: „Ja also genau so hab ich mir das im Prinzip vorgestellt; und | das Einzige was ma (.) also was ich persönlich halt auch gemerkt hab is,

dass dann doch irgendwann so das | Gefühl zustande kommt, ehmm (.)
dass man doch jetzt | wirklich 'ne Familie hat irgendwann, ja, ...“

Zunächst bekräftigt Herr Polzin seine Aussage von vorher, dass das bisher Eingetretene mit seinen Erwartungen weitgehend übereinstimmt. Dann formuliert er eine Wahrnehmung, die ihn doch überrascht hat, bzw. die er so nicht erwartet hat. Zunächst fällt auf, dass er in der Einleitung zu dieser Feststellung das generalisierende «man» so schnell bemerkt, dass er es nicht mal fertig ausspricht und durch das «ich» ersetzt. Das heißt, er merkt sehr schnell, dass das verallgemeinernde «man» hier unpassend wäre, weil er im Folgenden eine persönliche Erfahrung zum Ausdruck bringt. Damit bestätigt sich erneut, dass Herr Polzin die Erfahrung des Vaterwerdens nicht abwehren muss. Denn im Falle der Abwehr würde sich die Korrektur durch die umgekehrte Bewegung vom persönlichen «ich» zum allgemeinen «man» ausdrücken – oder gleich beim «man» bleiben.

Der Partikel «halt» drückt zunächst einen Anspruch auf eine begründungsparende Evidenz aus. In Verbindung mit dem «auch» zeigt der Interviewee damit eine Normalisierung seiner Erfahrung an – im Sinne von „wie halt andere auch“. Die angekündigte Auffälligkeit wird damit gleich wieder in eine gewisse Normalität gerückt. Das adversative «doch» zeigt nun das Überraschende an dem Wahrgenommenen an, dass also etwas entgegen seiner Erwartung eingetreten ist. Hier finden wir auch wieder eine von Herrn Polzin implizit vorgenommene Kontrastierung seiner Erwartung mit einer allgemeinen Erwartung: Danach ist die allgemeine Erwartung, dass sich mit dem Wissen, Vater zu werden, bereits ein Familiengefühl einstellt. Dieser allgemeinen Erwartung stand Herr Polzin wohl skeptisch gegenüber, weil – so können wir vermuten – er dies als stilisierendes Gerede einschätzte, das keine Erfahrungsbasis hat. Auf jeden Fall drückt sich in dieser Skepsis eine Erfahrungshaltung aus, die sich schon oben angedeutet hat, dass nämlich Herr Polzin sich nicht irgendetwas einreden lässt, sondern auf das vertraut, was er selbst – sozusagen am eigenen Leib – erfährt. Deshalb können wir als **zweite Fallstrukturhypothese** – sozusagen als Spezifizierung eines Aspekts aus der ersten Hypothese – formulieren,

dass Herr Polzin einen Erfahrungshabitus hat, der vor allem auf sinnlich-konkrete, am eigenen Leib zu spürende Erfahrungsgegenstände ausgerichtet ist. In Verbindung mit seiner rekonstruierten Erfahrungsoffenheit zeigt er sich also als jemand, der über eine starke positionale Mitte⁸² verfügt – der also klar in seiner Ausrichtung und dennoch offen für Neues ist.

Umso bemerkenswerter ist vor diesem Hintergrund die Veränderung, die Herr Polzin an sich wahrgenommen hat: „dass dann doch irgendwann so das Gefühl

82 Dieser Begriff wird im vierten Teil noch näher erläutert.

zustande kommt, dass man doch jetzt wirklich 'ne Familie hat irgendwann'. Denn hier handelt es sich ja nicht um ein diskretes, sinnlich erfahrbares Ereignis, das Herr Polzin beschreibt, sondern um eine allmähliche Zustandsveränderung, die ab einem bestimmten Kumulationsgrad von ihm bemerkt wird. So wie man zum Beispiel irgendwann bemerkt, dass man älter geworden ist. Diese Wahrnehmung von Herrn Polzin ist gerade vor dem Hintergrund seiner bisher rekonstruierten Erfahrungshaltung besonders bemerkenswert. Denn *obwohl* er auf sinnlich-konkrete Erfahrungsgegenstände ausgerichtet ist, nimmt er dieses etwas diffuse und erstmal auf keinen konkreten Erfahrungsgegenstand zu beziehende Gefühl bei sich wahr. Wir können daraus schließen, dass das bis dahin (relativ) abstrakte Datum, Vater zu werden, bei ihm auf eine solche *Resonanz* stößt, dass er die Vaterschaft nicht nur kognitiv, sondern auch emotional antizipieren kann. Das ist für das Verständnis von Erfahrungsprozessen eine wichtige Feststellung, wie wir im zweiten und dritten Teil noch sehen werden.

Sehr aufschlussreich ist nun weiter, wie diese Resonanzstruktur inhaltlich aussieht, die durch das Wissen um das Vaterwerden bei Herrn Polzin aktiviert wird. Das lässt sich daran erkennen, wie der Interviewee sich in seiner Antizipation von Familie *positioniert*. Hier ist bemerkenswert, dass Herr Polzin davon spricht, „dass man doch jetzt wirklich irgendwann eine Familie *hat*“ und nicht „eine Familie *ist*“. Mit der letzteren Formulierung würde er zwar das neu entstehende Gesamtgebilde darstellen, dem er auch angehört, ohne aber seine Positionierung innerhalb dieses Gebildes kenntlich zu machen. Mit der Formulierung «eine Familie *haben*» nimmt er dagegen innerhalb des Gebildes eine Differenzierung vor, die gleichzeitig mit einer Selbstpositionierung seinerseits verbunden ist: Denn durch das «haben» stellt der Interviewee innerhalb des Gesamtgebildes Familie ein Gegenüberverhältnis her, das sich nur auf seine Frau und das Kind beziehen kann. Das bedeutet, er sieht Mutter und Kind als eine Einheit, der er gegenübersteht, ohne sich jedoch – und das ist genauso wichtig – aus dem Gesamtgebilde auszuschließen. Das heißt, Herr Polzin antizipiert hier schon seine zukünftige Position als *Dritter*, der der zunächst exklusiveren Mutter-Kind-Dyade gegenübersteht und für die er dann zu sorgen hat.

In dieser Selbstpositionierung finden wir gleichzeitig eine *selbstreflexive Struktur* vor: Denn der Interviewee bezieht sich hier auf etwas, dem er selbst angehört. Das Bemerkenswerte daran ist, dass es sich ja hier nicht um eine gedankliche Selbstreflexion handelt, sondern dass diese selbstreflexive Struktur sich in einer das Erleben des Interviewee ausdrückenden Ausdrucksgestalt zum Vorschein kommt. Hinsichtlich der Frage nach der Struktur von Erfahrungsprozessen können wir daraus schließen, dass Selbstreflexivität nicht ein rein kognitives Phänomen ist, sondern auch emotional bzw. – besser ausgedrückt – im Erleben verankert sein muss.

Bezüglich der Frage nach einer gelingenden Triangulierung gibt es zumindest bis zu diesem Punkt der Sequenzanalyse Hinweise, dass Herr Polzin bereits während der Schwangerschaft die Strukturdynamik der ödipalen Triade antizipieren kann. Das deutet daraufhin, dass er diese auch vollständig verinnerlicht hat und deshalb auch – sozusagen gestaltsicher – seine Positionierung innerhalb der neu entstehenden Familie erahnen kann. Wir können deshalb als **dritte Fallstrukturhypothese** formulieren,

dass Herr Polzin die Strukturdynamik der ödipalen Triade vollständig verinnerlicht hat und deshalb keine Schwierigkeiten hat, seine Position als Dritter zu antizipieren.

(13-14) V: „... das ist also von von der !Situation her! | macht man sich da vorher keine Gedanken drüber.“

Der Interviewee sagt also, auf die Situation bezogen macht man sich da vorher keine Gedanken. Mit der «Situation» kann der Interviewee eigentlich nur meinen, wenn das Kind dann auf der Welt ist. Denn bezüglich der Zeit der Schwangerschaft hat er ja einen expliziten Abgleich zwischen seinen Erwartungen und dem tatsächlichen Verlauf vorgenommen. Würde die Aussage nicht die Geburt des Kindes meinen, könnte sie sich nur noch auf das Zustandekommen der Schwangerschaft beziehen. Dann hätte die Aussage aber eine negative Konnotation in dem Sinne, dass der Interviewee damit ausdrückt, dass er (und seine Frau?) unüberlegt in diese Situation der Schwangerschaft und des Elternwerdens geraten sind. Vor diesem Hintergrund hätte die jetzige Situation – zum Zeitpunkt des Interviews – etwas Bedrohliches für den Interviewee. Dafür gibt es aber bisher keinerlei Hinweise. Deshalb können wir diese Lesart zunächst ausschließen.

(14-15) V: „Also ich persönlich hab mir da keine Gedanken gemacht.“

Herr Polzin kommt von der verallgemeinernden Ebene wieder zurück auf sein persönliches Erleben, um dieses im Anschluss mit dem möglichen Handeln und Erleben anderer zu kontrastieren:

(15-16) V: „Kann natürlich Leute geben, die | planen das alles im voraus und die wissen das alles, also ich glaub !kaum!, dass das so ist, ...“

Herr Polzin sagt hier, dass er nicht glaubt, dass man sich planerisch auf diese Situation vorbereiten und dass man im Voraus wissen kann, wie die Situation dann wirklich ist. Diese Haltung knüpft an seine Unterscheidung an, die er auf die Eingangsfrage hin getroffen hat, dass die Familie nicht Gegenstand einer zielgerichteten Zukunftsplanung ist. Damit ist nicht gesagt, dass es innerhalb der oder bezogen auf die Familie keine Zukunftsplanung gibt. Natürlich sind zum

Beispiel Fragen wie, wo man als Familie lebt, wie man wohnt, auf welche Schule die Kinder gehen, wie die Familie finanziell abgesichert werden kann etc. Gegenstand einer Planung. Doch diese Dinge betreffen nicht den Kern des familiären Zusammenlebens und den sich daraus notwendig ergebenden Krisenkonstellationen, wie sie am Modell der ödipalen Triade in ihren Grundzügen dargestellt worden sind. Der Umgang mit diesen Krisen – so die Auffassung des Interviewee – kann nicht Gegenstand einer vorbereitenden Planung sein. Es zeigt sich hier also wieder, dass Herr Polzin zum einen sehr gut zwischen dem Handeln innerhalb diffuser und dem Handeln innerhalb spezifischer Sozialbeziehungen differenzieren kann und dass er zum anderen den mit dem Vaterwerden verbundenen, nicht antizipierbaren Veränderungen ohne Angst gegenübersteht.

(16-17) V: „... sondern das ist so 'ne Situation da wird man einfach reingeworfen, weil die ist irgendwann so;“

Hier kommt noch mal sehr prägnant die erfahrungsoffene Haltung von Herrn Polzin zum Ausdruck. Er kann klar benennen, dass die krisenhafte Konfrontation mit dem Neuen notwendig mit der Erfahrung verbunden ist, dass da etwas mit einem geschieht, über das man keine Kontrolle hat. Hätte er eine „manageriale“ Haltung, würde er wahrscheinlich statt „wird man einfach reingeworfen“ eher „wirft man sich einfach rein“ sagen – im Sinne des Versuchs einer Instrumentalisierung von Krisen zum Zwecke der Selbsterfahrung. Und gleichzeitig wird sehr deutlich, dass er keine Angst davor hat, in eine solche Situation hineingeworfen zu werden. Das zeigt auch die adverbiale Bestimmung «einfach»: damit wird ja ausgedrückt, dass es dabei niemanden gibt, der Überlegungen anstellt und abwägt, wem was zuzumuten ist, sondern das Leben bzw. das Schicksal ist hier völlig teilnahmslos. Herr Polzin erwartet hier also keine Rücksichtnahme. Gleichzeitig steckt in dem «einfach» und in der Begründung „weil die ist irgendwann so“ eine Normalisierung der Krise – nicht in einem abwehrenden Sinne, sondern in dem Sinne, dass für den Interviewee Krisenbewältigung zum ganz normalen Leben dazu gehört.

(17) V: „...(..) und | man man wächst dann da rein.“

Hier zeigt sich deutlich sowohl die gestaltsichere Erfassung der Krisenlogik durch den Interviewee als auch dessen struktureller Optimismus. Für Krisen ist konstitutiv, dass für deren erfolgreiche Bearbeitung die bis dahin angeeigneten Kompetenzen nicht ausreichen. Diese Kompetenzen kann man aber eben nur erwerben, indem man sich „in die Krise hineinwerfen lässt“, also indem man sich der Krise aussetzt und daran wächst. Die Krisenlösung ist wie ein zu großer Mantel, in den man durch Erfahrungen noch reinwachsen muss. Und durch diese

Äußerung drückt sich gleichzeitig das Zutrauen des Interviewee aus, dass dies gelingen wird.

(17-19) V: „Ja also ich denke gerade, (.) von dem Gesichtspunkt aus, dass man dann (.) im Endeffekt drei Personen über die Runden bringen muss, ...“

Diese Ausdrucksgestalt lässt erneut – wie oben bei der Entstehung des Familiengefühls – erkennen, dass Herr Polzin die Struktur der ödipalen Triade vollständig verinnerlicht hat.⁸³ Wir haben hier wieder die *Gleichzeitigkeit von Gegenüber- und Einschlussverhältnis*: er fühlt sich jetzt für die Versorgung von Mutter und Kind verantwortlich und gleichzeitig bezieht er sich in diese Versorgung mit ein. Der Interviewee positioniert sich damit innerhalb der familialen Triade *gleichzeitig* als *Mitglied (horizontal)* und als *Verantwortlicher* gegenüber Mutter und Kind (*vertikal*). In der horizontalen Positionierung ist der Vater *Spielgefährte* für das Kind und *Alternativobjekt* zur Mutter. In der vertikalen Positionierung besetzt er die Position des Dritten, der neben der Versorgung *strukturell* für die Öffnung der Mutter-Kind-Dyade und für die Vermittlung notwendiger, auch gesellschaftlicher Anforderungen an das Kind zuständig ist. In dieser Position lässt sich der Vater mit Bezug auf ethnologische und psychoanalytische Theorien begrifflich als *Vertreter des Gesetzes* fassen.⁸⁴

Und auch hier haben wir wieder eine selbstreflexive Struktur in Form einer das Erleben des Interviewee ausdrückenden Ausdrucksgestalt und nicht in Form einer gedanklichen Reflexion.

Wir können hier die fortlaufende Sequenzanalyse abbrechen, da sich jetzt mehrfach wiederholt hat, dass Herr Polzin die Strukturodynamik der ödipalen Triade vollständig verinnerlicht hat und deshalb bereits während der Schwangerschaft seine Doppelpositionierung antizipieren kann. Ebenso hat sich an mehreren Stellen die Erfahrungsoffenheit des Interviewee gezeigt. Auch konnten wir feststellen, dass Herr Polzin über eine starke positionale Mitte verfügt, was hier zunächst bedeutete, dass er seine Erwartungsausrichtung prägnant zum Ausdruck bringen kann, ohne Angst vor einer anderen, neuen Erfahrung zu haben.

Zum Abschluss der Analyse des ersten Interviews soll nur noch eine Sequenz angeführt werden, die noch mal zeigt, wie gut sich der Interviewee in die Gesamtriade einfügen und gleichzeitig darin Differenzierungen bzw. Abgrenzungen vornehmen kann. Die Zeilen 87 bis 100 führe ich nur als Vorinformation

83 Denn würde er seine künftige Position narzisstisch überhöhen oder hätte er ein „manageriales“ Verständnis von seiner Position in der Familie, hätte er wahrscheinlich gesagt, „dass man *zwei* Personen (zusätzlich) über die Runden bringen muss“.

84 Wir gehen darauf noch näher in Kapitel 3.3 und 7.3 ein. Hier sei schon der Hinweis gegeben, dass es sich bei dieser Position um eine *strukturelle* Position handelt, die nicht notwendig vom realen Vater besetzt werden muss.

an, um die Rekonstruktion zu den Zeilen 102 bis 106 für den Leser nachvollziehbar zu machen.

(87-100) V: „Es war nicht geplant (.) und (.) !ja! wir haben 's auch erst im dritten Monat gemerkt; (I: Mhm) hat also regelmäßig ihre Tage bekommen, wir waren auch beim Arzt, sie hatte, weil sie halt Magenbeschwerden hatte, eben weil sie halt schwanger war, aber das wusste zu dem Punkt kein- zu dem Zeitpunkt keiner, auch die Ärzte haben das nicht | gemerkt, sondern sie is, sie wurde ja dann auf Magen Darm untersucht und auch hat auch Medikamente dafür bekommen, bis dann irgendwann 'ne Freundin gesagt hat, hier nimm doch mal, mach doch mal 'nen Test. Ja und dann haben wir 'nen Test gemacht und dann war das | dann positiv ja. Das ist halt auch wieder 'ne Frage, die ich persönlich, da frag ich mich auch, wozu haben wir Ärzte ja. Weil sie rennt drei Monate zum Arzt, kriegt Medikamente gegen Magenprobleme und all so 'n Zeug ja, aber dass da irgendwie mal einer drauf kommt, mal irgend-wie so 'ne Art Ultraschall macht oder so, !da denkst du keiner dran ja!. Wegen allem wegen allem krempeln sie einen um, und immer dann wenn es, das is is wieder diese Situationskomik, immer dann wenn man 's braucht, passiert nichts. Ja, und dann passiert genau das Gegenteil. !Vorher!, jedes Mal hätte man 's gemacht, nur genau dann isses nicht so. Murphys Law, kennen Sie bestimmt auch. (I: Ja ja) Genau.“

(101) I: „Ja und wie war so die, Ihre Reaktion dann?“

(102-106) V: „Meine? Also meine Reaktion die ist von Anfang an einwandfrei gewesen, würd ich mal behaupten ja. Ich bin da | superglücklich damit; ich find das auch | sehr schön. Ehm sagen wir mal ihre ihre Reaktion die war jetzt | von Anfang an nicht so berauschend, aber das hat sich dann auch schnell gelegt, ja. *Also im Großen und Ganzen eigentlich sind wir sehr zufrieden damit und auch glücklich, dass es so gekommen ist.*

Herr Polzin fragt auf die Frage des Interviewers zunächst zurück, ob der Interviewer *seine* Reaktion meint. Das liegt zunächst daran, dass das Pronomen «Ihre» sich sowohl auf ihn alleine als auch auf ihn und seine Frau sowie auf seine Frau alleine beziehen kann. Dennoch ist die Rückfrage bemerkenswert, denn der Interviewee hätte selbstverständlich davon ausgehen können, dass nach seiner Reaktion gefragt wird. Es wird hier also deutlich, dass seine Ausrichtung weder eine alleine auf sich bezogene noch eine seine Frau vereinnahmende ist, sondern dass er innerhalb der neu entstehenden familialen Triade auch Binnendifferenzierungen vornehmen kann. Diese Binnendifferenzierung drückt sich dann auch auf der inhaltlichen Ebene aus: Der Interviewee kann ohne Probleme benennen, dass er über die Nachricht der überraschenden Schwangerschaft sehr glücklich war

bzw. ist, während das bei seiner Frau zunächst nicht der Fall war.⁸⁵ Dabei formuliert er die Tatsache, dass seine Frau darüber zunächst nicht begeistert war, ohne irgendeine Abwertung oder ohne einen Anflug von Konkurrenz, wer jetzt die bessere Reaktion auf die Schwangerschaftsnachricht zeigt. Im letzten Satz führt er dann das Erleben von Beiden wieder zu einer gemeinsamen Synthese zusammen.

Wir können hier in nuce die Bewegung des Paares bei einer Krisenbearbeitung nachvollziehen: Diese Bewegung geht von einer gemeinsamen Ausrichtung als Paar – Klärung des Zustandes der Frau – über die Differenzierung in der Krise – unterschiedliche Reaktionen – hin zu einer neuen Synthese als Paar, in der dann die Differenzen aufgehoben und eine gemeinsame Neuausrichtung auf das kommende Kind vollzogen ist, also die neu entstehende Triade antizipiert wird. Wir haben hier also einen geradezu idealtypischen Verlauf einer erfolgreichen Krisenbearbeitung des Paares vor uns, der noch mal die obigen Fallstrukturhypothesen bestätigt.

2.6 Analyse des zweiten Interviews mit Herrn Polzin

- (1-5) I: „Gut. Ja also in dem /unserm ersten Gespräch da /hatten Sie auf meine Eingangsfrage nach den /Veränderungen im Laufe der Schwangerschaft /geantwortet, dass sich so im Großen und Ganzen alles so entwickelt hätte, wie Sie 's vorgestellt haben. (V: Mhm) Mich würde jetzt interessieren, ob's jetzt seit das Kind da ist irgendeine Erfahrung gab, die Sie so nicht erwartet haben?“

Wie bei den anderen beiden Interviewees greift der Interviewer auch hier die erste spontane und aussagekräftige Äußerung auf die Eingangsfrage vom ersten Interview auf – dass sich aus Sicht von Herrn Polzin im Verlauf der Schwangerschaft bis dahin alles weitgehend so entwickelt hatte, wie er es erwartet hatte – und fragt, ob für den Interviewee seit der Geburt des Kindes nun etwas Überraschendes, eine neue Erfahrung eingetreten ist.

- (6-9) V: „Ja, die gibt's ganz sicher, und zwar ist das die, von /vom Tag der Schwangerschaft an, wo man weiß, die Frau ist schwanger, bis zu dem Tag, wo man beide nach Hause holt, hat sich nicht viel geändert. (I: Mhm, mhm) !Aber an dem Tag, wo man sie beide zu Hause hat!, da ändert sich's ganze Leben.“

85 In einer der nachfolgenden Sequenzen stellt sich dann heraus, dass dies daran lag, dass die Frau gerade einen neuen Job angefangen hatte und noch in der Probezeit war.

Herr Polzin bejaht die Frage des Interviewers ohne Zögern und leitet dann mit der Formulierung „und zwar ist das die“ die Benennung einer prägnanten neuen Erfahrung ein. Diese Erfahrung muss sich zu diesem Zeitpunkt bereits für ihn deutlich abgebildet haben, da er mit dieser einleitenden Formulierung ankündigt, dass er die neue Erfahrung kurz und prägnant auf den Punkt bringen kann.

Die nun folgende Aussage bzw. Ausdrucksgestalt ist tatsächlich außerordentlich prägnant – und zwar in mehreren Hinsichten, die es im Folgenden zu rekonstruieren gilt. Zunächst benennt Herr Polzin noch mal die Erfahrung, dass während der Schwangerschaft die Vaterschaft für ihn noch relativ abstrakt geblieben ist. Diese Abstraktheit drückte sich in dem Ausbleiben größerer Veränderungen („hat sich nicht viel geändert“) aus. Dem stellt er maximal kontrastiv die Erfahrung(en) nach der Geburt des Kindes bzw. – genauer – nach dem Ankommen des Kindes zu Hause gegenüber. «Maximal kontrastiv» deshalb, weil mehr als das ganze Leben sich nicht ändern kann. Dabei benennt Herr Polzin sehr genau – sozusagen auf den Moment genau – sowohl Beginn und Ende der ersten Phase des Vaterwerdens („*wo man weiß, die Frau ist schwanger*“) als auch den Zeitpunkt des Beginns der eigentlichen Krise bzw. Veränderungen – nämlich den Tag, wo man Kind und Mutter zu Hause hat.

Interessant ist nun, dass für Herrn Polzin sich diese prägnante Erfahrung nicht direkt mit der *Geburt* des Kindes einstellt – sonst hätte er den Zeitraum der geringen Veränderungen nicht bis zum Tag der Abholung von Mutter und Kind aus dem Krankenhaus ausgedehnt –, sondern mit dem Tag, ab dem beide zu Hause sind. Was ist anders, wenn Mutter und Kind zu Hause sind?

Der Aufenthalt im Krankenhaus nach der Geburt des Kindes stellt für die neu entstandene Familie noch eine Art Moratorium dar. Die Eltern erhalten noch Unterstützung bei der Versorgung des Kindes und haben jederzeit einen Ansprechpartner, falls sie bezüglich des Umgangs mit dem Kind in irgendeinem Punkt unsicher sind. Zudem ist das Zusammensein mit dem Kind noch stark von den Tagesabläufen im Krankenhaus geprägt. Die Eltern sind also in dieser Zeit noch nicht allein verantwortlich für das Kind und noch nicht allein auf sich gestellt bei der Versorgung des Kindes. Dies ändert sich schlagartig, wenn die Eltern mit dem Kind das Krankenhaus verlassen haben und zu Hause angekommen sind.

Herr Polzin benennt nun sehr präzise diesen Moment als den Beginn einer umfassenden Veränderung – nämlich des ganzen Lebens. Anders als bei Herrn Michels, bei dem schon während der Schwangerschaft – und dann eben auch nach der Geburt – eine starke positive Ausrichtung auf das Kind selbst zu erkennen war, vollzieht sich die Transformation für Herrn Polzin vor allem über die völlige Veränderung der Alltagsstruktur. Das bestätigt wieder die Rekonstruktion seines Erfahrungshabitus, der, wie wir im ersten Interview gesehen haben, vor

allem auf sinnlich-konkrete, am eigenen Leib zu spürende Erfahrungsgegenstände ausgerichtet ist. Diese vor allem über die Veränderung in der Alltagsstruktur manifest werdende Krise des Vaterwerdens kann der Interviewee sowohl hinsichtlich des Zeitpunkt ihres Eintretens als auch ihres Ausmaßes („... ändert sich 's ganze Leben“) sehr genau benennen.

Wir können also als **erste Fallstrukturhypothese** festhalten,

dass Herr Polzin den Zeitpunkt und das Ausmaß der Krise sehr prägnant für sich abbilden kann, was dafür spricht, dass er keine Angst hat vor den mit dem Elternwerden verbundenen Veränderungen.

Unter dem Gesichtspunkt der ödipalen Strukturodynamik ist diese Sequenz bzw. Ausdrucksgestalt auch außerordentlich prägnant. Indem der Interviewee davon spricht, beide – also Mutter und Kind – nach Hause zu holen, behandelt er die Mutter-Kind-Dyade als Einheit, der er gegenübersteht. Dieses Gegenüberstehen ist aber nicht ein Außenvorstehen, da der Interviewee ja aktiv beide zu sich in sein Lebenszentrum (nach Hause) holt. Das heißt, hier haben wir – allerdings in einer viel ausgeprägteren Ausdrucksgestalt – erneut die bereits im ersten Interview rekonstruierte Doppelstruktur vorliegen: Der Interviewee positioniert sich der Mutter-Kind-Dyade als ein Gegenüber, worin sowohl die Anerkennung der Besonderheit dieser Beziehung zum Ausdruck kommt als auch seine Positionierung als Dritter, der sich für beide verantwortlich fühlt, und gleichzeitig bezieht er sich in die neu entstehende Triade mit ein. Diese Selbsteinbeziehung ist mit dem Nach-Hause-Holen bereits deutlich erkennbar – denn sonst würde er beide nicht in sein Lebenszentrum holen – und wird mit dem Zu-Hause-Haben dann schließlich vollzogen. Man kann deshalb sagen, dass wir hier in einer äußerst prägnanten und sehr verdichteten Ausdrucksgestalt die *Triangulierungsbewegung* selbst vor uns liegen haben, die der Vater beim Übergang zur Elternschaft vollziehen muss – nämlich in die dritte Position zu rücken, ohne sich aus der Triade auszuschließen.

Wir können deshalb als **zweite Fallstrukturhypothese** formulieren,

dass Herrn Polzin der Übergang zur Vaterschaft vollständig gelingt in dem Sinne, dass er sich den Anforderungen der ödipalen Strukturodynamik entsprechend in eine Doppelpositionierung bringen kann: zum einen als DRITTER, der für die Mutter-Kind-Dyade Verantwortung übernimmt, und zum anderen als ZWEITER – nämlich in der direkten Beziehung zum Kind und in der Beziehung zu seiner Frau –, in der er den anderen Mitgliedern der Triade gleichgestellt ist.⁸⁶

⁸⁶ Auf diese Doppelpositionierung gehen wir noch näher im Kapitel 3.3 ein.

Indem der Interviewee noch mal eine Unterscheidung zwischen «nach Hause holen» und «zu Hause haben» macht, zeigt er, wie stark er über eine mittige Positionalität verfügt. Während für Herrn Maus die Veränderung durch das geborene Kind „ein ganz entscheidender Einschnitt *irgendwo* im eigenen Leben“ war, dieser also die Krise und sein Erleben nicht verorten konnte, erfährt Herr Polzin die Krise des Vaterwerdens am konkreten Ort der Alltagspraxis – seinem Hause. Das ist sein äußerer und innerer Bezugspunkt, von dem aus er die Lebenspraxis wahrnimmt und von dem aus er die Krise bestimmen kann.

Wir sehen also, dass hier eine klare Ausrichtung (Positionalität) mit einer prägnanten Abbildung der Krise durch den Interviewee einhergeht. Das ist, so muss man annehmen, kein Zufall. Denn erst durch die starke Verankerung in eine positionale Mitte, auf die hin der Interviewee jede neue Erfahrung beziehen kann, kann sich das krisenhafte Neue in einer prägnanten Gestalt abbilden. Die Bedeutung der hier klar erkennbaren Positionalität sowohl für die konkret zu bewältigende Triangulierungsaufgabe als auch für die Erfahrungsaneignung allgemein soll durch eine kontrastive Formulierung deutlich gemacht werden. Wenn wir in der Äußerung von Herrn Polzin die Positionalität anzeigenden ‚Marker‘ probenhalber weglassen, könnte sich daraus folgende Formulierung ergeben:

„Vom Tag der Schwangerschaft, wo man weiß, die Frau ist schwanger, bis zu dem Tag, an dem man zur Entbindung ins Krankenhaus muss, hat sich nicht viel geändert. Aber ab dem Tag, an dem das Kind auf der Welt ist, ändert sich das ganze Leben.“

In dieser Äußerung ist zwar auch noch eine klare Bestimmung des Zeitpunkts, zu dem die Krise eintritt, erkennbar, es fehlt aber eine Positionierung sowohl gegenüber der Krise selbst als auch innerhalb der neu entstehenden familialen Triade. Dadurch zeichnet sich nicht deutlich ab, wie der Sprecher dieser Äußerung die bezeichnete Veränderung erlebt. Das liegt daran, dass hier weder eine *personale* Bezugnahme auf die anderen Mitglieder der Triade vorgenommen wird noch das Krisenhafte auf eine *positionale Mitte* hin bezogen wird. Bei Herrn Polzin fand diese personale Bezugnahme über «sie beide nach Hause holen» und «sie beide zu Hause haben» statt. Damit hat er sowohl Mutter und Kind als Adressaten der Bezugnahme markiert als auch die Art der Bezugnahme. Denn in beiden Wendungen drückt sich zum einen eine fürsorgliche Bezugnahme aus und zum anderen die Hereinnahme von Mutter/Frau und Kind in das eigene Lebenszentrum. Letzteres würde wohl nicht in dieser Weise formuliert, wenn diese Hereinnahme nicht eine positive wäre.

Als **dritte Fallstrukturhypothese** lässt sich daher festhalten,

dass der Interviewee auch deshalb die Krise des Vaterwerdens gut bewältigen – sprich: sich innerhalb der familialen Triade klar positionieren und die Krise für sich gut abbilden – kann, weil er über eine starke positionale Mitte verfügt.

(10) I: „Ach ja, und inwiefern?“

(11-12) V: „!Es ist einfach alles anders! Also d- das is eh*m* ich will jetzt nicht sagen unbeschreibbar, aber | man ä*h* | man merkt dann erst plötzlich, dass es nicht mehr so geht, wie 's mal ging.“

Herr Polzin macht noch mal deutlich, wie umfassend die eingetretene Veränderung ist. Die Formulierung, „ich will jetzt nicht sagen unbeschreibbar“, drückt seine Skepsis gegenüber verbalen Mystifizierungen aus, was zu seinem pragmatischen Erfahrungshabitus passt. Dass dieser leibbezogene, sinnlich-konkrete Erfahrungshabitus seinen primären Zugang zur Krisenhaftigkeit des Vaterwerdens darstellt, bildet sich in der nachfolgenden Äußerung prägnant ab, wenn er sagt, „man merkt dann erst plötzlich, dass es nicht mehr so geht, wie 's mal ging.“ Hier ist sehr gut auf den Punkt gebracht, wie die bis dahin gültige Routine nicht mehr funktioniert, weil sie einfach auf etwas Widerständiges stößt. Die Überraschung darüber drückt sich in dem «plötzlich» aus. Und diese Veränderung kann man nicht antizipieren, die „merkt man erst“, wenn man das Kind zu Hause hat.

(12-22) V: „Dass man einfach weggeht, dass man einfach dieses macht, dass man nachts durchschläft und und und und und. Das kommt | das ist einfach alles anders, ja. (.) Der Essensrhythmus ist anders, weil das Kind geht vor und | das und das und dieses und jenes, ja. Dann kommt natürlich auch noch (ehm 'ne) is die finanzielle Situation ist dann ab dem Tag 'ne ganz neue, ja, das war vorher auch nicht so. Vorher (sag ich mal) kriegt man die Sachen geschenkt und an dem Tag merkt man erst mal, was einem alles fehlt. LACHEN BEIDE !Jaja genau! und | so geht das dann halt so weiter, ja. Das sind dann halt Sachen, das da braucht man bestimmt | also wir ha- bei uns hat das vom Material her gut geklappt, wir hatten fast alles, aber | man braucht doch so 'n Monat, bis man sich da drauf eingependelt hat [I: Mhm], das man mal sagt, okay jetzt, so und so sieht 's aus und | das funktioniert jetzt so, ja.“

Herr Polzin konkretisiert jetzt, was nicht mehr so geht wie früher. Dabei bestätigt sich wieder sein Zugang über die Alltagspraxis. Durch die mehrmalige Aufzählung der Konjunktion «und» macht er wieder deutlich, wie umfassend die Veränderung durch das Kind ist. Sie lässt sich nicht eingrenzen. Sein Zugang zum

Kind, so zeigt sich hier, findet vor allem über dessen Integration in den Alltag statt. Nun könnte es sein, dass sich darin eine fehlende personale Bezugnahme des Vaters auf das Kind ausdrückt, da er das Kind scheinbar nur aus der Perspektive wahrnimmt, was für dieses zu organisieren ist.

Auch wenn sich diese Frage an dieser Stelle noch nicht abschließend klären lässt, sprechen doch bereits hier zwei Punkte gegen diese Hypothese. Zum einen die Tatsache, dass der Interviewee sich auf diese umfassende Veränderung des Alltags offenbar einlässt. Anderenfalls würde er nicht so lebhaft diese Veränderungen in ihrer Konkretion benennen, sondern – wie wir es zum Beispiel bei Herrn Maus gesehen haben – eher defensiv bzw. abwehrend darüber berichten. Zum anderen – und hier liegt auch ein wesentlicher Unterschied zu Herrn Maus – geht die *Richtung* der Ausrichtung hier ganz klar vom Vater zum Kind und nicht umgekehrt. Denn abgesehen davon, dass Herr Polzin an einer Stelle explizit sagt, „weil das Kind geht vor“, ist diese Richtung der Ausrichtung auch daran zu erkennen, dass er die ganzen ‚Neuerungen‘ des Alltags als etwas aufzählt, worauf sich *die Eltern* einstellen müssen. Prägnant kommt dies auch am Ende dieser Sequenz zum Ausdruck, wenn er sagt, „man braucht doch so ’n Monat, bis man sich da drauf eingependelt hat, das man mal sagt, okay jetzt, so und so sieht ’s aus und das funktioniert jetzt so, ja.“ Man muss sich also einstellen („einpendeln“) auf und einen Überblick („so und so sieht ’s aus“) über die Situation verschaffen. Das ist das Gegenteil davon, eine Situation abzuwehren.

- (23) I: „Also, dass man auch weiß, was man alles braucht [V: Ja] und was man da hat [V: Genau] und so.“
- (24-35) V: „Ja. Wie ’s funktioniert, was man am besten nimmt und so weiter und so fort ja. *Weil es ja * oft doch, dass man irgendwas nimmt, weil ’s einem empfohlen wurde und dann und das andere viel !besser ist! zum Beispiel, ja, was dann | was man sagt, okay dasnehm ich jetzt mal, weil ich ’s halt | gesehen habe, weil ’s PFF im Angebot war oder irgendwas auch immer, ja. Da kommt dann raus, es is viel viel sinnvoller, das zu benutzen oder viel besser, ja. Man ändert so seine Strategien, was man sich vorher denkt, was gut ist, ist im Endeffekt dann totaler Mist, ja, und dann sind andere Sachen, die sind wieder total easy, ja, das läuft dann einfach viel besser. [I: Mhm] Das war so die gravierendste Änderung, ja, wo ich jetzt sagen muss, | das war wirklich was, mit dem man vorher hat nicht rechnen können; und das kann man auch nicht, also [I: Mhm] ich sag mal, wenn man ’n zweites Kind bekommt, ist die Situation meiner Meinung nach wahrscheinlich wieder ganz genauso, nur halt irgendwo man !man kennt schon die Punkte, wie ’s d’rauf rausläuft!, aber im Endeffekt wie ’s wirklich ist, weiß man erst dann, wenn man ’s da hat.“

Herr Polzin deutet lauter Dinge an, die die Pflege des Kindes betreffen und was man dafür benötigt. Auch wenn es hier um sehr konkrete Alltagsdinge geht, lässt sich daraus ablesen, dass der Interviewee insgesamt flexibel und unängstlich mit der neuen Situation umgeht. Er beschreibt das Sich-Einrichten auf das Kind fast wie ein Trial-and-Error-Verfahren – so lange, bis es passt. Dennoch scheint hier eine weitere neue Erfahrung des Interviewee durch: „*Das war so die gravierendste Änderung, ja, wo ich jetzt sagen muss, das war wirklich was, mit dem man vorher hat nicht rechnen können*“. Da ja vorher von der Organisation der Pflege des Kindes die Rede war, kann sich das Überraschende nur darauf beziehen, dass selbst diese organisatorische Einstellung auf das Kind so nicht vorhersehbar war, obwohl man gerade von diesem Teil noch am ehesten hätte erwarten können, dass er antizipierbar ist. Gleichzeitig ist implizit zu erkennen, dass das Unvorhersehbare nicht in erster Linie auf schlechte Vorbereitung oder Unwissen zurückzuführen ist, sondern auf die Individualität des Kindes. Denn anderenfalls hätte Herr Polzin bezogen auf ein zweites mögliches Kind den Schluss gezogen, dass die Eltern dann besser vorbereitet sind. Hier stellt er aber fest, „*ist die Situation meiner Meinung nach wahrscheinlich wieder ganz genauso, nur halt irgendwo man !man kennt schon die Punkte, wie 's d'rauf rausläuft!, aber im Endeffekt wie 's wirklich ist, weiß man erst dann, wenn man 's da hat.*“ Das heißt, hier wird ganz deutlich, dass das *Kind* der Bezugspunkt für alle Handlungen ist, und dass dabei das Kind nicht als Pflegegegenstand wahrgenommen wird, sondern in seiner Einzigartigkeit und Individualität, auf die man sich bei ^{ci-}nem zweiten Kind wieder neu einstellen muss. Diese Bezugnahme auf das Kind zeigt sich auch daran, dass der Interviewee wohl vollständig in die Pflege des Kindes und deren Organisation eingebunden ist.

Wir können deshalb als **vierte Fallstrukturhypothese** formulieren,

dass die scheinbar fehlende personale Bezugnahme von Herrn Polzin auf das Kind nicht einer fehlenden emotionalen Ausrichtung auf das Kind geschuldet ist, sondern seinem pragmatischen Erfahrungshabitus, der ihn eher über konkret im Alltag erfahrbare Dinge sprechen lässt als über nur introspektiv zu erfassende Gefühlsveränderungen.

- (36) I: „Was was haben Sie denn so als die einschneidendste Veränderung empfunden?“

Der Interviewer fragt jetzt Herrn Polzin nach der am tiefsten gehenden Veränderung. Das ist aus zweierlei Gründen befremdlich: Zum einen hat der Interviewee gerade eben über die gravierendste Veränderung gesprochen. Es ist nicht zu erwarten, dass die Frage nach der *einschneidendsten* Veränderung hier etwas grundsätzlich Neues aufschließt. Außerdem hat das Adjektiv «einschneidend»

eine andere Konnotation als «gravierend»: eine «einschneidende» Veränderung ist immer auch eine schmerzhafteste Veränderung. Das muss bei einer «gravierenden» Veränderung nicht der Fall sein. Zum anderen ist die Frage ziemlich subsumptionslogisch. Denn sie verlangt, dass der Interviewee seine ganzen Erfahrungen ordnet, mit einer Wertigkeit versieht und dann bilanziert, was den höchsten Veränderungsindex hat. Deshalb ist das eine Frage, die den Zugang zum Erleben eher verstellt und stattdessen zu einer kognitiven Auswertung des Erfahrungsprozesses einlädt.

(37-38) V: „(.) Die einschneidendste Veränderung? (...) *ATMET SCHWER AUS*
Muss ich mal drüber nachdenken.

Herr Polzin macht zwei Sekunden Pause, bevor er die Frage für sich wiederholt; dann wieder drei Sekunden Pause, um nach einem schweren Ausatmen zu antworten, dass er darüber erst mal nachdenken müsse. Eine solche Unterbrechung von Seiten Herrn Polzins gab es bis zu diesem Punkt des Interviews nicht ansatzweise an keiner Stelle. Herr Polzin hatte sich bis dahin sehr spontan und redegewandt geäußert. Es wird hier also deutlich, wie sehr die Frage den Interviewee irritiert und aus dem Tritt bringt.

(39) I: „**Lassen Sie sich ruhig Zeit **. *LACHT*

Der Interviewer hilft dem Interviewee nicht mit einer neuen Frage aus seiner Verlegenheit, sondern gibt ihm Zeit, über die Frage nachzudenken.

(40-42) V: *LEISE VOR SICH HIN* „Die einschneidendste Veränderung? (...) Die war (.....) Gute Frage. (Das sind ja) super Fragen hier, [I: *LACHT*] *die einschneidendste Veränderung * (.) *Was könnt 'nn das gewesen sein? * (....)“

Das ist wirklich außergewöhnlich: Der Interviewee macht insgesamt 18 (!) Sekunden Pause, um nachdenken zu können und wiederholt für sich dreimal die Frage des Interviewers – ohne zu einem Ergebnis zu kommen. Und das alles vor dem Hintergrund, dass der Interviewee ansonsten während des gesamten Interviews sehr lebhaft, spontan und rhetorisch versiert spricht. Deshalb verweist das erstaunlich lange Zögern sehr eindrücklich darauf, dass der Interviewee noch mitten in der Krisendynamik drin ist. Aus diesem Grund fällt es ihm so schwer, eine bilanzierende Auswertung dieses Prozesses vorzunehmen. Wir erhalten hier also noch mal einen deutlichen Beleg dafür, inwiefern sich die hier durchgeführten Interviews von einem biografischen Interview unterscheiden. Hier geht es nicht um eine rückblickende Rekonstruktion der eigenen Lebensgeschichte oder bestimmter Passagen daraus, sondern um die Erfassung des aktuellen Erlebens in sprachlichen Ausdrucksgestalten.

Nach dieser langen Unterbrechung findet Herr Polzin doch noch zu einer Antwort auf die Frage des Interviewers:

- (42-54) V: „*Ja * (...), dass man nicht mehr, nicht mehr so flexibel ist, ist sicherlich | 'ne 'ne Veränderung; also ich persönlich bin eh nicht so der Typ, der da andauernd so durch die Gegend macht; das war für mich nicht so gravierend, für andere Leute wär das vielleicht die einschneidendste Veränderung. Für mich ist eher so die einschneidendste Veränderung, ehm (...) dass man in Situationen, wo man wirklich | kaputt ist, noch teilweise fit sein muss. (I: Mhm) Das ist glaube ich das | Schwerste. Ja, (.) das heißt also, wenn wirklich mal was ist, man ist krank, oder oder (...) hat mal bisschen länger gefeiert beispielsweise, dann hat man früher gesagt, okay jetzt bleib ich hier auf der Couch liegen und genau da bleib ich jetzt liegen und das das geht halt nicht mehr. (I: Mhm, mhm) Da ist jetzt die Frau da, die muss mit 'm Kind nach Hause meistens oder bisher, ja jetzt ist das schon leichter, aber das ist glaub ich die einschneidendste Veränderung, dass man wirklich 24 Stunden, abgesehen da von der Zeit wo ich Arbeiten bin (aber da), rund um die Uhr eigentlich sein Leben nach dem Kind einrichtet. Oder nach dem Ablauf der (für die) Familie. Das ist eigentlich so das Gravierendste ja.“

Diese Sequenz soll nicht mehr einer Feinanalyse unterzogen werden. Aber sie zeigt eindrücklich, wie der Interviewee durch die Geburt des gemeinsamen Kindes einen vollständigen Ausrichtungswechsel vollzogen hat: nachdem er sich in einer Suchbewegung der Fragestellung nähert, bringt er sie am Ende wieder in eine sehr prägnante Ausdrucksgestalt: „dass man wirklich 24 Stunden, abgesehen da von der Zeit wo ich Arbeiten bin, rund um die Uhr eigentlich sein Leben nach dem Kind einrichtet. Oder nach dem Ablauf der Familie.“ Zum einen wird die Totalität dieser Neuausrichtung mit der Formulierung «24 Stunden» markiert. Zum anderen sieht man, wie sich die Gewichtung zwischen Arbeit und Familie eindeutig zugunsten der Familie verschiebt: obwohl die Arbeit vom *zeitlichen* Umfang her nach wie vor den Hauptanteil des Tages ausmacht, wird sie hier gegenüber der Familie zu einer Nebensache („abgesehen“). Diese vollständige Ausrichtung auf Kind und Familie wird auch sehr anschaulich in dem Sofa-Bild. Der Interviewee erlebt aber dieses vollständige Gefordertsein nicht als etwas, worüber er sich beklagen müsste, dem nachzukommen, ist für ihn vielmehr selbstverständlich. Dass er diese umfassende Veränderung nicht als negativ erlebt, zeigt sich auch daran, dass er am Ende, wo er für sich die Frage des Interviewers stimmig beantworten kann, wieder zu seiner eigenen Begrifflichkeit der «gravierendsten» Veränderung zurückkommt, obwohl er vorher die negativ konnotierte Begrifflichkeit («einschneidendste») des Interviewers mehrfach aufgenommen hatte.

Um möglicherweise letzte Zweifel an der auch *personalen* Ausrichtung des Interviewee auf das Kind auszuräumen, schließt diese Fallrekonstruktion mit einer späteren Sequenz aus dem Interview. Nachdem Herr Polzin vorher offen über Belastungssituationen gesprochen hat, die dann auch kurzzeitig zu Stress auf der Paarebene führen können, ohne dass er darin für seine Beziehung zu seiner Frau ein grundsätzliches Problem sieht, fragt der Interviewer:

(116) I: „Und hat es auch auf der anderen Seite so ÷ verbindende Momente geschaffen oder?“

(117-124) V: „Ja gut, das Kind ist das Verbindende. Ja also, es ist das is 'n Ereignis oder | also ich mein das sagt jetzt jeder | grad jetzt er oder für für die Familie das Kind selber RÄUSPERT SICH *ja kommt drauf an, wie man auch zu seinem Kind steht *, das is das is wirklich 'n ultimativen Ereignis, ja. Also ich persönlich steh oder wir beide stehen wirklich vor der vor der Frage, wollen wir ein zweites Kind. (I: Mhm, mhm) Ja. (I: Also jetzt schon?) !Ne ne, nicht ne nicht nicht [I: Ach so] nicht, weil wir! Eins wollen, sondern wollen wir eins | auf, in unseren Augen momentan gesehen auf die Gefahr hin, dass es anders wird als er. (I: Ach so) Ja, !es wird sicherlich anders und man wird 's wahrscheinlich genauso gern haben!, aber momentan ist das eben die Krönung, ja.“

3. Zusammenfassung der Ergebnisse der Sequenzanalysen

3.1 Triangulierung des Vaters

Die Sequenzanalysen der Interviews im ersten Teil haben gezeigt, dass die drei interviewten Männer den Übergang zur Vaterschaft sehr unterschiedlich bewältigen. Auf dem Hintergrund des dargestellten Modells der ödipalen Triade wurde deutlich, dass diese Unterschiede vor allem darin zum Ausdruck kommen, wie sich die werdenden und gewordenen Väter innerhalb der ödipalen Triade und ihrer Strukturdynamik positionieren und dass diese Positionierung entscheidend für die Erzeugung einer familiären Dynamik ist, die die Autonomieentwicklung des Kindes ermöglicht und vorantreibt. Mit dieser Positionierung – so war deutlich erkennbar – war jeweils auch eine unterschiedliche Ausrichtung auf das Kind verbunden.

Bei *Herrn Maus* sind wir auf viele Hinweise gestoßen, dass er das Kind als Bedrohung erlebt und das Vaterwerden bei ihm vor allem Ängste auslöst, die er sich aber nicht eingestehen kann, die er also abwehrt. Deshalb findet bei ihm auch keine offene Ausrichtung auf das Kind statt. Das Kind bleibt für ihn im ersten Interview abstrakt und gewinnt auch im zweiten Interview – nach seiner

Geburt – kaum an Konkretion. Gleichzeitig führt der Übergang zur Elternschaft bei ihm auch nicht zu einer engeren Bindung an seine Frau, so dass wir zu dem Ergebnis kamen, dass Herr Maus die ödipale Triade als Grundstruktur von Familie für sich nicht abbilden kann und er sich innerhalb dieser Triade eher vereinzelt, also sich tendenziell aus dieser ausschließt.

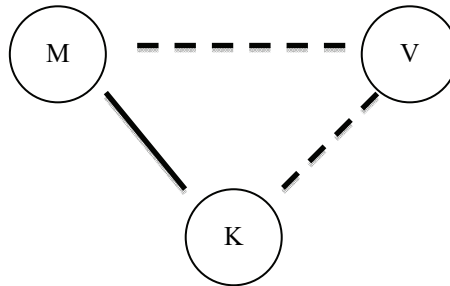


Abb. 5: Triangulierung Herr Maus

Herr Michels dagegen suchte schon sehr früh – also schon während der Schwangerschaft – den Kontakt zum Kind und hat dementsprechend von Anfang an eine enge Bindung zu seinem Sohn. Er zeigte also bereits im ersten Interview eine starke Ausrichtung auf das Kind. Gleichzeitig gab es hier bereits erste Anzeichen, dass Herr Michels mit seiner Frau um die Mutterposition – also um eine Exklusivbeziehung zum gemeinsamen Kind – konkurriert. Diese Tendenz, eine Exklusiv-Beziehung zum Kind aufzubauen, wurde dann im zweiten Interview deutlich erkennbar. Von daher ergab die Sequenzanalyse der beiden Interviews, dass Herr Michels zwar problemlos eine enge Bindung zu seinem Sohn aufbaut und somit diesen Teil der Vaterschaft sehr gut ausfüllt, dass er dabei aber nicht die Exklusivität der Mutter-Kind-Beziehung anerkennen kann, sondern versucht, selbst die Mutter-Position einzunehmen, was auf eine Störung auf der Ebene der Gattenbeziehung hinwies. Bezüglich der ödipalen Triade wurde hier also deutlich, dass Herr Michels deren Struktur nur fragmentiert – nämlich ohne eine starke Gattenbeziehung und ohne Anerkennung der Mutter-Kind-Dyade – in sich abbilden kann. Der dafür notwendige Positionswechsel von der zweiten in die Position des Dritten innerhalb der familialen Strukturdynamik wurde deshalb von diesem Interviewee an keiner Stelle in den beiden Interviews vollzogen.

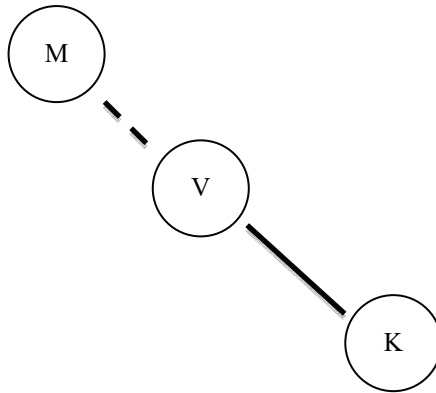


Abb. 6: Triangulierung Herr Michels

Schließlich erwies sich der dritte Befragte, *Herr Polzin*, in verschiedenen Hinsichten als idealtypischer Fall, insofern er die Strukturdynamik der ödipalen Triade vollständig und gestaltsicher erfasst hat und in verschiedenen Ausdrucksformen abbilden konnte. Dies kam vor allem darin prägnant zum Ausdruck, dass Herr Polzin sich – unter Anerkennung der Exklusivität der Mutter-Kind-Dyade – in die Position des Dritten begeben hat, ohne sich dabei aus der Triade auszuschließen, sondern – im Gegenteil – die Triade als Ganzes, also unter Einschluss seiner Person, als Struktur abbilden konnte.

Dieser Interviewee zeigte sich auch bei der Betrachtung des Übergangs zur Vaterschaft *als Erfahrungsprozess* als besonders erfahrungsoffen und deshalb auch hier als Idealtypus, insofern sich an ihm einige konstitutive Merkmale gelingender Erfahrungsaneignung aufzeigen bzw. rekonstruieren lassen.

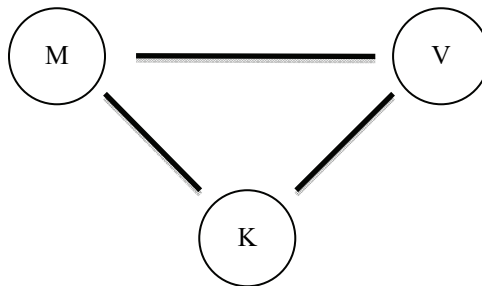


Abb. 7: Triangulierung Herr Polzin

Herr Maus dagegen kann in der vorliegenden Untersuchung als Beispiel für nicht-gelingende Aneignungs- und Transformationsprozesse angesichts der Konfrontation mit dem Neuen – hier dem Vaterwerden – betrachtet werden. Das liegt vor allem darin begründet, dass die mit dem Vaterwerden verbundenen Veränderungen und Herausforderungen bei ihm Ängste auslösen, die er sich nicht offen eingestehen kann, sondern immer wieder während der Interviews versucht zuzudecken.

Das Scheitern einer die Weiterentwicklung des Subjekts befördernden Krisenbewältigung ist für unsere Untersuchung aber außerordentlich instruktiv. Denn die genaue Analyse des Scheiterns liefert uns eine Kontrastfolie, auf deren Hintergrund sich die für gelingende Erfahrungsprozesse konstitutiven Strukturmerkmale genauer in den Blick nehmen lassen.

Bevor wir aber im zweiten Teil uns noch mal einzelne, besonders prägnante Sequenzstellen aus den Interviews unter der Perspektive anschauen, welche Rückschlüsse sie auf die Dynamik und Struktur von gelingenden Erfahrungs- und Lernprozessen erlauben, sollen zunächst die wichtigsten Ergebnisse der Sequenzanalysen hinsichtlich der Triangulierungsaufgabe der Eltern zusammengefasst werden.

3.2 Die Abstraktheit des Vaterwerdens bis zur Geburt

Bei der Untersuchung sind wir von der Ausgangshypothese ausgegangen, dass für den Vater die Schwangerschaft und damit die erste Phase des Vaterwerdens aufgrund der fehlenden leiblichen Erfahrungsbasis abstrakt bleiben muss und dass sich deshalb der Übergang zur Vaterschaft für den Mann nicht - wie die Mutterschaft für die Frau - über den allmählichen Prozess des sich entwickelnden Fötus vollzieht, sondern ganz plötzlich, von einem Tag auf den anderen. Diese Hypothese hat sich bei der Sequenzanalyse der Interviews sehr schnell und bei allen drei werdenden Vätern bestätigt.

Während bei Herrn Maus diese Abstraktheit direkt in seiner Formulierung der Nicht-Greifbarkeit zum Ausdruck kam („... *im Moment isse sag mal für mich noch schwer zu greifen einfach*“) – auch wenn wir im weiteren Verlauf der Sequenzanalyse gesehen haben, dass das nicht Greifen-Können des Vaterwerdens bei ihm auch fallspezifisch motiviert ist -, zeigte sie sich bei und für Herrn Polzin vor allem in dem Ausbleiben überraschender Ereignisse während der Schwangerschaft: „*Ja man kann also kaum sagen, dass das jetzt irgendwie groß jetzt 'ne Überraschung für mich gewesen wäre, wie das ganze jetzt so abläuft.*“ Und auch beim dritten Interviewee, Herrn Michels, kam gleich zu Beginn des ersten Interviews die Abstraktheit der Erfahrung des Vaterwerdens zum Ausdruck, obwohl er, wie wir gesehen haben, von allen drei werdenden Vätern am intensivsten und auch am frühesten den Zugang zum Kind gesucht hat: „*Auf was*

beziehen sie das jetzt? Auf (...) äh | ja | das Gefühl oder | das Leben allgemein?“ Wir hatten aus dieser Nachfrage des Interviewee auf die Eingangsfrage des Interviewers eine – im Vergleich zur das Kind austragenden Frau – Distanz zum Schwangerschafts-geschehen rekonstruiert, weil zum einen der Versuch an sich, die Eingangsfrage zu spezifizieren, einen Hinweis auf das Fehlen einer unmittelbaren Erfahrung anzeigt, der dann durch den *Inhalt* der Spezifizierung bestätigt wird. Denn mit der Unterscheidung „auf das Gefühl oder das Leben allgemein“ – so hatten wir rekonstruiert – wird die Einstellung gegenüber der Schwangerschaft bzw. das Empfinden in Bezug auf sie zu einer eigenständig zu behandelnden Frage gemacht. Die *Schwangerschaft selbst* und die *Einstellung* zu ihr werden also in der Frage von Herrn Michels getrennt, und zwar deshalb, so die Schlussfolgerung, weil für ihn die Schwangerschaft – anders als bei der Frau – *als Zustand* nicht vorhanden ist.

Wir können also als eine erste Differenz zwischen Mann und Frau bezüglich der Bewältigung des Übergangs zur Elternschaft festhalten:

Während für die Mutter aufgrund der leiblichen und hormonellen Basis ein Gefühl für das kommende Kind wie selbstverständlich einfach vorhanden ist – außer es liegt von vornherein eine massive Abwehr gegenüber der Schwangerschaft vor –, muss der Vater ein Gefühl für etwas entwickeln, was für ihn sinnlich noch gar nicht erfahrbar ist.

3.3 Zur Bestimmung der Triangulierungsaufgabe des Vaters

Die Feststellung der Abstraktheit des *Vaterwerdens* ist insofern bedeutsam, als damit sozusagen die Kehrseite eines zentralen Aspekts der Triangulierungsaufgabe für den Mann bzw. werdenden Vater benannt ist: die Anerkennung der Exklusivität der Mutter-Kind-Dyade⁸⁷.

Beim Übergang zur Elternschaft geht es für den Mann vor allem darum, die Exklusivität der Mutter-Kind-Dyade⁸⁸ anzuerkennen, ohne sich aus der Triade –

87 Diese Exklusivität ist zunächst in dem biologischen Unterschied fundiert, dass das Kind im Mutterleib heranwächst und nicht im Leib des Vaters. Dieser Unterschied findet – neben Gemeinsamkeiten – auch seinen Niederschlag im unterschiedlichen Erleben von Frau und Mann beim Übergang zur Elternschaft, wie beispielsweise Daniel Stern (1998) in seiner Rekonstruktion der sogenannten *Mutterschaftskonstellation* gezeigt hat. Hier wird deutlich, dass Mütter häufig in einer existenziellen Weise mit Fragestellungen bezüglich des Babys beschäftigt sind – z.B. der Frage, ob sie als Mütter das Überleben und Gedeihen des Babys gewährleisten können –, wie es bei Vätern nur selten vorkommt.

88 Um Missverständnissen vorzubeugen, sei hier noch einmal ausdrücklich darauf hingewiesen, dass aus der hier postulierten Notwendigkeit der Anerkennung der Exklusivität der Mutter-Kind-Dyade auf Seiten des Mannes *nicht* der Schluss folgt, Väter sollten und könnten auch

also weder aus der Gatten- noch aus der Vater-Kind-Beziehung - zurückzuziehen. *Anerkennen* impliziert hier zweierlei: Einmal dass der Vater die leiblich fundierte enge Mutter-Kind-Bindung akzeptieren kann, ohne sich zurückgesetzt zu fühlen – und darauf mit Rückzug zu reagieren – und ohne in direkte Konkurrenz zur Mutter um das Kind zu treten. Ein Rückzug würde auf eine *Verabsolutierung* der Mutter-Kind-Dyade hinauslaufen, die sich ja gerade nicht ausbilden darf, damit das Kind sich aus der Mutter-Kind-Symbiose lösen bzw. dieser entwachsen kann. Genau dafür ist der Vater als alternative Bezugsperson so wichtig. Deshalb meint *Anerkennung* der Exklusivität der Mutter-Kind-Dyade nicht deren *Verabsolutierung*. Zum anderen bedeutet *Anerkennung* – und das gilt für beide Eltern –, dass *der* Elternteil, der sich in einer aktualisierten Dyade mit dem Kind befindet, generell den anderen, also aktuell ausgeschlossenen oder nicht anwesenden Elternteil mit repräsentiert, und zwar sowohl als anderen Elternteil als auch als Gatten. Denn damit wird, wie wir im Kapitel zur ödipalen Triade herausgearbeitet haben, dem Kind zweierlei signalisiert: Dass es noch jemanden gibt, mit dem das Kind den jeweiligen Elternteil teilen muss und dass es in den Augen des in einer aktualisierten Dyade mit dem Kind stehenden Elternteils in Ordnung ist, wenn es sich auch an den anderen Elternteil wendet. Es geht also im Kern darum, dass die Eltern durch ihre Positionierung und ihr Verhalten innerhalb der ödipalen Triade dem Kind zwei Grunderfahrungen ermöglichen: dass es auf der einen Seite die Sicherheit hat, auf der Eltern-Kind-Ebene jederzeit wahlweise auf einen der beiden Elternteile (oder auch auf beide) zugreifen bzw. sich beziehen zu können, ohne fürchten zu müssen, dass sich der andere Elternteil dadurch zurückgesetzt fühlt und dass es andererseits die Erfahrung macht, den jeweiligen Elternteil nicht exklusiv für sich zu haben, sondern mit dem anderen Elternteil teilen zu müssen, da beide Eltern auf der Gattenebene eine eigenständige Beziehung unterhalten, aus der das Kind ausgeschlossen ist.

Wir können nun kehrseitig daraus schließen, dass für die *Frau* die zentrale Triangulierungsaufgabe darin besteht, der *Versuchung* zu widerstehen, *den Vater auszuschließen*, also seinen notwendigen Beitrag zur Elternschaft nicht vollständig anzuerkennen und stattdessen in der ungestörten Mutter-Kind-Symbiose ihre Omnipotenz- bzw. Vollkommenheitsphantasien auszuleben.

Die Triangulierungsaufgabe besteht demnach für *beide* Eltern – negativ formuliert – darin, den Dritten bzw. sich selbst nicht auszuschließen. Darin stim-

nicht von Anfang an eine intensive Beziehung zu ihrem Kind aufbauen. Noch weniger folgt daraus, dass die Säuglingspflege deshalb primär eine Aufgabe der Mutter wäre. Der hier mit dem Modell der ödipalen Triade vertretene Ansatz geht im Gegenteil von der Auffassung aus, dass der Vater von Anfang an für das Kind eine wichtige Rolle spielt. Worum es hier nur geht, ist der Umgang mit einer biologisch fundierten Differenz zwischen den Geschlechtern auf der Ebene der Sinnstrukturierung.

men alle bekannten Triangulierungsmodelle überein. Doch beide Elternteile nähern sich dieser Aufgabe von entgegengesetzten Positionen her: die Frau von der naturwüchsigen Mutter-Kind-Symbiose, der Mann von der Abstraktheit der Vaterschaft her. Deshalb stellt sich ihnen – positiv formuliert – die Triangulierungsaufgabe inhaltlich jeweils ganz unterschiedlich: Der Vater muss eine *Ausschlusserfahrung* bewältigen, die Mutter eine *Versuchungssituation*. Das bedeutet auch, dass bei beiden beim Übergang zur Elternschaft auch jeweils andere Strukturdynamiken der ödipalen Triade aus der eigenen Kindheit reaktualisiert werden: Die Exklusivität der Mutter-Kind-Dyade reaktualisiert beim Mann – so ist zu vermuten – die strukturhomologe *Erfahrung des Ausgeschlossenseins* aus der elterlichen Paarbeziehung und damit den Verzicht auf das Primärobjekt. Je nachdem wie gut er diese Erfahrung – abhängig von Zuwendung und Sicherheit gewährleistenden Eltern-Kind-Beziehungen und von einer positiven Identifizierung mit dem eigenen Vater – verarbeiten konnte, wird es ihm gelingen, in der Triade zu bleiben, bei gleichzeitiger Anerkennung der Besonderheit der Mutter-Kind-Beziehung. Bei der Frau dagegen besteht eine Strukturhomologie zwischen der Versuchungssituation beim Übergang zur Elternschaft und der *Erfahrung mit ihrem eigenen Vater*. Das heißt, die Anerkennung des Beitrags ihres Mannes zur Elternschaft hängt wesentlich davon ab, inwieweit es ihr als Kind gelungen ist, eine positive Beziehung zum Vater aufzubauen, also sich dem Vater anzunähern, so dass sie die Symbiose mit der Mutter verlassen konnte.⁸⁹

Der Vater muss von der zweiten in die dritte Position rücken und eine Doppelrolle wahrnehmen

Man kann auch sagen, die Triangulierungsaufgabe für den Vater besteht zum einen darin, von der zweiten in die dritte Position zu rücken und dies zu akzeptieren. Dass der Vater aufgrund der Exklusivität der Mutter-Kind-Beziehung in die dritte Position wechseln muss, wird von fast allen theoretischen Positionen *implizit* anerkannt, indem sie den Vater durchweg als Dritten bezeichnen, allerdings ohne den Wechsel als solchen und die damit verbundenen Konsequenzen zu benennen.

Vor allem wird – meinem Kenntnisstand nach – dabei übersehen, dass die mit dem Kind einhergehende Verschiebung hin zu einem Ungleichgewicht zwischen den beiden Gatten nicht allein auf der biologisch fundierten Exklusivität

89 Vergleiche dazu auch Reimut Reiches Ausführungen zum ersten der drei Gesetze der Sexualität nach Hartmann, dem Gesetz der allgemeinen bipolaren Zweigeschlechtlichkeit: Danach muss der Junge eine maskulin-aggressive Bewegung von der Mutter weg vollziehen, während das Mädchen eine feminin-masochistische Bewegung zum Vater hin vollziehen muss. (Siehe Reiche 1994, 44)

der Mutter-Kind-Dyade beruht, sondern hier noch *die strukturellen Unterschiede zwischen der Gatten- und der Eltern-Kind-Beziehung* mit ins Spiel kommen. Es sind vor allem zwei Unterschiede, die der Eltern-Kind-Beziehung gegenüber der Gattenbeziehung ein stärkeres Gewicht verleihen bzw. letztere etwas in den Hintergrund drängen und damit die Ausschlusserfahrung des Mannes/Vaters verstärken: zum einen die *faktische Unkündbarkeit* der Eltern-Kind-Beziehung und zum anderen ihre *Asymmetrie bezüglich der Reziprozität*.

Zwar handelt es sich sowohl bei der Gatten- als auch bei der Eltern-Kind-Beziehung um diffuse Sozialbeziehungen, die von ihrer inneren Logik her auf Unbefristetheit angelegt sind, doch lässt sich die Gattenbeziehung faktisch kündigen, auch wenn dies ein Scheitern bedeutet. Dagegen lassen sich deszendente Beziehungen nicht kündigen. Unabhängig davon, wie gut oder schlecht – und ob überhaupt – die leiblichen Eltern ihre Elternfunktion ausfüllen, sie bleiben für das Kind die ursprünglichen Eltern.⁹⁰

Zu dieser Deszendenz kommt noch die Asymmetrie der Reziprozität in der Eltern-Kind-Beziehung, die sich aus der erst noch zu entwickelnden Autonomie des Kindes und - kehrseitig dazu – der Fürsorgeverpflichtung der Eltern gegenüber dem Kind ergibt.

Diese beiden Unterschiede setzten sich sozusagen auf die biologisch fundierte Exklusivität der Mutter-Kind-Dyade noch drauf. Dadurch verstärken sie diese Exklusivität, obwohl sie eigentlich für beide Eltern gelten.

Mit dieser Einnahme der Dritten-Position geht die Besetzung einer Doppelrolle für den Vater einher – zumindest in struktureller Hinsicht. Bei Herrn Polzin hatten wir gesehen, dass er diese Doppelrolle bereits während der Schwangerschaft antizipiert. Diese Doppelrolle drückte sich darin aus, dass er sich inner-

90 Sehr eindrucksvoll bestätigt sich dies empirisch beispielsweise in dem Phänomen, dass sehr früh adoptierte Kinder oder selbst Kinder, die mit Hilfe einer anonymen Samenspende gezeugt worden sind, häufig – wenn sie in einem entsprechenden Alter sind und davon erfahren bzw. wissen – versuchen, den leiblichen Vater bzw. Spender ausfindig zu machen. Das ist nebenbei auch ein Beleg dafür, wie wenig die einfache bzw. dichotomisierende Zuordnung von Aspekten der Elternschaft entweder zum Bereich der Natur oder zum Bereich der Kultur hier greift. Denn auf der einen Seite geht es den Kindern bei ihrer Suche um die Klärung der *leiblichen* Vaterschaft, also einer Elternschaft, die – bis dahin – ja keinerlei soziale Verankerung in ihrem eigenen Leben hatte. Insofern ist dies ein Beleg dafür, dass es eine Differenz zwischen leiblicher und sozialer Vaterschaft gibt und dass erstere in letzterer nicht einfach aufgeht und deshalb nicht einfach ersetzt werden kann. Diese Bedeutung der leiblichen Vaterschaft beruht auf der anderen Seite aber nicht in erster Linie auf den biologischen Aspekten von Abstammung, sondern es geht den Kindern dabei um die Klärung ihrer eigenen Herkunft. Das kommt daher, dass der biologische Akt der Befruchtung der Eizelle auf der Ebene der Humangattung von vornherein eingebettet ist in Sozialität, also in soziale Handlungen. Deshalb wirft eine leibliche Elternschaft, die sozial nicht gelebt wird, neben der Frage, wer diese Person ist, die zu meiner Existenz beigetragen hat, immer auch die Frage nach den Gründen auf, warum die leibliche Elternschaft nicht auch sozial vollzogen wurde.

halb der familialen Triade gleichzeitig als *Mitglied (horizontal)* und als *Verantwortlicher* gegenüber Mutter und Kind (*vertikal*) positionierte.

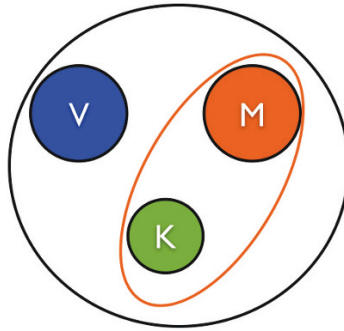


Abb. 8: Doppelposition des Vaters

Diese beiden Positionen haben wir als die des *Spielgefährten* und die des *Vertreters des Gesetzes* bezeichnet. Zur letzteren Position schreibt Hermann Lang: „Um einen Kern eigener Identität bilden zu können, muß das menschliche Subjekt Abstand zu seiner primären Bezugsperson gewinnen. Damit dies möglich wird, hat sich im Verhältnis zum primären Anderen ein drittes Strukturmoment abzuzeichnen, das auf eine andere Ordnung als die der privativen Dualunion verweist. Wie wir indessen schon angedeutet haben, ist der reale Vater, der dieses dritte Moment zu verkörpern hat, keine letzte Instanz – so wäre das System erneut geschlossen. Der reale Vater ist selbst nur Verweisung, Funktion, Agent der menschlichen Gesellschaft, der hier, denn darauf beruht diese menschliche Gesellschaft als auf ihrem Urgesetz, das Inzestverbot durchzusetzen hat.“ (Lang 2000, 167)

Lang bezieht sich hier auf Claude Lévi-Strauss (1993), der gezeigt hat, dass das Inzesttabu konstitutiv ist für die humanspezifische Form der Sozialität. Ohne die Regel des Inzesttabus wäre der Übergang zu den spezifisch menschlichen Organisationsformen wie Familie, Verwandtschaft, Gemeinschaft und Gesellschaft nicht denkbar. Denn erst durch die Kehrseite des Inzesttabus – das Exogamiegebot – öffnet sich die Primärgruppe zur Gemeinschaft und zur Gesellschaft hin. Deshalb muss es innerhalb der Primärgruppe ein drittes Moment geben, das auf eine über die Gruppe hinausgehende Ordnung verweist.⁹¹ Deshalb kommt

91 Neben dem Inzesttabu – und mit diesem aufs engste verzahnt – ist deshalb auch die *Familialisierung des Vaters*, die es in dieser Form im Tierreich nicht gibt, ein weiterer zentra-

dem Vater strukturell – neben seiner Position als Spielgefährten – auch die Rolle des Vertreters des Gesetzes zu.

Lévi-Strauss hat festgestellt, dass in fast allen archaischen Gesellschaften diese beiden Positionen noch personell aufgeteilt waren – und zwar meistens zwischen dem Vater des Kindes und dem Mutterbruder, also dem Onkel des Kindes mütterlicherseits.⁹² In allen diesen Gesellschaften stehen der Vater und der Mutterbruder hinsichtlich der affektuellen Beziehung zum Kind in einem Plus-Minus-Verhältnis, wobei mit *plus* ein eher durch Nähe, Zärtlichkeit sowie Spontaneität und mit *minus* eher ein durch Distanz, Autorität und Respekt geprägtes Verhältnis bezeichnet ist. In Abbildung 9 sind die Kombinationsmöglichkeiten der vier Beziehungen⁹³ aufgeführt, für die sich Lévi-Strauss interessiert hat. Gesellschaften, in denen es drei positive Beziehungen und eine negative Beziehung – oder umgekehrt – gibt, sind nicht bekannt. Offensichtlich wären sie in einem dauerhaften Ungleichgewicht und hätten deshalb keinen Bestand. (vgl. Reinhardt 2008, 88f.) Die obere Reihe bezeichnet von links nach rechts die Beziehungen zwischen den Ehegatten und zwischen Bruder und Schwester, die untere Reihe die zwischen Vater und Kind sowie Onkel und Kind. „Die ethnographischen Beispiele zeigen, dass von diesen sechs Möglichkeiten offenbar in der überwältigenden Mehrheit der Fälle nur vier realisiert werden. Beziehungsgeflechte wie a) und f), die keinerlei positive Beziehung *zwischen* den Generationen aufweisen, sind jedenfalls nicht dokumentiert.“ (ebenda, 89) Wir sehen also, dass bei den vier verbleibenden Kombinationsformen die Beziehung zwi-

ler Hebel für den Übergang von Natur zu Kultur. Denn erst die Konstituierung der *Vaterposition* stellt sicher, „dass Familien stabile, in den Zuordnungen benennbare, intergenerationelle Verknüpfungen und kurz: Abstammungslinien und Verwandtschaften begründen, die auch Männer – und nicht nur Frauen (Mütter) und Kinder – einbeziehen.“ (Lipp, 80) Erst auf der Ebene der Humangattung gelingt es, Allianz und Filiation, Gattenschaft und Abstammung zusammenzuführen: „Die entscheidende kulturschöpferische Leistung, die hier zum Durchbruch kam, hat erst der Mensch erbracht: über die bestehenden Brutgemeinschaften hinaus eine Lebensform zu entwickeln, die Paarbeziehungen (familiar gesehen: „Ehen“, „Allianzen“) und „Generationen“-verhältnisse (familiar gesehen: „Filiationen“) a) strategisch kombinierte und b) sozialorganisatorisch nicht nur im Binnenraum der „Horde“, sondern nach außen hin, gegenüber externen Gruppen, eng verzahnte. Als Schlüssel solcher Verzahnung erscheint augenfällig die Figur des „Vaters“.“ (Lipp 2003, 532)

92 Für Lévi-Strauss ist nicht die Kernfamilie mit Mutter, Vater und Kind die Grundeinheit von Verwandtschaft, weil darin *das* Element fehlt, das die Verwandtschaft über die Sphäre der biologischen bzw. natürlichen Beziehungen in die Sphäre der Kultur hebt: das Element des Frauenaustauschs. Deshalb nimmt er in die Grundeinheit, die er mit *Verwandschaftsatom* bezeichnet, den Mutterbruder als Frauengeber auf, da dieser in vielen archaischen Gesellschaften diese Position innehat bzw. hatte. (vgl. Reinhardt 2008, 85f.)

93 Insgesamt besteht das Verwandschaftsatom aus sechs Beziehungen. Da Lévi-Strauss das Verhältnis zwischen Mutter und Sohn (positiv) und zwischen Vater und Mutterbruder (negativ) für konstant gehalten hat, hat er diese beiden Beziehungen nicht berücksichtigt.

schen Vater und Kind und Onkel und Kind nie gleichpolig ist. Denn das würde bedeuten, dass eine der beiden oben genannten Positionen – der Spielgefährte oder der Gesetzesvertreter – dem Kind fehlen würden. Wir sehen zum einen daran, wie wichtig diese beiden Positionen für die Entwicklung des Kindes sind. Dass diese beiden Positionen in der Kulturgeschichte der Menschheit lange Zeit auf zwei Personen verteilt waren, lässt zum anderen vermuten, dass es in archaischen Gesellschaften noch nicht möglich war, die beiden für die Gesetzlichkeit der ödipalen Triade so wichtigen Komponenten in einer Person zu synthetisieren, da dies ein hohes Maß an Individuiertheit voraussetzt. (vgl. Oevermann 2014,36)

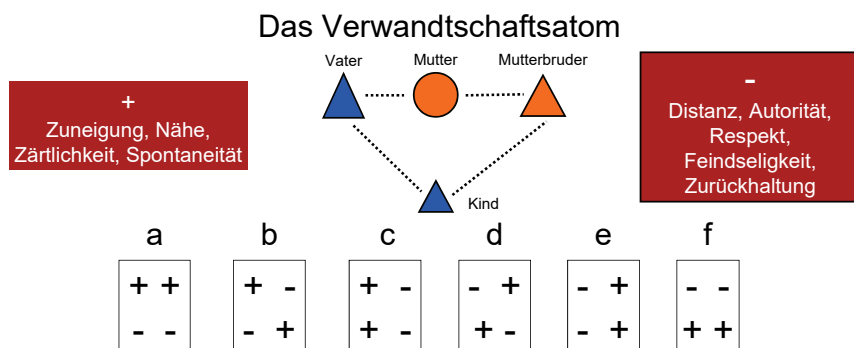


Abb. 9: Das Verwandtschaftsatom

(Ergänzte Abbildung nach Reinhardt 2008, 89)

3.4 Zur Struktur der widersprüchlichen Einheit im Übergang zur Elternschaft

Wir sind in der Sequenzanalyse der Interviews auf mehrere Spannungsfelder im Übergang zur Vater- bzw. Elternschaft gestoßen, die für diesen Übergang konstitutiv zu sein scheinen. Diese Spannungsfelder zeichnen sich jeweils durch eine Polarität aus, deren Pole sich einerseits gegenseitig ausschließen, die aber dennoch notwendig aufeinander bezogen sind. Wir finden also in diesen Spannungsfeldern dieselbe Grundfigur der *widersprüchlichen Einheit* wieder, wie sie auch die familiäre Triade auszeichnet. Da, wie wir später sehen werden, diese Grundstruktur auch eine zentrale Bedeutung für Transformationsprozesse hat, sollen im Folgenden diese Polaritäten noch mal kurz zusammengefasst werden.

Die Einlassung des Kindes in eine zweckfreie Reziprozitätsbeziehung

Vor allem im ersten Interview mit Herrn Michels haben sich mehrere Hinweise dafür gefunden, dass das Paar beim Übergang zur Elternschaft gleichzeitig in die beiden sich eigentlich gegenseitig ausschließenden Positionen der *Erzeuger* und der *Empfänger* des Kindes kommen. Während die Erzeugerposition unmittelbar einleuchtet, zeigte sich die Empfängerposition an der Wahrnehmung von Momenten der Unverfügbarkeit bezüglich der Herbeiführung und des Verlaufs der Schwangerschaft. Durch diese Momente der Unverfügbarkeit der Natur ist das Kind nicht einfach ein Produkt des Fortpflanzungswillens der Eltern bzw. dessen Emanation, sondern es wird – implizit in den Formulierungen des Interviewee erkennbar – zu einem Geschenk, zu einer *Gabe* an die Eltern.

Diesen Gabencharakter des Kindes führten wir nicht auf eine vermeintlich unaufgeklärte Glaubenshaltung oder eine falschen Anthropomorphisierung der Natur zurück, sondern sahen dies als Ausdruck für eine für die Entstehung und Entwicklung menschlichen Lebens konstitutive und notwendige *Reziprozitätsbeziehung*, die in der Sozialität selbst vorgenommen wird. Anders gesagt: Die Position des Kindgebers muss nach dieser These in der Vorstellungswelt der Eltern – wenn auch noch so implizit – fiktiv geschaffen bzw. besetzt werden, um das neugeborene Kind in eine zweckfreie Reziprozitätsbeziehung einlassen zu können, eben weil es diese Reziprozität selbst noch nicht ausfüllen kann. Diese zweckfreie Reziprozitätsbeziehung ist sozusagen die Grundlage dafür, dass die Eltern das Kind nicht nur als etwas Eigenes, zu ihnen Gehörendes wahrnehmen, sondern – in Antizipation seiner zu entwickelnden Autonomie – als ein eigenständiges Subjekt. Im Unterschied zum Produktcharakter markiert der Gabencharakter das Kind in seiner Unverfügbarkeit als Subjekt, für das die Eltern gleichwohl voll verantwortlich sind.

Neben der Gleichzeitigkeit von sich gegenseitig ausschließender Erzeuger- und Empfängerposition war nun interessant, dass sich der Gabencharakter des Kindes nur bei den beiden Interviewees – nämlich Herrn Michels und Herrn Polzin – abbildete, bei denen sich auch eine vollständige Ausrichtung auf das Kind vollzog. Also nur hier fanden wir diese *Doppelstruktur von vollständiger Ausrichtung auf und angemessener Abgrenzung* gegenüber dem Kind vor. Da das Kind hier für das Neue steht, könnte es sein, dass diese Doppelstruktur generell für Erfahrungsprozesse eine wichtige Rolle spielt. Wir kommen darauf im zweiten Teil der Arbeit zurück.

Die Realisierung des Kinderwunsches im Spannungsfeld von zielgerichtetem und spontanem Handeln

An einer Ausdrucksgestalt im ersten Interview mit Herrn Michels kam die widersprüchliche Handlungslogik bei der Realisierung des Kinderwunsches besonders prägnant zum Vorschein. Hier antwortete Herr Michels auf die Frage des Interviewers, ob es sich um ein Wunschkind handelt, mit folgender Differenzierung: „[Ja] (jetzt) sagen wir mal so, wir hatten | gesagt im Dezember wir legen 's drauf an oder Mitte Dezember (.) und *na ja es hat dann halt gleich funktioniert * und | damit haben wir beide nicht gerechnet und waren halt total baff.“

Auffällig war hier, dass in dieser Äußerung das Verb ‚darauf anlegen‘ *performativ*⁹⁴ verwendet wird, obwohl dies streng genommen nicht möglich ist. Denn es mit seinem Handeln auf etwas anlegen – so unsere Rekonstruktion –, verweist immer auf eine *latente* Motivation. Deshalb lässt sich diese Latenz immer nur im Nachhinein, also retrospektiv feststellen. Denn die performative Verwendung, also die Verwendung in der ersten Person Singular des Indikativ Präsens aktiv, läuft auf den in sich widersprüchlichen Sprechakt hinaus, „Ich verfolge latent/unbewusst folgende Handlungsabsicht“.

Dieser sprachpragmatische Widerspruch wird dagegen zu einer vollgültigen und prägnanten Ausdrucksgestalt, wenn man ihn als Ausdruck zweier grundlegender Spannungspole bei der Realisierung des Kinderwunsches begreift: Dann drückt sich zum einen darin die grundlegende Ambivalenz des Kinderwunsches aus, dass nämlich mit der Erfüllung dieses Wunsches eine umfassende Veränderung des bisherigen Lebens zu zweit einhergeht und dass diese Neukonstellierung auch scheitern kann. Zum anderen kommt in dieser Ausdrucksgestalt prägnant zum Ausdruck, dass bei der Realisierung des Kinderwunsches zwei sich gegenseitig ausschließende Handlungs- bzw. Strukturlogiken aufeinandertreffen. Auf der einen Seite haben wir die *Logik des zielgerichteten Handelns*, also der konsequenten und effizienten Verfolgung eines Ziels. In dieser Logik müsste das Paar versuchen, den Menstruationszyklus der Frau so genau wie möglich zu berechnen, um dann ganz gezielt bzw. terminiert den Geschlechtsakt zu vollziehen, in der Hoffnung, dass es auch ein Zeugungsakt ist. Also so, wie es die Natur sehr effizient vormacht.

Dem steht aber auf der anderen Seite die *Logik der Gattenliebe* entgegen, für die es konstitutiv ist, dass Sexualität als Ausdruck des gegenseitigen Begehrens und Begehrterwerdens spontan – und nicht nach Plan – vollzogen wird. Eine maximale Zielgerichtetheit bei der Umsetzung des Kinderwunsches würde die für die Gattenbeziehung konstitutive Sexualität auf einen technischen Eingriff reduzieren.

94 Zur Definition performativer Verben siehe Kapitel 6.3

Der Interviewee, so hatten wir gesagt, realisiert hier also in der Gestalt eines sprachpragmatischen Widerspruchs sehr prägnant die *widersprüchliche Einheit zweier sich ausschließender Handlungslogiken* bei der Umsetzung des Kinderwunsches: der Einheit von zweckrationaler, effektiver Zielverfolgung und zweckfreier, spontan sich ausdrückender Gattenliebe.

So wie wir die ödipale Triade als widersprüchliche Einheit von Gatten- und Eltern-Kind-Beziehung - als die plausiblere Oevermannsche Lesart - rekonstruiert haben, so finden wir diese Grundstruktur bereits an Handlungsstellen, die sozusagen auf eine Einfädelung in die familiäre Triade zielen.

Diese dialektische Struktur ist also auf der einen Seite zentral für das Verständnis grundlegender Strukturdynamiken, die durch die familiäre Triade erzeugt werden und die oben anhand der drei Strukturkonstellationen (Kap.) skizziert wurden. Wie wir dort gesehen haben, kommt den Eltern dabei die wichtige Aufgabe zu, die konkurrierenden Handlungsanforderungen innerhalb der ödipalen Triade sowohl in ihrer Widersprüchlichkeit als auch in ihrer Einheit gütig zur Ausprägung zu bringen, um dem Kind eine gelingende Autonomieentwicklung zu ermöglichen. Auf der anderen Seite können wir deshalb davon ausgehen, dass die Einsozialisation des Kindes in die Strukturdynamik der ödipalen Triade eine zentrale Rolle für dessen Fähigkeiten zur Bewältigung von Krisen- und damit Transformationsprozessen spielt. Wie wir im zweiten Teil anhand einer erneuten Sequenzanalyse ausgewählter, besonders verdichteter Ausdrucksgestalten sehen werden, spielen für das Gelingen von Erfahrungs- und Lernprozessen Handlungskompetenzen eine wichtige Rolle, die innerhalb der Strukturdynamiken der ödipalen Triade ausgebildet und sich angeeignet werden können.

Erfahrung als Transformationsprozess

Eine empirische Untersuchung am Gegenstand des
Übergangs zur Vaterschaft

Fertsch-Röver, J.

2017, IX, 353 S. 25 Abb., Softcover

ISBN: 978-3-658-18264-9